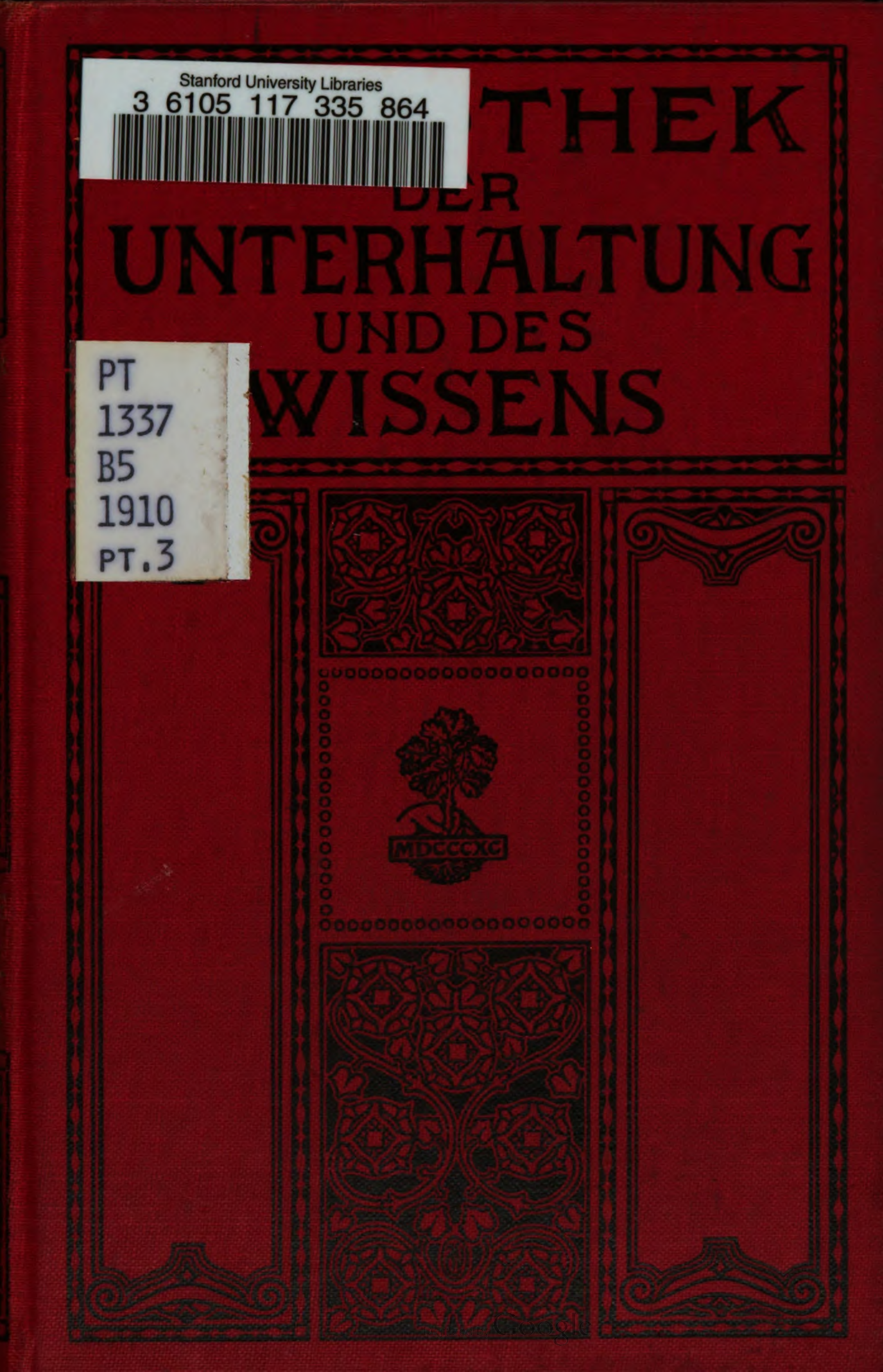
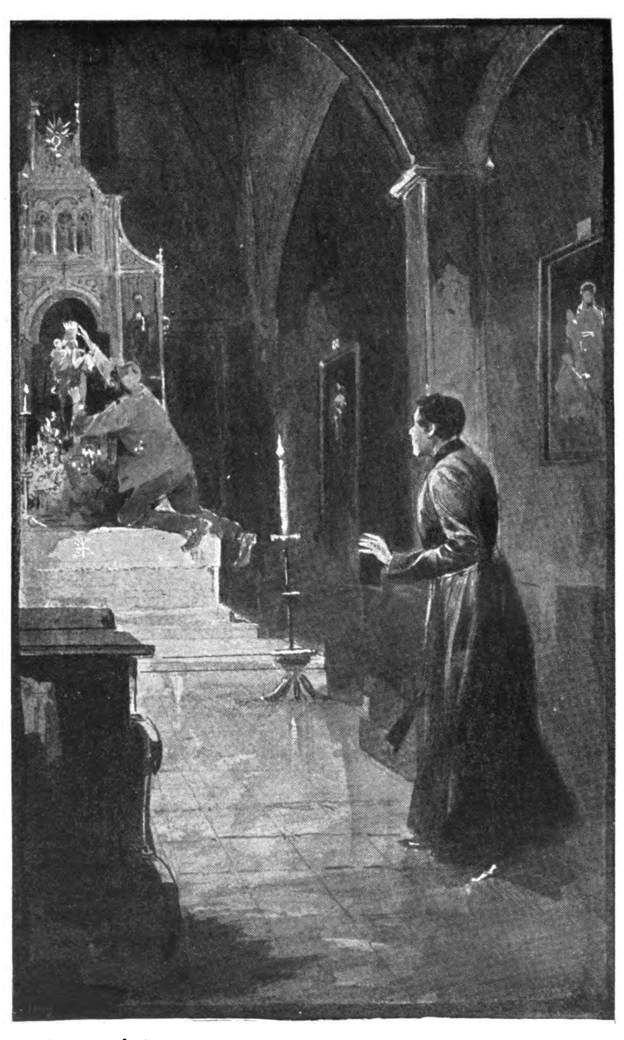


...THEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS
MDCCCXC


Bücher-Sammlung
von

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



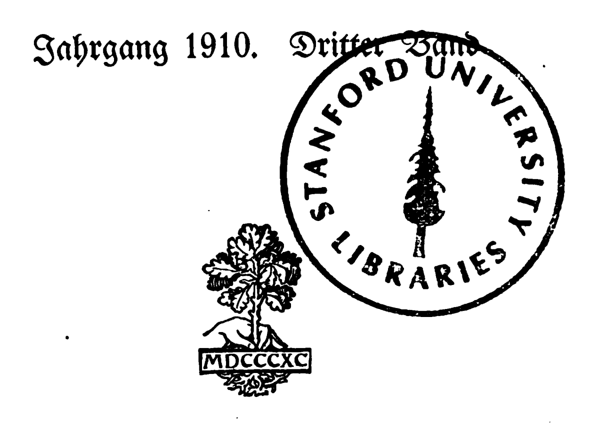


Zu der Erzählung „Der Pfarrer von Losone" von W. Kellner.
(S. 87)
Originalzeichnung von Th. Volz.



Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1910. Dritter Band



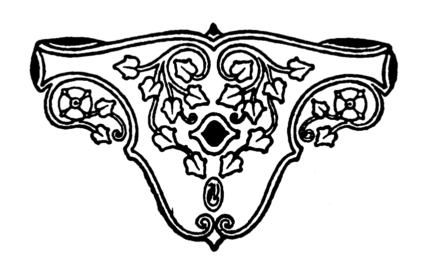
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

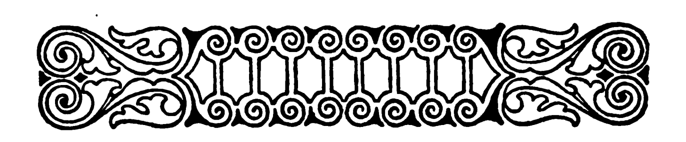
Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







Willst du dein Herz mir schenken —

Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

(Fortsetzung.) ▽ (Nachdruck verboten.)

Siebentes Kapitel.

Auf den Ledersesseln im Herrenzimmer hatte sich noch eine Schar rauchlustiger und trinkfester Herren beisammen gehalten — die schönsten Stunden des Festes, wie Herr v. Grottfuß lachend behauptete. „Na, Herr Hauptmann," rief er, „Sie bleiben doch auch noch auf ein Gläschen?"

„Danke sehr, Herr Geheimrat. Komme nur, um mich zu empfehlen und meinen gehorsamsten Dank auszusprechen."

„Bitte — bitte! Ganz auf meiner Seite! — Sie haben sich für heute abend, wie ich finde, eine recht interessante Blässe zugelegt. Also — wirklich nicht noch ein Schlückchen?"

„Danke verbindlichst. — Die Herren bleiben noch?"

„Einige Augenblicke nur," sagte Graf Brankowan, nach der Uhr sehend.

„Dann — gute Nacht allerseits!" Hartleben verneigte sich und ging.

In der Garderobe schnallte er hastig den Säbel um, warf den Mantel über die Schultern, setzte den

Helm auf und stieg die Stufen in beschleunigter Eile hinab.

Ihm preßte sich die Brust zusammen bei dem Gedanken an die glückliche Sehnsucht, mit welcher er diese Schwelle überschritten, und an die Trostlosigkeit, mit welcher er nun das Haus verließ.

Draußen lag die dritte Morgenstunde still über der noch schlafenden Großstadt. Der Wagenlärm vor dem Gittertor war verklungen. Hin und wieder huschte ein verspäteter Nachtschwärmer an ihm vorüber — sonst war alles still in dieser vornehmen Gegend.

Einen kleinlichen, ungerechten Haß gegen den unschuldigen Urheber dieses Zerwürfnisses warf er widerwillig beiseite. Die Sache lag tiefer. Aber so tief, wie sie in der Tat lag, wollte er sie nicht sehen. Schlimm genug, daß eine Augenblickswallung, eine Gemütsreizung stärker sein konnte als das Gefühl der Liebe. Aber dieses Unrecht, gegen jede bessere Einsicht an ihm verübt, mußte der ruhigen Überlegung weichen, so daß — an diese Annahme klammerte sich sein Hoffen — wenn die Erregung der Reue gewichen, jener häßliche Zwischenfall aus ihrer beiderseitigen Erinnerung schwinden würde.

Was war natürlicher, als daß er in dieser Hoffnung kaum die Stunde erwarten konnte, das erlösende Wort zu hören, welches den Bann aufhob und ihm die Anwartschaft auf Glück und Liebe zurückgab.

Er pries es als einen segensreichen Zufall, daß ihm morgen, als am Sonntag, die Kette des Dienstes nicht bis in die späten Nachmittagsstunden nachklirrte, daß er also dem Zuge seines Herzens zur Besuchszeit folgen konnte.

In dieser Gewißheit glaubte er sich jetzt schon aller Unsicherheit enthoben und drückte, was sich zweifelnd

dagegen auflehnte, mit dem Bewußtsein seiner eigenen Liebe und ihrer beseligenden Kraft gewaltsam nieder.

— — — — — — — — — — — — — —

Graf Brankowan hatte seine Zigarre aufgeraucht und erhob sich.

„Wollen die Herren schon aufbrechen? Für heute ist es noch sehr früh!“ rief der Hausherr.

„Ich werde erwartet,“ sagte Brankowan, sich verabschiedend. „Und da finde ich, daß die Herren doch sehr unsolide sind, so spät zu Bett zu gehen.“

Unter dem Lachen der Anwesenden schritt er aus dem Zimmer nach der Garderobe.

„Sie kommen doch noch mit in den Klub, Graf?“ fragte der kleine Leutnant v. Rosenau, dem die hundertfünfzigtausend Mark ins Portemonnaie geschneit waren. „Lüskow und Plessenberg sind auch da.“

„Die eben erwarten mich,“ sagte Brankowan, seinen kostbaren Pelz zuknöpfend.

„Ich komme auch mit,“ rief der Rittmeister v. Rottmar, seinen Tschako in die Stirn drückend. — „Sie auch, Hirzingen?“

„Natürlich. Weshalb hätte ich denn so lange hier gesessen?“ Der Legationsrat klappte seinen Pelzkragen fürsorglich so weit in die Höhe, daß sein hageres Gesicht fast darin verschwand.

„Mein Auto kann sechs Personen aufnehmen,“ sagte Rottmar, die Marmorstufen hinabsteigend. „Also bitte, meine Herren! Er kneift etwas in die Ohren — dieser Morgenzephir.“

„Nach dem Klub — Bellevuestraße.“

Mit Eilzugsgeschwindigkeit sauste das Gefährt die Straße hinunter.

„Ist doch ein verdammt ledernes Vergnügen, dieses Gehopse,“ gähnte Herr v. Hirzingen.

„Ach nee!“ sagte der kleine Leutnant schwärmerisch. „Ich finde es furchtbar nett.“

Der Klubdiener öffnete diensteifrig die Haustür, als das Auto hielt.

„Kölnisch Wasser!“ rief Brankowan, seinen Pelz ablegend.

„Nanu? Haben Sie Kopfweh?“ fragte Rottmar, nach seiner Brieftasche fühlend.

Der Graf feuchtete sein Taschentuch stark an und ließ es dann sekundenlang auf Stirn und Schläfen ruhen. „Sehr erfrischend! Probieren Sie selbst! Man kommt wieder zu sich.“

„Nächstes Mal,“ lachte Herr v. Hirzingen, dessen rubelreiche Mutter, selbst Hasardspielerin, diese Leidenschaft für ebenso natürlich als standesgemäß erachtete. „Wenn's wieder so kommt.“

Der Diener schlug den Vorhang zum Rauchsalon zurück.

Das Gemach war geräumig und mit solidem Geschmack ausgestattet. Unter dem hellen Deckenlicht stand ein großer, ovaler Tisch, mit Zeitungen und Zeitschriften bedeckt. Die Vorhänge vor allen Fenstern waren fest geschlossen, der dicke Smyrnateppich erstickte jeden Schritt.

Einige Herren, die sich gelangweilt unterhielten, erhoben sich von ihren Plätzen.

„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt, Graf Brankowan!“

„Sekt!“ rief Rottmar dem Diener zu. „Sie, Rosenau, konstruieren Sie mal schleunigst einen soliden Tempelbau. In Ihrem Abgangszeugnis steht ja wohl: Geometrie gut?“

Unter allgemeinem Lachen, während die Champagnerkübel hereingebracht, und zwei neue Spiele Karten

auf den Tisch gelegt wurden, waltete der glückliche Erbe seines Amtes.

„Na, Brankowan," sagte Herr v. Plessenberg, „wie ist's? Tun Sie, was Sie nicht lassen können."

„Wie Sie wollen —"

Während er den Kartenumschlag löste, übermannte ihn eine Erinnerung an einen weit entlegenen Abend.

„Sie grübeln wohl über eine neue Kabbala nach?" lachte Rottmar, seine Brieftasche vor sich auf den Tisch legend.

„Aufs Haar getroffen!"

Die Luft ward heißer, die Kehlen trockener, und der Sekt floß in Strömen. Es ward so still im Raum, daß ein Knistern schon die höchst gespannten Nerven erschütterte, wenn es die Stimme des Bankhalters unterbrach. Rausch und Leidenschaft machten die Gesichter bleich und die Augen starr, indes die zitternden Hände immer höhere Posten Gold und Banknoten von Feld zu Feld schoben. Dazwischen ertönte hin und wieder ein Fluch, ein schrilles Lachen.

Durch alle Ausbrüche sinnlosen Taumels aber klang monoton Brankowans Stimme: „König und Zehn — As und Bube —"

Anfänglich im Verlust, besserte sich seine Lage von Viertelstunde zu Viertelstunde. Seine weißen, spitzen Finger zogen Haufen Goldes an sich. Der erste Tausendmarkschein flog auf den Tisch, bald der zweite — der dritte. Des kleinen Rosenaus Erbe erfuhr einen Aderlaß nach dem anderen.

Plötzlich, da niemand mehr imstande war, recht aufzumerken, war das Päckchen brauner Scheine zu Brankowans Rechten verschwunden und nur ein Haufen Goldstücke zurückgeblieben, der sich nicht übermäßig gegen die Gewinne anderer hervortat.

„Dame und Sieben — Neun und Zwei —"

Der Legationsrat, dem in der stickigen, von Weindünsten und Zigarettenqualm beschwerten Luft der Kopf zu schwindeln begann, taumelte mit lallender Zunge gegen Herrn v. Rottmar. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. Er sah fahl aus wie ein Sterbender.

Der Diener sprang erschreckt hinzu, während die anderen in die Höhe schnellten, selbst unsicher auf den Füßen und unsäglich wüst und leer im Kopfe.

Durch das geöffnete Fenster strahlte das dämmernde Morgenlicht mit seinem unentweihten Glanze in die verdickte Atmosphäre, auf die Orgie, die so häßlich, so abstoßend zutage trat.

„Das Licht aus!" schrie Lüskow mit Fistelstimme. Seine Kehle war trunkheiser und rauh — sie hatte den Klang verloren.

Mit übersättigtem Ekel griffen alle nach dem Gold, das vor ihnen auf der Tischplatte glänzte und gleißte, und stopften es in die Taschen. Was daneben fiel, blieb auf dem Teppich liegen.

„Gute Nacht — He? Morgen —" stammelte Rottmar mit schwerer Zunge und in einer Art Matrosenschritt die Tür erreichend.

Die anderen folgten mehr oder minder schwankend, indes der Legationsrat, von seinem Ohnmachtsanfall leidlich wiederhergestellt, mit Hilfe des Dieners in seiner Pelzausrüstung verschwand.

Der letzte, welcher das Zimmer verließ, war Brankowan. Äußerlich unbewegt nahm er mit fester Hand sein Geld an sich und erreichte zu rechter Zeit die Treppe, um Hirzingen beim Verlassen des Hauses behilflich zu sein.

„Eine Tasse Kaffee wird Ihnen wieder aufhelfen,"

sagte er, ihn in die Droschke hebend. „Nachher versuchen Sie es mit kalten Umschlägen.“

Er sah ihm einen Moment nach — da kroch es ihm selbst bleischwer durch alle Glieder. Aber er tat sich Gewalt an und saß aufrecht im Wagen neben dem offenen Fenster, durch welches die Frühluft ihre erquickende Frische über seine pochenden Schläfen gleiten ließ.

Am Kurfürstendamm war das Sonntagsleben schon im Gange, als das Gefährt vor der Tür seiner Junggesellenwohnung hielt. Mit bewundernswerter Willenskraft beherrschte er sich auch jetzt noch, als er die Treppe emporstieg und den verschlafenen Diener wachläutete. Nur Pelz und Hut ließ er sich abnehmen, dann winkte er mit der Hand, weiteren Beistand ablehnend, ging in sein Wohnzimmer und schloß hinter sich die Tür.

Jetzt mit einem Male glitt es ihm wie eine Maske vom Gesicht. Die gespannt gehaltenen Züge erschlafften zusehends in dem Maße, wie seine Augen tiefer in ihre Höhlen zu sinken schienen, und der gelbliche Teint nahm eine graugrünliche Färbung an.

Die Hand ausstreckend, tastete er sich nach dem Diwan, auf welchen er mehr betäubt als schlafbedürftig niedersank — eine bleierne Schwere in allen Gliedern, eine sausende Glut im Gehirn. Die Lider, wie mit heißem Blei gefüllt, sanken lastschwer über seine flimmernden Augen und erzwangen ihm einen Zustand, der zwischen Wachen und Schlafen die peinigende Mitte hielt.

Es ward ihm so eng zumute, als ob sich die Zimmerdecke erstickend auf ihn niedersenkte. Er hörte sich laut atmen, röcheln — sah sich in tiefe Finsternis verstrickt.

Auf einen gepreßten Schrei hob sich endlich der marterpolle Druck, die Wände weiteten und erhellten sich, die Decke strebte auf und ward zur Höhe, zur licht-

blauen Höhe. Noch erkannte er die Einrichtung seines Zimmers um sich her — da wuchs auch sie ins Ungemessene zu ragenden Stämmen und rauschenden Kronen. Alles Wald ringsum, grünes Dämmern.

Dann — —

Brankowan sprang auf.

Der Taumel war fort. Statt der Glut durchkroch ihn übernächtige Kälte. Am Spiegel vorüber nach dem Schreibtisch gehend, sah er sein eingefallenes Gesicht und wandte sich zurückgestoßen davon ab. Mit nervöser Hast öffnete er das Geheimfach, warf Gold und Banknoten hinein, zog den Schlüssel ab und strich sich mit beiden Händen den klebenden Schweiß von der Stirn.

Achtes Kapitel.

Die Wintersonne schmolz den dünnen Dachreif zu blitzenden Tropfen, als die Rätin sich mit Liska zum Kirchgang anschickte.

„Du willst nicht mitgehen?" hatte sie am Kaffeetisch gefragt, als Harda, schweigend wie sie neben ihr gesessen, sich schweigend erhob, um das Zimmer zu verlassen.

„Heute nicht. Ich habe keine rechte Andacht."

Jetzt, wo die Rätin in Hut und Mantel in Hardas Gemach trat, nahm sie, von einer jähen Ahnung getrieben, die Hand ihrer Tochter in die ihre. „Du solltest doch lieber mitgehen. Die Andacht, die dir fehlt, wird sich einstellen. Wenn der Mensch sich unruhig fühlt —"

„Bin ich unruhig, Mama?"

„Äußerlich nicht."

„Auch nicht innerlich."

„Aber diese Ruhe, mein Kind," sagte die Rätin,

die schmale Hand in der ihren fester drückend, „ist unnatürlich. Sie ist auch kein tröstliches Zeichen."

„Ich brauche wirklich keinen Trost. Du läßt deine Gedanken einen ganz falschen Weg gehen, Mama. Du kannst doch nicht glauben, daß eine halbe Nacht nicht genügte, sich Klarheit zu verschaffen? Mir genügte sie tatsächlich."

„Klarheit ist in diesem Fall noch keine Wahrheit. Ich frage dich nicht, denn du fühlst kein Bedürfnis, dich mitzuteilen, aber ich weiß es, daß du an dir ein Unrecht tust, an dir und an ihm, den ich wie einen Sohn liebgewonnen hatte."

„Auf diese Liebe wirst du verzichten müssen, wie ich darauf verzichten muß, von dir verstanden zu werden."

„Wenn nicht von mir, deiner Mutter," sagte die Rätin tief bewegt, „von wem sonst? Sei doch offen gegen mich, sag, was dich gegen ihn einnimmt. Ich will versuchen, mich ganz in deine Seele zu versetzen. Du bist so jung! Was denkt man da nicht alles! Man grübelt sich zuweilen ins Unrichtige mit Gewalt hinein und ist froh, wenn jemand uns durch eine andere Anschauung wieder herausreißt."

„Vorausgesetzt, daß diese andere Anschauung die bessere ist," sagte sie, die Lippen flüchtig verziehend. „Wir Kniebels, weißt du, gehen unseren eigenen Weg."

Die Rätin ließ die Hand aus der ihren gleiten. „Das eine wirst du mir wohl zutrauen," sagte sie, sich zum Gehen wendend, „daß ich nichts anderes im Sinne habe als dein Glück. Und dieses Glück ist in Gefahr, wenn es nicht schon zerstört ist." —

Nun war Harda allein. Der Gedankenkreis schloß sich von neuem. Nicht eine Stelle gab's, wo der ver-

letzte Stolz, der wühlende Groll dem Herzen eine Fürsprache gestattete.

Von seiner Seite — das blieb das Resultat dieser Nacht — war es ja nur zu begreiflich, daß er die reiche Erbin nicht ohne weiteres aufgeben wollte. Von ihrer Seite kam diese Vorsicht nicht in Betracht — Hauptmann, bürgerlich, Landpastorssohn — du lieber Himmel!

Wer hatte denn mit neunzehn Jahren dem ersten Bewerber gegenüber nicht unverstandene Empfindungen gehabt? Warum sollte sie sogleich mit beiden Händen zugreifen?

Draußen ward die Glocke gezogen.

Dem Mädchen war der Kirchgang heute auch erlaubt. So war niemand da, Bestellung oder Postsachen entgegenzunehmen.

Harda ging selbst, die Korridortür zu öffnen.

Hartleben stand vor ihr.

Da überlief es sie doch schreckhaft heiß. Sie wechselte die Farbe.

„Darf ich eintreten und bitten, meiner Erregung und Ungeduld diese frühe Stunde zu verzeihen?“ fragte er, Schreck und Farbenwechsel im glücklichsten Sinne auslegend. „Darf ich?“

Er war schon eingetreten und streckte ihr die Hände entgegen. „Es ist alles wieder gut — nicht wahr?“

Sie wich seiner Berührung aus, indem sie die Tür zum Wohnzimmer öffnete. „Ich bin allein zu Hause.“

„Ich kann nicht sagen, wie mich das freut. Harda! Was habe ich für eine Nacht verlebt! Warum eigentlich haben Sie mir so wehgetan — nach jener Stunde dort?“ Er wies nach dem Klavier. „Sagen Sie warum? Was habe ich denn mehr getan als meine Pflicht?“

Sie war jetzt äußerlich gefaßt, wenngleich im

tiefsten Innern noch einmal eine süße Erinnerung aufstieg.

„Wollen Sie mir nicht die Hand geben?“ fragte er, ihren Blick verlangend suchend. „Wenn es Ihnen Befriedigung gewährt, Harda, schelten Sie mich aus, sprechen Sie Ihren Unmut vom Herzen herunter, aber dann, dann —“

„Dann stehen wir wieder da, wo wir gestern abend standen, heute stehen und immer stehen werden,“ sagte sie, und der letzte schwache Zwiespalt ihrer Seele verlor sich mit diesem Rückblick. „Es sei denn, daß die Posse, die Sie mich mit diesem Herrn Schneider aufführen ließen, diese ganz unglaubliche, mich aufs tiefste beleidigende Posse, aus der Welt geschafft würde. Da dies nicht der Fall sein kann, und Sie die Angelegenheit —“

Er unterbrach sie hastig. „In diesem Tone ist die Angelegenheit nicht zu erledigen.“ Er schwieg einen Moment, den Blick mit vorwurfsvoller Trauer auf sie richtend. „Es war ein unglücklicher Zufall, der gerade mich zwang, den Vermittler zu machen, und doch wiederum konnte keiner besser als ich die Spannung beseitigen. Ich rechnete auf das, was Sie mich hoffen ließen, was Sie mir schon gaben — dort! Wie sollte ich auch die Bitte ablehnen?“

„Indem Sie diesem Herrn Schneider sagten, daß er ein eingebildeter Mensch sei und nicht das Recht habe, Damen zum Tanz mit ihm zu zwingen, wenn sie keine Lust dazu haben.“

„Dann durften Sie auch mit dem Dragoner nicht tanzen,“ sagte er, die Stirn furchend. „Ich verstehe Sie nicht, Harda,“ fuhr er überredend fort. „Ihr scharfes Urteilsvermögen erkenne ich in diesem Fall nicht wieder. Fühlen Sie denn nicht, daß Ihre Be-

vorzugung des Kavalleristen eine Zurücksetzung, eine Beleidigung des Infanterieoffiziers bedeutete? Nicht nur des einen, sondern aller? — Harda," sagte er, ihre Hand unwiderstehlich ergreifend und festhaltend, „du willst und sollst ja nun die Unserige werden, da gelten doch unsere Gepflogenheiten für dich, wie für mich, für uns alle. Die Waffe, zu der ich gehöre, muß dir doch vornehmlich Achtung einflößen."

Es zuckte ihr um die Lippen, aber sie schwieg.

„Wenn ich dich nicht so lieb hätte," sagte er, ihre Rechte stärker drückend, „so sehr lieb — meinst du, die Rolle, die du mich spielen läßt —"

Er brach ab. Es tat ihm etwas bitter weh im Herzen.

„Die Abbitte, die du mich —"

„Ich verlangte sie nicht."

Er sah sie sekundenlang ungläubig an. „Du wolltest nicht —"

„Was ich wollte," sagte sie, ihre Hand zurückziehend und damit eine Scheidewand aufrichtend, „und was ich jetzt noch will, ist, mich von der Erinnerung der mir von Ihnen auferlegten Zwangsvollstreckung freizumachen. Ich bin nicht in der Lage, mich wie ein Kind behandeln, noch von irgend jemand bevormunden zu lassen. Jungen Herren auf Befehl Abbitte zu leisten, liegt ganz außerhalb meiner Ansprüche, meiner Anschauungsweise. Wenn, wie Sie sagen, diese Art Gepflogenheiten bei Ihnen erb- und eigentümlich sind, so müßte ich ja eine Närrin sein, mich unter dieselben zu beugen, da auch nicht die mindeste Veranlassung vorliegt, so gegen mein Selbstgefühl zu handeln. Ich würde mich in Ihren Kreisen nicht wohl fühlen können und wohl öfters gegen die Würde junger Leutnante verstoßen, wenn ich das Bedürfnis fühlte, diese besondere Würde nicht anzuerkennen."

Er war farblos im Gesicht geworden. „Das sagen Sie mir — nach jener Stunde dort am Klavier?“

„Ich sage es, weil es noch Zeit ist. Ich konnte unmöglich vorher wissen, was sich ereignen würde.“

„Eine solche Bagatelle!“ rief er auffahrend.

„Für mich eine Entscheidung. Sie hätten mich so weit schon kennen müssen, daß, wie ich jede Unwahrheit scheue, ich auch keine Wahrheit fürchte.“

Sie stand hochaufgerichtet, mit unbewegter Miene, entschlossen, unzugänglich vom Scheitel bis zur Fußspitze.

Er lächelte bitter. „Auch keinen Enttäuschungsschmerz anderer!“

Dieser Vorwurf reizte sie nur noch mehr. Das spezifisch Kniebelsche drang durch. „Es gibt reiche Mädchen genug in Berlin.“

„Das tut es,“ sagte er, ohne die Beleidigung zu verstehen, mit vor Unwillen bebender Stimme, „und hätte ich nach Geld heiraten wollen, so hätte ich mehrfach dazu Gelegenheit gehabt. Ich brauche mir die Ehe aber nicht zu erkaufen, ich kann sie gründen mit dem, was ich besitze. — Wie kommen Sie überhaupt auf diese Vertröstung?“ fuhr er erregter fort. „Was berechtigt Sie zu diesem Ausgleichsvorschlag? Ich bitte, daß Sie mir darüber eine letzte Aufklärung geben, warum Sie mich für einen Glücksjäger halten, Fräulein Müllbrich.“

Sie war, dieser Sprache ungewohnt, im Schuldbewußtsein zusammengezuckt, aber der Groll überwand auch das. „Ich bin kein Fräulein Müllbrich,“ sagte sie, das Haupt zurückwerfend. „Mein Vater hieß Artur Kniebel. Die Vermögensverhältnisse meiner Mutter haben mit den meinigen nichts zu tun.“

Seine Überraschung war so groß, daß er das erste

Wort nicht sogleich fand. Aber plötzlich ward ihm die Bedeutung ihrer Vertröstung klar. Sie traf ihn wie ein Schlag ins Gesicht. Heiß und rot stieg ihm das Blut zu Kopfe, während er wuchtigen Schrittes von ihr zurücktrat. „Sie glaubten —?“ Es kam ihm nicht glatt über die Zunge, während er ihr blasses Antlitz forschend betrachtete. „Das glaubten Sie im letzten Grunde von mir? Mit diesem Gedanken lagen Sie meiner Liebe gegenüber im Hinterhalt? Ihr Vermögen —“ Er brach ab. „Es ist mir lieb, daß auf diese Weise darüber wenigstens Klarheit geschaffen wurde und für mich die Möglichkeit, diese — Episode zwischen uns aus der Erinnerung zu löschen. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß Sie diese Stunde einst bedauern könnten. In diesem Falle wird Ihnen wohl auch etwas Hochachtung vor meiner Person wie vor der Lauterkeit meiner Werbung vor die Seele treten.“

Er verneigte sich kurz und ging aus dem Zimmer.

Ein Seufzer der Erleichterung kam über ihre Lippen. Aus und vorbei! Eine überhastete Geschichte, die sie an sich selbst irregemacht, war zu Ende. Sie war wieder frei, Herrin ihres Willens und ihrer Zukunft.

Wenn sie jetzt an das zurückdachte, was ihr so sehnsuchtsvoll durch die Adern gerollt, so wundersame Schauer in ihr ausgelöst, schwebte ihr die oft belächelte Schwärmerei unreifer Pensionsgenossinnen vor, die schon beim ersten Anblick einen Alltagsmenschen zu einer Idealgestalt emporschraubten.

Ganz freilich wollte die innere Stimme nicht schweigen, die dieser Auffassung entgegenwirkte. Sie zu ersticken, gab es ein Mittel. —

Am Nachmittag, als sich die Rätin voll Kümmernis in ihren Arbeitssessel am Nähtisch niederließ, erschienen

die Geschwister Kniebel, Hardas Balltriumphe nachträglich mitzufeiern.

„Ich will es euch voraussagen, Rosa und Sebaldus,“ rief Fräulein Lilla, ihre Nichte in die Arme schließend, „daß unsere Harda den Vogel abgeschossen hat. — Meine liebe Thilde, mir scheint, du müßtest heute in Mutterstolz für Artur mit aufstrahlen, von dem ich es genau weiß, daß er sich dessen stets von dir versah.“

„O, Lilla,“ flüsterte Fräulein Rosa, Hardas Hand liebkosend, „wir sind ja da!“

Die Rätin seufzte leise. „Soviel ich mich erinnere —“

„Nein, meine gute Thilde,“ rief Fräulein Lilla wohltuend lächelnd, „viel erinnerst du dich nicht. Und das ist ja auch ganz natürlich, denn wer kann zween Herren dienen!“

Sebaldus winkte sanft ab. „Des Lebens Mai blüht einmal nur. Unsere gute Mathilde wird wissen, wann er für sie geblüht hat.“

Fräulein Rosa, Harda an sich ziehend, neigte ihre Stirnlöckchen bedeutungsvoll über deren blasses Antlitz. „Sag uns, Kleine, wie war's im Kotillon? Wer war dein Tänzer? Ja, das war mir stets der liebste Tanz.“

„Dein Triumphtanz war's!“ rief Fräulein Lilla. „Da sah man's immer, wie beliebt du warst. Dein seliger Bräutigam, Rosa, stand Schildwache neben deinem Stuhl.“

Sebaldus winkte wieder sanftmütig ab. „Dein Tänzer war doch nicht jener Hartleben?“ fragte er Harda, mit scharfem Seitenblick auf die Rätin.

Harda richtete sich selbstbewußt auf. „Nein! Graf Brankowan war's.“

„Kind!“ Fräulein Lilla fing diesen Namen wie eine Art Manna auf. „Da kenne ich meine Harda!“

rief sie triumphierend. „Die greift nicht nach Pflaumen, wo sie Pfirsiche haben kann. Was ist das für ein Graf? Wie sieht er aus? Was sagte er?“

Die Rätin drückte ihres Schwagers Arm. „Ihr solltet sie nicht so verwirren.“

„Verwirren — Mama?“ sagte Harda. „Ich gebe dir mein Wort, daß das, was vordem in mir verwirrt war, jetzt sehr klar geworden ist.“

„Bravo!“ rief Fräulein Lilla beifällig. „Das ist ein mannhaftes Wort.“

„Ihr sollt jetzt alles wissen und darüber urteilen,“ sagte Harda, einen letzten Rest von Scheu in sich niederzwingend.

Und sie erzählte vom Erlöschen der Liebe, die sie empfunden zu haben glaubte in Stunden des Beisammenseins, von dem, was ihr an jenem Abend, in jener Stunde am Klavier, so berauschend nahe getreten —

Atemlos, mit gespannter Erwartung in den Mienen, saßen die Geschwister lauschend da, harrend, was noch kommen sollte, während die Rätin, das Haupt in die Hand gestützt, nur hin und wieder einen Blick auf das Antlitz ihrer Tochter zu richten wagte.

Jetzt, als das Ereignis des gestrigen Abends zur Sprache kam, und Hardas Stimme in dem Maße sich verschärfte, als neben dem Zorn die Gewissensmahnung sich lästig machte, als sie sich selbst einer unverständigen Schwäche schuldig bekannte, die ihren Lohn in der erzwungenen Abbitte gefunden, jetzt durchzuckte es die Herzen der Kniebels wie ein elektrischer Schlag.

„Empörend!“ rief Fräulein Lilla, vom Sessel aufspringend.

„Die Sache ist noch nicht zu Ende,“ sagte Harda, trotz aller Selbstgerechtigkeit die Hände fest ineinander drückend. „Der Schluß kam heute morgen.“

Und sie erzählte weiter, Wort für Wort, was zwischen ihr und Hartleben gesprochen worden war.

„Wir sollen nicht richten," sagte Sebaldus Kniebel würdevoll, „sonst würde ich diesem sogenannten Ritter ein Eigenschaftswort beilegen —"

„O, Sebaldus," beschwichtigte Fräulein Rosa diese furchtbare Drohung, „du bist schrecklich in deinem Zorn!"

„Harda!" Fräulein Lilla breitete ihre Arme aus. „Ich bewundere dich. — O, was hast du für ein Kind, Mathilde! Als ob unser Bruder Artur vor uns stände!"

„Mir ist leicht nach der Entscheidung," sagte Harda, obwohl ihre Blässe gerade in diesem Augenblick ersichtlich zunahm. „Ich fühle, daß ich recht gehandelt habe."

„Welch ein schlauer Mensch!" rief Fräulein Lilla mit Zornesflecken auf den Wangen. „Weiß nichts, aber auch gar nichts von deinem Vermögen! Möchte vor Überraschung in die Lüfte fahren! Hat gar keine Erkundigungen eingezogen, ob du eine halbe Million oder ein Dutzend Taschentücher mitbringst! Damit nahm er als guter Schauspieler wenigstens einen schönen Abgang."

„Wenn ich auch kein Prophet bin," sagte Herr Kniebel, seine Hand emporhebend —

„Du bist mehr," unterbrach ihn Fräulein Rosa bewundernd. „Du bist ein Orakel!"

„So habe ich es doch vorhergesagt," fuhr Sebaldus fort, diese Doppelwürde ablehnend, indem er mit mildem Ernst das Haupt schüttelte, „daß dieser — fürchtet nicht, daß ich mich vergesse — dieser Ritter ein ausstudierter Mitgiftjäger ist. Ich rufe unsere gute Mathilde zum Zeugen an, daß ich ihn also einschätzte, ohne ihn gesehen zu haben."

Bis dahin hatte die Rätin in anerzogener Scheu das, was sich in ihr auflehnte, gewaltsam niedergehalten.

Sie wußte selbst nicht, woher ihr plötzlich der Mut kam, diese Zurückhaltung von sich zu werfen. „Wie dürft ihr," sagte sie erregt, „Harda in dem bestärken, was sie getan hat! Wie dürft ihr das tun auf Kosten eines Mannes, den ich mit Herzensfreude als Schwiegersohn begrüßt hätte, der für Hardas innere Entwicklung so nötig war mit seiner starken Liebe und sittlichen Kraft! Wie dürft ihr sagen, daß er im Unrecht gewesen sei gestern abend! Er war im Recht, und Harda war im Unrecht."

Sie hatte das Gefühl, als stände ein finsteres Etwas neben ihrem Kinde, das abzuwehren sie noch den letzten Versuch wagen ließ.

„Ich will vergessen," fuhr sie fort, „daß du zu mir, deiner Mutter, kein Vertrauen hattest, daß du mir nur einen Platz unter deiner Familie anwiesest. Meine Sorge um dich soll nichts zu tun haben mit dem, was du mir nicht schenken kannst. Aber geh noch einmal in dich, liebes Kind! Wenn du dir wirklich klar wärest, so könntest du an den Beifall, den du hier gefunden hast, nicht glauben. So hart kann ein junges Herz nicht sein, aus purem Trotz nicht unrecht haben zu wollen. Und wenn du auch nur einmal Liebe zu Hartleben fühltest, einmal überzeugt warst von seiner Liebe zu dir, so durftest du nicht zugeben, daß ihm für diese Liebe so niedrige Motive untergeschoben werden. Das nie, Harda! Ich fürchte, du tust dir bitterer weh als ihm," setzte sie mit unsicherer Stimme hinzu.

Unter dem staunenden Schweigen der Geschwister brodelte eine Lava beleidigten Zornes.

Sebaldus erhob sich steif. „Kommt, meine Lieben — wir sind hier überflüssig."

„Überflüssig?" rief Fräulein Lilla, ihn mit bewunderungswürdiger Gewandtheit wieder in seinen

Sessel hineindrückend. „Nein — notwendig sind wir wie's liebe Brot. Sieh dir Harda an! — Rosa, sieh sie dir auch an!" Da beide der Aufforderung pünktlich nachkamen, fuhr sie mit erhobener Stimme fort: „Das ist nämlich Arturs Tochter, nicht Müllbrichs Tochter, über die wir uns nicht das mindeste Erziehungsrecht mehr anmaßen, weil es doch vergeblich ist. Vielleicht sieht es sogar ihre eigene Mutter jetzt ein, was diese Vorwürfe zuwege gebracht haben. Hat das arme Kind auch nur so viel Blut im Gesicht, wie in eine Schotenhülse geht? Nein, nein, sage ich, Sebaldus — wir dürfen uns nicht verjagen lassen. Wir lieben unsere Harda, wir sind Fleisch von ihrem Fleisch!"

„O, Lilla," sagte die Rätin, „wie könnt ihr euch so zwischen mich und meine Tochter stellen!"

„Nicht zwischen euch," wandte Sebaldus erheblich verschärft ein, „sondern zwischen deine Voreingenommenheit für Hartleben und Hardas Recht der Selbstentscheidung treten wir. Wir können auch nicht ruhig zusehen, daß unseres Bruders Tochter durch unbegründetes Wohlmeinen in ihrer Gesundheit geschädigt wird, wie es augensichtlich ist. Ich, meine liebe Schwägerin, ich, Sebaldus Kniebel, sage dir, daß dieses gestrige Betragen deines Günstlings so rücksichtslos wie möglich war. Laßt mich mit diesem Herrn nur ein einziges Wörtchen sprechen, so wirst du sehen, wer den kürzeren zieht."

„Niemals!" rief Fräulein Rosa, ihres Bruders Arm umklammernd, als wenn er die Pistole schon in der Hand hielte. „Du darfst dich nicht schlagen mit ihm!"

„Ein roter Kragen ist für uns kein Fetisch!" warf Fräulein Lilla mißächtlich hin. „Wir beten ihn nicht an!"

„So tut, was ihr wollt," sagte die Rätin, einen

traurigen Blick auf ihre schweigende Tochter werfend. „Und Harda mag auch tun, was sie will."

„In der Stimmung, in welcher du dich jetzt ihr gegenüber befindest," fiel Fräulein Lilla unter dem Beifallsnicken ihrer Geschwister milder ein, „dürfte sie Erholung kaum finden. Du wirst deine Unzufriedenheit nicht unterdrücken und Harda nicht über das erlittene Unrecht hinweghelfen können."

„Ich brauche keine Erholung," sagte Harda, zu ihrer Mutter tretend. „Darüber brauchst du dir keine Sorge zu machen. Was mir vielleicht nötig und erwünscht wäre, ist, über diese Irrung nicht mehr angesprochen zu werden, das liegt ganz in deiner Hand."

„Deine Worte in Ehren!" rief Fräulein Lilla aufspringend. „Aber völlig beruhigen können sie uns nicht. Du kannst doch nicht alle Geselligkeit jetzt plötzlich meiden, und es wäre doch Gift für dich, wenn du mit diesem Hartleben irgendwo zusammenträfest. — Mathilde, sie mutet sich zu viel zu."

„Kann ich sie davor schützen?" fragte die Rätin mit unsicherer Stimme. „Sie will ja nicht behütet sein."

„Harda," rief Fräulein Lilla, von diesen letzten Worten wieder aufgestachelt, „es ist mir noch nie eingefallen, an mich zu denken, wenn es dein Wohl gilt. Komm! Pack deine Koffer, Kind! — Sebaldus, ich reise morgen vormittag mit ihr in den Harz. Frische Bergluft und Wintersport werden das Beste tun. In einigen Wochen schon wird alles vergessen sein. Ich bringe kein Opfer, ich tue es gern."

„Wieder von mir fort in entscheidenden Stunden!" sagte die Rätin kopfschüttelnd. „Ihr reißt uns immer auseinander, wenn es am nötigsten wäre, zusammen zu bleiben."

„Liebe Schwägerin," sagte Sebaldus mit hoheits-

voller Würde, die Strafe mit Aufmunterung vereinte, „wir alle kennen das Gefühl der Enttäuschung. In diesem Sinne verkennen wir auch deinen Unmut nicht. Ich meine, wir verkennen dein Recht nicht, mißgestimmt zu sein. Aber wir können für einen anderen nicht Hafer säen, wenn er Weizen haben will. Ich ziehe die Summe alles Gesagten und Gehörten: Harda hat um deiner Voreingenommenheit halber gelitten — zweimal, in verschiedenem Sinne. Sie hat gelitten, daß dieser Mann ihr nahe trat — und leidet jetzt an den Folgen ihrer besseren Einsicht. Das erstere können wir nicht ungeschehen machen, das letztere ist zu heben durch gemeinsames Zusammenarbeiten. Dahinein schließe ich auch deine Einwilligung, sie mit Lilla eine heilsame Entfernung genießen zu lassen."

„Willst du wirklich gehen?" fragte die Rätin leise.

„Ich gehe gern," sagte Harda ruhig. „Es kann mir nichts daran liegen, ihn wiederzusehen."

„So geh! Geh mit Tante Lilla!" sagte die Rätin, ihr Haupt senkend.

„Wir wollen gewiß alles tun, dir die Zeit nicht allzulang werden zu lassen," sagte Fräulein Rosa, mit einem Anflug von Gutmütigkeit auf Frau Müllbrichs Schulter klopfend. „Sieh, wir entbehren unsere Lilla ja auch."

Die Rätin schwieg. Wo war nun das erlösende Freudengefühl des gestrigen Abends, das sie so glücklich wieder hineingestellt hatte in die Zeit ihres ehelichen Friedens! Ach, daß es immer, immer anders kommen mußte!

Die Tür vom Nebenzimmer flog auf. Liska stürmte ins Zimmer. „Was? Seid ihr noch alle da? Also guten Tag — alle beisammen! So sagt unsere Turnlehrerin."

„Wir können die Ausdrucksweise dieses Fräuleins gut entbehren — für uns und für dich,“ sagte Fräulein Lilla, ihre Handschuhe anziehend. „Im übrigen tätest du besser, deiner Schwester beim Einpacken zu helfen.“

„Reist sie?“ fragte Liska, ihre Augen weit öffnend vor Staunen. „Sakra — sagt unser — Ach so!“ Sie drückte die Hand schelmisch gegen die Lippen.

„Wir würden,“ sagte Herr Kniebel, das Augenaufreißen sowohl wie den Rückfall gemeinsam verurteilend, „wir würden dir alle zu Dank verpflichtet sein, wenn du deinen Übermut auf gelegenere Zeit verschöbest und für besser dazu geeignete Leute.“

Er ging auf die Rätin zu und drückte ihr die Hand. „Nicht Hafer für Weizen, meine liebe Mathilde!“

„Ich fahre also morgen gegen neun Uhr hier vor,“ sagte Fräulein Lilla, einen letzten Kuß auf Hardas Wange drückend. „Auf Wiedersehen!“

Neuntes Kapitel.

Kein Laut äußerer Störung drang in das Schlafgemach des Grafen Brankowan, als er die überreizten Augennerven zum letzten Male mit Kölnischem Wasser zu beruhigen trachtete. Künstlich verdunkelt lag das Zimmer wie in tiefer Nacht, und tief war die Stille, wie seine Erschöpfung tief und schwer.

Die Bleischwere der Glieder, die ihn zuvor auf den Diwan niedergeworfen, hing sich wieder an ihn. Langsam kroch sie von den Fußspitzen aufwärts bis zur Schädeldecke empor, nur daß sie jetzt statt Kälte unerträgliche Hitze mit sich führte. Nicht eine Stelle seines Körpers war frei von schmerzhaftem und quälendem Zucken, während er mit geschlossenen Lidern das

Hämmern der Schläfen und das Brennen jeder Haarwurzel verfolgen und nachfühlen mußte.

Ein Empfinden nistete sich allmählich bei ihm ein, als sei in seinem Haupte eine Uhr, die stetigen Ganges den Pendelschlag schwinge. Nur daß bei diesem Gange die Zeiger statt vorwärts sich rückwärts drehten, immer weiter und weiter, bis aus der schwindenden Erinnerungsmenge der alte Herrschaftssitz auftauchte, das alte, einst so reiche Besitztum seiner Ahnen, dieses überschuldete, verpraßte, verspielte Besitztum der Brankowans. Er sah es mit seinen Türmen zwischen hundertjährigen Ulmen und Platanen auftauchen, das alte Schloß, er sah es baufällig und verfallen inmitten armseliger Hütten, unbestellter Felder, versumpfter Wiesen. Den alten Mann, seinen Großvater, sah er im Kreise wüster Gesellen Tafel halten in dem großen Saal, wo er auch, mit den Karten in der Hand, gestorben und ins Jenseits gegangen war. Er sah die glänzende Uniform seines Vaters und die Pariser Toiletten seiner Mutter aufprunken und wie Seifenblasen in nichts verschwinden — verpfändet, verkauft, verschleudert, dem Familiendämon geopfert, der das Geschlecht zur Tiefe riß. Er sah das Gut, das ihm von Rechts wegen zukam, für einen Schleuderpreis in fremde Hände übergehen und sich selbst von der angestammten Scholle verjagt. Mit dem, was Verwandte ihm widerwillig und spärlich ausgesetzt, sah er sich als Student in Prag, von jeder Lebensfreude ausgeschlossen, zur Dachkammer und zur Entbehrung oft des Nötigsten verurteilt. Er fühlte das Blut der Brankowans sich regen, ein strotzendes Gelüsten ihn aus des Lebens Enge hinausdrängen in den Strom der Lebensfreuden. Sein Name, die neunzackige Krone auf seiner Karte, war mehr wert als ein kärgliches Gehalt mit einem

guten Leumund. Sein Äußeres, unterstützt durch gewandte Manieren, verschaffte ihm mühelos Eintritt zu den besten Kreisen.

Den schlaflos Müden schnellte die Aderfülle der Schläfen und das Nervenzucken in allen Muskeln scheinbar auf. Doch mußte er weiter denken.

Die angeborene Beweglichkeit seiner schmalen Hände, das Erbe eines vormals edlen Geschlechts, ward ihm in einer schlimmen Stunde bewußt. Der Dämon, der die Brankowans von Haus und Hof gejagt, in Schuld und Elend gestürzt, ward ihm zum Helfer und schaffte ihm durch seine virtuose Fertigkeit die Mittel, das Leben so zu genießen wie der Erbe von sicheren Renten- und Hypothekenbriefen.

Niemals, solange und sooft er das Geld von Tröpfen, die es nicht anders haben wollten, einstrich, war ihm ein Reuegefühl gekommen, und niemals trat ihm die Versuchung nahe, sich irgendeinem Menschen anzuschließen. Inmitten des regsten gesellschaftlichen Verkehrs blieb er allein. Nur eine Formenvertraulichkeit, die zweckdienlich geduldet werden mußte, schmolz bisweilen scheinbar die Zurückhaltung, um derentwillen man ihm als ernstem Charakter überall Vertrauen entgegenbrachte.

Die Menschen, die nicht spielten, waren ihm gleichgültig, und die da spielten, verlachte er als blöde Toren, die ihm gegen ihren Willen zu einem bequemen Dasein verhalfen. Wie er nur nötig hatte, seinen gräflichen Namen ins rechte Licht zu rücken, um befangene Augen zu blenden, so genügte seine tadellose Haltung, ihm den Respekt zu schaffen, dessen er bedurfte.

Die Hitze im Gehirn des wachen Träumers wandelte sich in Fieberschauer. Ihn fror plötzlich bis ins

Mark. Was ihn jetzt anpackte und schüttelte, war Angst, Angst vor der Zukunft.

Drei Jahre war es her, da kam der erste Nervenzusammenbruch über ihn. Dies war der zweite. Einen dritten ertrug er nicht mehr. War es nicht der Körper, der versagte, so unterlag der Geist, der aufrührerische Geist, der ausgrub und bis auf die Nägelspitzen lebendig machte, was der Vergangenheit angehörte.

Sobald er die Hand erheben konnte, griff er nach einem Schlafpulver, schüttete es mit hastigem Griff in den Mund, nahm einen Schluck Wasser hinterdrein und sank, wie nach schwerer Arbeit, zurück — in einen tiefen, dumpfen Schlummer.

Als er erwachte mit wüstem, leerem Kopfe, den nichts anderes zu füllen schien als ein pochender Hammer, unterließ er es, seinen Diener herbeizuklingeln. Er erhob sich mühsam, warf den Schlafrock über und ging zögernden Schrittes zum Toilettenspiegel. Er wollte nicht hineinsehen, aber die Notwendigkeit war stärker. So setzte er sich in den Sessel, ließ die Hand von den Augen sinken und sah in das vom Deckenlicht hell beschienene Glas.

Erschreckt und mit einem Anflug von Ekel blickte er in sein verfallenes, mißfarbiges Antlitz, das ihn wie ein Hohn auf seine Erscheinung gestern abend anstarrte.

Dieser Schreck riß ihn empor und gab ihm so viel Energie zurück, daß er es vermochte, Wasser in gesteigerter Wärme zur Anwendung zu bringen. Unter den zahllosen Dingen auf dem Toilettentisch wählte er eine kleine Elfenbeinwalze. Damit massierte er seine schlaffen Züge, salbte, knetete, überrollte sie wieder, bis die Haut sich spannte und ihre scharfen Falten sich glätteten, bis auch der graue Unterton sich verlor, und die angeborene Wachsblässe zutage trat.

Ein wenig Farbe, über die tiefen Augenschatten gerieben, hob den letzten Rest krankhaften Aussehens. Noch überstrich er das stumpfgewordene Haar mit glänzendem Öl, bürstete und kräuselte seinen schwarzen Bart, rieb ein wenig Rot auf die fahlen Lippen — und stand auf als der Mann, den die Gesellschaft mit Stolz den ihren nannte.

Eine Tasse starken schwarzen Kaffees mit Rum brachte sein Blut wieder in Bewegung, so daß er, langsam im Wohnzimmer auf und nieder schreitend, den Gedanken, die ihn bestürmten, Raum zu geben vermochte. Sie drängten nach einem Ziel, das nach den Erfahrungen dieser Nacht unausweichlich zu nennen war.

Also kleidete er sich mit Hilfe seines Dieners an und ging, die Schlaffheit seiner Glieder allmählich überwindend, die Treppe hinab und aus dem Hause.

Das Sonntagsleben in den Straßen und der grelle Sonnenschein darüber drehte sich ihm anfangs schwindelerregend vor den Augen, aber auch diese Schwäche ging vorüber, als er sich von einer kräftigen Stimme angerufen hörte.

„Ah — Herr v. Warnulf!“ sagte er stehen bleibend.

„Guten Tag, liebster Graf! Sehen vortrefflich aus! Soll ja ein bißchen flott in Ihrem Klub zugegangen sein. Ich hörte ein Vögelchen davon singen.“

„Ursolide!“

„Wollte Sie eigentlich eben überfallen,“ sagte Warnulf, ihm die Hand schüttelnd.

„Kommen Sie mit mir zurück — bitte! Mein Gang hat Zeit.“

„Ich wollte nämlich morgen — übermorgen fahre ich nach Hause — der Witwe meines guten Freundes Müllbrich einen Besuch machen —“

„Ah! Wohnt sie hier?“

„Ja. Nun habe ich etwas auf dem Herzen. Nämlich — aber ich sehe, es zieht Ihnen hier auch um die Ohren wie mir. Sie waren doch damals in Barnekow, als das Unglück geschah?“

„Welches Unglück?“ Brankowan sann nach. „Ah so! Weiß schon. Und nun?“

„Nun muß ich an die arme Frau durchaus eine Frage richten, möchte aber vorher selbst möglichst genau informiert sein.“

„Bitte, sprechen Sie!“

„Haben Sie vielleicht damals gehört oder überhaupt eine Ahnung, ob Müllbrich an jenem Abend irgend etwas geschrieben hat? — Na, ich sehe schon, Sie wissen nichts.“

„Wer weiß es denn?“ fragte Brankowan, seinen Spazierstock fester aufsetzend.

„Mein Diener. Der hat mir den Floh ins Ohr gesetzt. Und da ich nun gerade hier bin, will ich der Sache weiter nachforschen. Also, Sie wissen nichts? Na, verzeihen Sie die Überrumplung.“

„Es spinnen sich um solche Vorkommnisse überall Legenden,“ sagte Brankowan achselzuckend. „Nur merkwürdig, daß all die Sachen, Ahnungen, Erscheinungen und dergleichen, immer erst hinterdrein kommen, nie zur rechten Zeit. Kann Ihr Freund sich nicht einfach etwas notiert haben?“

„Aber er hat den Diener nach einem Briefumschlag gefragt.“

„Nun, dafür gibt es ja die verschiedensten Möglichkeiten. Ich würde davon gar nicht weiter sprechen, gar nicht daran rühren.“

„Ja, das ist so 'ne Sache. Jedenfalls freue ich mich, Sie noch gesehen zu haben. Also — auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen, Herr v. Warnulf!" —

Der Wind pfiff scharf um die Ecken und fegte alle Schneereste von den Dächern herunter, den Vorübergehenden ins Gesicht. Ein ununterbrochenes Durcheinander von Straßenbahnen, Autos, Equipagen und Droschken jagte den Kurfürstendamm herauf nach der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und weiter nach dem Tiergarten und wirbelte Dampf und Staub durch die klare Luft.

Brankowan setzte seinen Weg durch die Tauenzienstraße rascher fort. Hie und da wurden ihm Grüße zugesandt, nickte ihm aus Wagenfenstern ein hübsches Antlitz freundlich entgegen. Die Gleichgültigkeit, welche er diesem Vorzug entgegensetzte, ward durch die Maske verbindlichsten Dankes auf das täuschendste verborgen.

Vor einem stattlichen Hause blieb er stehen, verglich noch einmal die Hausnummer mit einer Notiz in seinem Taschenbuch und zog die Pförtnerglocke.

Eine Treppe hoch läutete er wieder und ward auf seine Frage in ein luxuriös eingerichtetes Zimmer geführt, zu dem sich alsbald eine Seitentür auftat.

„Darf ich bitten!"

Brankowan trat in ein ebenso reich ausgestattetes Gemach, dem ein flackerndes Kaminfeuer etwas überaus Behagliches verlieh.

„Graf Brankowan ist mein Name."

„Ich habe die Ehre, den Herrn Grafen von Ansehen zu kennen."

Der das in unterwürfigem Tone sagte, war ein kleiner, stark in die Breite gegangener Mann, dessen Erscheinung gegen die hohe, schlanke Gestalt des Grafen absonderlich abstach.

„Mein Hiersein erübrigt weitere Erklärungen," sagte Brankowan, sich in einen der Sessel niederlassend.

Herr Silbermann verneigte sich zustimmend mit großer Ehrerbietung. „Es wäre mir schon lange eine besondere Freude gewesen, dem Herrn Grafen meine Dienste anbieten zu dürfen. Wenn der Herr Graf das Recht haben, Ihre Ansprüche hoch, recht hoch zu stellen, so bin ich anderseits glücklicherweise in der Lage, auch den höchsten Ansprüchen gerecht werden zu können."

Brankowan bewegte seinen Stock, indem er allerlei Figuren auf den Smyrnateppich zeichnete. „Es sind drei Punkte, auf die ich unbedingten Wert lege, wenn ich mein angenehmes Junggesellenleben aufgeben und eine meiner etwas angegriffenen Gesundheit entsprechende Häuslichkeit gründen soll: Gute Familie und Erziehung, etwas Erscheinung und — freies Vermögen."

Silbermann verneigte sich wiederum einverstanden.

„Ich meine," fuhr Brankowan mit schärferer Betonung fort, „flüssiges Vermögen. Auf Zulage und dergleichen lasse ich mich nicht ein. Ich will mit der Betreffenden auch Vermögen in die Hände bekommen. So ungefähr eine Partie, wie Herr v. Hopfenberg neulich bei Ihnen gefunden hat. Aber noch besser, mein lieber Herr Silbermann, um die Hälfte besser!"

Silbermann rieb sich lächelnd die Hände. „Man muß dem Glück nur die Hand bieten. Das ist ein wahres Wort. Es wird ja, verehrter Herr Graf, immer noch viel zu viel mit Liebe und Herzenswahl geheiratet. Die Wahrheit ist, daß in keiner meiner zusammengeführten Ehen je Scheidungsgeschichten vorgekommen sind. Die Herrschaften wissen, was sie wollen, also gibt es keine Enttäuschungen. Ich habe gegen den Biedermeierstil ja nichts einzuwenden, was Möbel und dergleichen anbelangt, aber —"

„Ich verstehe," fiel Brankowan ungeduldig ein.

„Wenn ich es darauf ankommen lassen wollte, bester Herr, wäre ich jetzt nicht hier. Das sind Dinge, die man jeden Tag haben kann. Also — was haben Sie mir vorzuschlagen?“

Silbermann, der Glücksstifter, ging zu seinem Schreibtisch, schloß ein Fach auf und holte ein Buch hervor. Plötzlich ließ er es jählings zurückfallen und ging mit behutsamen Schritten, als könne ihr Schall durch die Decke dringen, auf Brankowan zu.

„Ich glaube — das heißt ich kombiniere da eben etwas zusammen, denn die Dame hat nie und ebenso die Familie nie in dieser Beziehung Schritte getan. Aber meine Erfahrung sagt mir, da wäre etwas zu machen. Und zwar genau das, was der Herr Graf für seine Zwecke ansprechen.“

„Was?“ fragte Brankowan, ein nervöses Gähnen unterdrückend. „Was soll zu machen sein? Wer? Wie? Wo?“

Silbermann behielt den geheimnisvollen Ton bei, als stände jemand hinter der Tür, dessen Ohr er zu scheuen hätte. „Herr Graf, man hört durch die Leute vielerlei, besonders wenn man das Hören versteht. Die junge Dame, von der ich spreche, ist sehr hübsch und elegant. Ihre Verwandten, zwei Tanten und ein Onkel, haben zusammen ungefähr eine Million im Vermögen —“

„Ich habe Ihnen schon gesagt,“ fiel Brankowan ein, „daß ich auf Onkel- und Tantenvermögen keinen Wert lege.“

„Erlauben Herr Graf nur einen Moment,“ flüsterte Silbermann, sich die Hände reibend. „Das junge Fräulein ist auf mindestens eine halbe Million selbständiges Vermögen einzuschätzen. Ich werde das noch genauer wissen. Es wurde freilich schon etwas

gemunkelt von einem Offizier, aber sie will höher hinaus, und die Verwandten, die nur diese eine Erbin haben, sollen gleichfalls dagegen gewesen sein."

„Was für ein Offizier?" fragte Brankowan.

„Das Dienstmädchen aus der Familie der jungen Dame hat der Köchin dieser Verwandten erzählt, daß sie bestimmt geglaubt hätte, ein Hauptmann vom Generalstab — ja, wie heißt er nur gleich? H— Har—"

„Hartleben?" warf Brankowan aufhorchend dazwischen.

„Ja, ganz recht. Aber es war nichts. Und sehr begreiflicherweise, denn —"

„Wann werde ich endlich erfahren, wie die junge Dame heißt?" fragte der Graf, sein Taschentuch gegen die noch immer schmerzende Stirn drückend.

„Sobald der Herr Graf gütigst unterschrieben haben," sagte Silbermann, wahrhaft verführerisch lächelnd, indem er auf seinem Schreibtisch die nötigen Gerätschaften zurechtlegte und mit lautlosen Federzügen den zu schließenden Vertrag aufsetzte. „Wenn der Herr Graf jetzt die Güte haben wollen?"

Brankowan ließ sich in dem Schreibsessel nieder, warf einen Blick auf Silbermanns bewundernswerte Handschrift, ließ danach das Blatt fallen, wandte sich zur Seite und rief: „Sind Sie des Teufels, Silbermann?"

Dessen Geschmeidigkeit erreichte den höchsten Grad. Er zuckte die Achseln, rieb sich die Hände, nickte und schüttelte den Kopf und fügte dem allen das verbindlichste, liebenswerteste Lächeln hinzu. „Bei den heutigen Zeiten und bei der Nachfrage, verehrtester Herr Graf! Angesichts einer solchen Partie sind fünf Prozent vom Barvermögen doch gar keine Sache. Das erledigt sich spielend, um so mehr, als ich auf das, was

Ihnen später noch zukommt, gar keinen Anspruch erhebe."

„Ich glaube, Sie sind verrückt," sagte Brankowan. „Besteuern Sie doch lieber gleich den Mondschein, der Ihnen heute abend ins Fenster scheinen könnte. Fünf Prozent — fünfundzwanzigtausend Mark!"

„Spielerei, wenn man die halbe Million und drüber in Betracht zieht, verehrtester Herr Graf," sagte Silbermann, etwas mehr ins Geschäftsmäßige übergehend. „Meine werten Kunden haben nie Ursache gehabt, sich über meine Ansprüche zu beklagen bei derartig reeller Bedienung. Bei mir wird nichts geschwindelt. Also — wenn der Herr Graf die glänzende Partie machen will, bitte ich zu unterschreiben. Ich werde dann die Ehre haben, dem Herrn Grafen die näheren Umstände sofort bekannt zu geben."

„Fünfundzwanzigtausend Mark, Silbermann!"

„Zahlbar, sobald die Verlobung vollzogen ist."

„Verlobung? Unsinn!"

„Nicht? Also nach der Hochzeit. Bei mir wird ehrlich gearbeitet, wie Sie sehen. Setzen wir hinzu: zahlbar drei Tage nach der Hochzeit."

„Sie sind doch wirklich der reinste Blutsauger!" sagte Brankowan, die Feder eintauchend.

„Das kommt dem Herrn Grafen bloß so vor," scherzte Silbermann nun wieder mit unwiderstehlicher Überredungskunst. „Lappalie — bei einer solchen Erbaussicht! Wovon soll denn das Geschäft bestehen? Ein so segensreiches Geschäft, wie der Herr Graf es soeben an sich selbst erfahren."

Graf Vello Brankowan verpflichtete sich mit seiner Unterschrift auf Ehrenwort. Dann warf er die Feder beiseite und hob warnend den Finger. „Silbermann, hören Sie —"

Herr Silbermann verneigte sich und schnellte wieder in die Höhe. „Strengste Diskretion ist die Grundlage meines Geschäfts. Ich darf es also nicht dulden, daß hier der leiseste Zweifel besteht. Wenn der Herr Graf in dieser Beziehung auch nur —"

„Ich glaube, ich glaub's ja," unterbrach Brankowan sich erhebend. „Sie wären ja auch ein Narr, täten Sie es nicht. Jetzt also — wer ist die Betreffende?"

„Ich nenne den Namen," sagte Silbermann, das kostbare Dokument in ein Fach seines Schreibtisches versenkend. „Fräulein Kniebel heißt sie! Eine Nichte der Herrschaften im zweiten Stockwerk dieses Hauses."

„Kniebel —"

„Die Gräfin Brankowan wird das Fräulein Kniebel großartig vergessen machen," sagte Silbermann feierlich. „Diese Erscheinung! Dieser Schick! Und diese Mittel! Einfach überwältigend."

Brankowan hörte nicht darauf. Der gestrige Abend, dieser seltsame Zufall, ganz ohne sein Zutun — das alles machte ihn auf Sekunden verstummen.

„Die junge Dame ist früh vaterlos geworden, daher das Barvermögen. Die Mutter, eine doppelt verwitwete Dame, lebt von ihrer Pension — aber anständig," gab Silbermann kund und zu wissen.

Brankowan sah Harda wieder neben sich stehen, das bleiche Antlitz gleichgültig der Menge zuwendend, die dunklen Augen allein auf ihn lächelnd richtend, sonst kalt und hochfahrend. Er hörte wieder aus ihren Worten den verschleierten Geldstolz heraus, der den an sich vornehmen Eindruck ihrer Persönlichkeit ungewollt beeinträchtigte. Und nun verstand er auch ihre Frage: „Halten Sie hundertundfünfzigtausend Mark für ein Vermögen?"

„Woher wissen Sie, daß die junge Dame auf

diese Weise untergebracht werden will?“ fragte er hastig.

„Ich weiß bestimmt,“ sagte Silbermann, „daß man in der Familie mindestens auf einen adeligen Gatten für sie rechnet. Ich bitte Sie, Herr Graf, ein so reiches junges Mädchen!“

„Lassen Sie aber jetzt Ihre Hände ganz aus dem Spiel,“ fiel Brankowan, aus seinem Nachdenken erwachend, ein. „Ganz und gar — vorläufig. Ich werde mir die Sache allein durch den Kopf gehen lassen. Sie rühren keinen Finger! Verstanden?“

Silbermann verneigte sich, nicht ohne Schelmerei. Er kannte diese anfängliche Beklommenheit seiner geschätzten Kunden, ihr anscheinend widerwilliges Gebaren. Gewissermaßen achtete er beides sogar als eine Bürgschaft pünktlicher Einhaltung des Vertrages. „Wie der Herr Graf wünschen. Selbstverständlich stehe ich mit meiner Zeit und meinen Diensten stets zur Verfügung. Aber besser ist hier vielleicht besser. Gerade diese Familie will meines Erachtens sehr geschont und mit Glacéhandschuhen angefaßt sein.“

Brankowan nahm seinen Hut vom Tisch. „Die Handschuhe überlassen Sie also mir,“ sagte er kurz. „Das weitere findet sich. Adieu!“

Er sah nichts mehr von dem wohlwollenden Abschiedsgruß des Ehefabrikanten, auch nichts von dessen vergnügtem Händereiben, sobald der verschwiegene Vorhang niedergeglitten war. Die Vorstellung hielt ihn vollständig im Bann, das junge Geschöpf, welches er gestern gezwungen und gleichgültig im Arm gehalten, fortan als Gattin neben sich zu sehen.

Seine noch immer stark rebellischen Nerven machten es ihm unmöglich, den Heimweg zu Fuß zurückzulegen. Er rief eine Droschke an, warf sich hinein und empfand

erst Erleichterung, als ihn die Stille seines Zimmers wieder umfing.

Auf dem Diwan ausgestreckt, umkreist von unsteten Gedanken, blies er den aromatischen Rauch seiner Zigarette langsam in die Luft.

Warum hatte er gestern nicht gewußt, was er heute wußte? Immer alles um einen Posttag zu spät in diesem wechselvollen Leben! — Fräulein Kniebel also! Was die Gesellschaft, seine Gesellschaft, wohl zu dieser Wahl sagen würde? Aber was hatte sie denn überhaupt zu sagen, da in ihren Kreisen nichts für ihn zu holen war? Er konnte sich ja gestern verliebt haben. Die Erscheinung des jungen Mädchens war durchaus danach. Er und verliebt — in dem jammervollen Zustand dieser Nacht! Aber der war es ja gerade, der zu diesem Schritt drängte. Leben und genießen, aber ohne diese gewaltsame Überanspannung seiner Kräfte, die schlimmer war als Fronarbeit.

Er war seiner aufreibenden Fingerkünste plötzlich so satt. Dies gefährliche Glücksrittertum ekelte ihn an, wie die ganze Maskerade seines Daseins. Die paar Tausendmarkscheine, die er heute morgen in sein Geheimfach geworfen, waren alles, was er an barem Gelde besaß. Waren sie ausgegeben, fehlte ihm die Kraft, sie zu erneuern. Also mußte er, wollte er sein Leben fürder ohne Erschütterung genießen, die Freiheit opfern und sich sicherstellen.

Zehntes Kapitel.

Es waren stille, drückende Stunden, welche im Hause der Rätin Müllbrich bis zu Hardas Abreise verflossen. Diese selbst hatte sie damit verbracht, das Gefühl der Freiheit immer fester und erstickender über

gelegentliches Aufstreben abgetaner Empfindungen zu breiten, bis sie kein leises Anpochen, kein Nachklingen mehr im Herzen zu verspüren meinte.

Was aber neben diesem Absterben energisch emporwuchs, das war der Wunsch, sich den engen Kreisen ihrer gegenwärtigen Existenz zu entziehen.

Sie atmete schon erleichtert auf, als sie nach schnellem Abschied die Stufen hinabstieg zum Wagen, aus welchem Fräulein Lilla ihr den zärtlichsten Gruß entgegenwinkte.

Es war ein sonnenheller Wintermorgen voll überschwenglichen Glanzes, der die Straßenreihen durchblitzte und das bunte Durch- und Nebeneinander in den Schaufenstern farbenprächtig verschönte.

Beim Übergang zur Potsdamer Straße geschah es, daß die Droschkentür aus ihrem Schloß sprang, und Harda genötigt war, sich vorzubeugen, um ihrer wieder habhaft zu werden.

In demselben Augenblick trat Hartleben aus einem Friseurladen, um den nahenden Straßenbahnwagen zu besteigen. Sein Blick fiel auf Harda und von ihr auf die Kofferladung, zu welcher Fräulein Lilla nicht das wenigste beigesteuert hatte. Und dann glitt er zurück auf das geliebte Antlitz, dem eine ungewünschte Röte nicht erspart blieb. Darüber verstrich der kurze Moment des Wiedersehens, ohne daß er die Hand an die Mütze gelegt, ohne daß sie das Haupt geneigt. Die Droschke rasselte dem Bahnhof zu, der Straßenbahnwagen in entgegengesetzter Richtung.

— — — — — — — — — — — — — —

In Hardas Zimmer ging die Rätin hin und her, Ordnung schaffend und das hastig Hingeworfene mütterlich beiseite räumend. Ihr war das Herz unsäglich schwer, kaum anders, als ob sie einer Verstorbenen den letzten Dienst erwiese.

Das Mädchen störte sie in ihren Gedanken, indem es ihr zwei Briefe überreichte, die der Briefbote eben abgegeben hatte.

Hartlebens Handschrift! Frau Müllbrich zuckte zusammen. Die zweite Schrift war ihr fremd.

In ihrem Sessel am Fenster öffnete sie mit Herzklopfen den ersten Umschlag.

Hartleben schrieb: „Hochverehrte gnädige Frau, gestatten Sie mir, daß ich in der Voraussetzung, Sie von dem Geschehenen unterrichtet zu wissen, der bitteren Enttäuschung, welche Ihr Fräulein Tochter mir bereitet, mein tiefstes Bedauern beifüge, mich damit zugleich aus Ihrer gütigen, von meiner Seite mit innigster Dankbarkeit empfundenen Nähe verbannt zu sehen. Die Enttäuschung, unter welcher ich leide, ist um so schmerzlicher, als sie nicht allein mein Herz, sondern auch mein Ehrgefühl berührt. Wenn es dessen Ihnen gegenüber bedürfte, so gebe ich mein Wort darauf, daß mir die glänzenden Vermögensumstände Ihrer Tochter gänzlich unbekannt waren, von einer Spekulation auf dieselben meinerseits also keine Rede sein kann. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Sie, hochverehrte Frau, sich des Gesprächs erinnern, in welchem ich mich für befähigt und befugt erklärte, mit meinen eigenen Mitteln einen Hausstand begründen zu können. Daß bei einer solchen Auffassung meiner Bewerbung von Liebe im Herzen Ihrer Tochter keine Rede sein konnte, liegt klar genug, um mir als Trost und Ansporn dienen zu können, diese allerschmerzlichste Episode meines Lebens überzeugungsvoll aus dem Gedächtnis zu streichen.

Nur das eine möchte ich noch hinzufügen, daß Ihre Güte mir unvergeßlich bleiben wird —“

Frau Müllbrich ließ den Brief sinken. Aus den



markigen Schriftzügen heraus, zwischen den schonenden Worten las sie die mißächtliche Meinung des Schreibers von dem seelischen Wert ihres Kindes, las sie sein abschließendes Urteil über den Niedrigstand ihres weiblichen Empfindens, über den Mangel aller vergebenden, versöhnenden, erhoffenden Liebe.

Das tat weh genug, sie die Hände in maßlosem Gram gegen die Augen drücken zu lassen, in Gram und Scham.

Endlich faßte sie den Mut, das zweite Schreiben zu öffnen.

„Auf Ihre gütige Ermunterung hin bittet um die Erlaubnis, Sie heute nachmittag für ein Stündchen überfallen zu dürfen, Ihr treu ergebener Warnulf.“

Das riß den Trauerflor, der über ihrem Denken lag, erquicklich auseinander. Wie sie nie etwas Frohes empfand, ohne sich an Liskas Mitfreude zu erlaben, faßte sie auch diesmal die aus der Schule Heimkehrende schon im Korridor mit dieser freudigen Nachricht ab und fand wiederum Gelegenheit, sich im Halten des Gleichgewichts praktisch zu üben.

„Scheußlich, Mutterchen, daß ich heute gerade bis sechs Uhr Englisch habe! Fortbleiben darf ich wohl nicht? Oder ja? Na, wenn du nicht willst — meinetwegen.“

„Er wird schon warten, bis du kommst,“ tröstete die Rätin, das Gesicht ihrer Jüngsten streichelnd. „Ich sorge schon dafür, daß du ihn noch begrüßen kannst.“

„Du bist ein Engel, Mutterchen. Kommt der konstantinopolitanische Dudelsackpfeifergeselle denn auch mit?“

Die Rätin lachte. „Im Briefe steht nichts von ihm. Wart's also ab!“ —

Und dann kam der Moment, da die hohe, breitschultrige Gestalt des Barnekowers in den Türrahmen

trat, des Mannes, den Müllbrich nie aufgehört hatte, seinen besten Freund zu nennen. Er nahm ihre Hände und küßte sie sichtlich bewegt. „Ich rechne diesen Tag und diese Stunde zu den bevorzugtesten meines Lebens. Ich habe es nie begreifen können und nur schwer erlernt, Ihnen gar nichts sein zu dürfen. Übrigens wird sich auch mein Sohn gestatten, später ebenfalls sich vorzustellen. Wo steckt denn Fräulein Kniebel?"

„Sie ist verreist," sagte die Rätin leise, wie schuldbewußt das Haupt senkend.

Er sah sie verständnisvoll an, seiner Neckerei Hartleben gegenüber gedenkend. „So — so! Und die Müllbrichs Kleine?"

„Kommt bald aus der Stunde."

„Sieht ihrem Vater ähnlich — was?"

„Mir selbst mehr, sagt man," lächelte die Rätin, ihr Gesicht zu ihm erhebend, als müsse er jetzt schon die Ähnlichkeit herausfinden.

„Da ist sie sehr klug gewesen," scherzte er.

Dann saßen sie nebeneinander, und es war, als säße Müllbrich als Bindeglied zwischen ihnen und erwärmte ihre Herzen durch seine Gegenwart.

Warnulf gefiel es außergewöhnlich gut in dem stillen, durchdufteten Zimmer, wo Liskas Weihnachtshyazinthe am Fenster ihre Prachthäupter im Lampenlicht spiegelte und das Efeulaub der traulichen altmodischen Fensterlaube wie mit Silberlack überstrichen aufglänzte.

In diesem gemütlichen Häuslichkeitsrahmen trat ihm die behäbige und lebendige Gestalt seines Freundes wieder besonders nahe. Er sah ihn neben dem Weibe seines Herzens im roten Sofa sitzen, sah ihn fröhlich in die Tür treten, ihm herzlich die Hände entgegenstrecken.

„Wenn ich ganz aufrichtig sein soll," sagte er, den Blick auf Müllbrichs große Photographie an der Wand richtend, „so fühle ich mich hier als kein Fremder mehr."

„Es hat ja auch niemand ein größeres Recht darauf, sich unter uns heimisch zu fühlen, als Sie, Leopolds erprobter Freund. An jenem Schreibtisch war's, wo er mit so großer Freude Ihre Jagdeinladung beantwortete," sagte die Rätin bewegt. „Und er kam nicht wieder!"

„Bei dem Worte Schreibtisch," sagte Warnulf, teilnehmend nickend, „fällt mir etwas ein, wonach ich neulich schon fragen wollte. Haben Sie von Barnekow aus noch einen Brief von Müllbrich erhalten?"

Die Rätin sah erstaunt auf.

„Ich meine einen Brief oder Zettel, den er an jenem Abend kurz vor seinem Aufbruch zum Anstand an Sie schrieb?"

„Nein," sagte die Rätin, in höchster Spannung die Teetasse niedersetzend. „Nie ist eine Zeile aus Barnekow damals an mich gelangt."

„Sie wissen das ganz genau? Bei dem, was folgte und dann alles auf den Kopf stellte, konnte doch leicht etwas übersehen und vergessen werden."

„Ich versichere Ihnen, Herr v. Warnulf," sagte die Rätin mit fester Stimme, ihr Herzklopfen mit Gewalt unterdrückend, „ich könnte meine Hand dafür ins Feuer legen, daß kein Brief oder überhaupt etwas Schriftliches aus Barnekow an mich gekommen ist. Wie gänzlich auch damals die Welt für mich untergegangen war, eine Botschaft von Leopold hätte keiner gewagt mir vorzuenthalten."

„Dann bleibt es unerfindlich für mich, ein Rätsel —"

„Was?" fragte die Rätin. „Was ist Ihnen ein Rätsel?"

Warnulf richtete einen grübelnden Blick auf sie. „Es ist nämlich Tatsache, daß Müllbrich kurz vor dem Verlassen des Hauses oder bald nach dem Essen, das ja ziemlich lange hinausgeschoben ward, obwohl er der erste war, der sich zurückzog, einen Brief oder Zettel geschrieben hat. Mein Diener, der ihm beim Umkleiden half, versicherte es und beteuert auch heute noch, daß der Amtsgerichtsrat einen Briefumschlag von ihm verlangt habe. Auf die Frage, ob auch Papier gewünscht werde, habe er eine verneinende Antwort erhalten. Ferner behauptet er steif und fest, im Hinausgehen noch gesehen zu haben, daß Müllbrich schrieb und dann das Blatt aus seiner Brieftasche riß."

„Nicht möglich — nicht möglich!" rief die Rätin.

„Mein Diener ist ein zuverlässiger Mensch," sagte Warnulf. „Sie können ihn selbst befragen. Ich zweifle auch gar nicht an der Tatsache."

„Wo sollte aber der Brief geblieben sein?" rief die Rätin.

„Bei uns in Barnekow ist er nicht gefunden worden. Vielleicht ist in seinen Kleidertaschen —"

„Nichts war darin, als was ich selbst herausnahm. Kein Brief — kein Zettel!"

„Und mit der Post kam nichts — nachträglich?"

„Nichts. Sie können sich ja denken, daß ich etwas Nachträgliches von Leopolds Hand wie eine Himmelsbotschaft begrüßt und nicht von mir gelassen haben würde."

„Dann gebe ich das Raten auf."

„Vielleicht hat er an einen der Mitgäste —"

„Waren ihm fast alle fremd. Nebenbei war, was Briefe anbelangt, seine Tinte nie sehr flüssig, und zumal dann nicht, wenn er etwas Besonderes vorhatte wie in jener Nacht. — Lassen wir die Sache ruhen, meine

verehrteste Frau Müllbrich. Wir wollen uns nicht weiter den Kopf darüber zerbrechen. Es kann immerhin von seiten meines Dieners doch eine Verwechslung vorliegen."

„Das glaube ich auch," sagte die Rätin aufatmend.

„In einer Beziehung aber könnten wir uns doch noch überzeugen," rief Warnulf mit jähem Einfall. „Wo ist die Brieftasche? Sehen wir doch nach, ob darin ein Blatt herausgerissen ist."

Frau Müllbrich sprang schon auf und eilte zum Schreibtisch, wo sie hastig ein Schubfach aufschloß und seinen Inhalt auf den Tisch niederlegte.

„Hier ist sie, so wie ich sie aus seiner Rocktasche nahm. Sehen Sie selbst nach."

Warnulf nahm die Brieftasche in die Hand und schlug die einzelnen Blätter aufmerksam um.

„Da," sagte er rasch, „sehen Sie — da ist ein Blatt herausgerissen! Es hängt noch ein Fetzen Papier daneben. Also doch! — Auf diesen Fund hin," fuhr er in seiner jovialen Weise fort, „will ich meinen Friedrich noch einmal ins Gebet nehmen und versuchen, noch etwas Bestimmteres aus ihm herauszupressen. — Eben läutete es, das wird mein Sohn sein. Nein, das ist eine weibliche Stimme."

Die Rätin, die Brieftasche wieder verschließend, fuhr sich rasch mit der Hand über die Augen, bevor sie die Tür öffnete. „Komm nur herein, Liska!" rief sie.

Und sie kam, das Blondhaar vom Winde zerzaust, die Wangen vom schnellen Gang frisch gerötet. Im Widerspiel verschämter und erwartungsvoller Neugier ließ sie sich von der Rätin zu Warnulf führen.

„Leopolds Tochter!"

Das Auge des alten Barnekowers ruhte mit sicht-

licher Überraschung auf der tief Knicksenden, die vor lauter Erregung nicht aufzusehen wagte.

„Nun, bekomme ich keine Patschhand?“ fragte er lächelnd, ihr die Rechte entgegenstreckend. „Wollen wir beide nicht auch Freundschaft schließen?“

Sie war so überwältigt von seiner imponierenden Persönlichkeit und so gerührt über die Freude ihrer Mutter an diesem Besuch, daß sie sich rasch auf seine Hand niederbeugte und ihre roten Lippen herzhaft darauf drückte.

„Halt!“ rief Warnulf lachend. „Bei sofortigem Strafvollzug!“ Dabei hob er ihr Kinn in die Höhe und küßte sie väterlich auf Stirn und Wange. „Hat viel von Ihnen, Frau Müllbrich,“ sagte er, Liskas strahlendes Gesichtchen musternd. „Aber auch manches vom Vater. Der Schelm zum Beispiel, der ihr aus den Augenwinkeln guckt, ist unveräußerlich sein Erbe.“

„Sie hat in der Tat sein glückliches Temperament,“ sagte die Rätin, ihrer Tochter die Haare aus der Stirn streichend. „Sie versteht es wie er, trübe Gedanken zu verscheuchen.“

„Brav!“ Er hielt ihre Hand noch immer in der seinen und drückte sie kräftig. „Fröhlich sein und fröhlich machen, ist besser als Perlen und Juwelen. — Aber jetzt haben wir wohl Appetit auf Tee und Kuchen?“

Sie nickte. Es war allerdings sehr verlockend, den Kuchenteller mit dem Lieblingsgebäck vor sich stehen zu sehen, der gewissermaßen zum Angriff herausforderte. Aber Liskas Augen schweiften von den Süßigkeiten immer wieder ab zu dem Antlitz dessen, den sie von den Geschwistern Kniebel stets mit den härtesten Vorwürfen hatte verunglimpfen hören.

„Der Schulstandpunkt scheint bald überwunden zu

sein?" fragte Warnulf, diese nicht ganz geheime Musterung unterbrechend.

„O, nein," sagte Liska errötend, „noch lange nicht! Nachher geht's erst recht los."

„Was nennen Sie nachher, wenn ich fragen darf?"

„Wenn ich eingesegnet bin."

„So — so! Und wann wird dieses Ereignis vor sich gehen?"

„Nächste Ostern," sagte die Rätin, ihr zu Hilfe kommend. „Sie wird dann sechzehn Jahre alt. Mein Schwager, Liskas Vormund, ist dafür, daß sie darauf vorbereitet wird, einmal auf eigenen Füßen zu stehen, wenn ich nicht mehr bin —"

„Das sind sehr weitläufige Aussichten, verehrteste Frau," unterbrach Warnulf sie kopfschüttelnd. „Ein bißchen Luft, Lebensluft, muß die Kleine in der ersten Jugend nun schon behalten. Sechzehn Jahre! Möchten wir nicht lieber mal erst jung sein — und dann erst gelehrt?"

„O, ich möchte schon," flüsterte Liska, durch diesen Vorschlag ganz und gar für den Freund ihres Vaters eingenommen. „Aber Onkel Sebaldus — nicht wahr, Mutterchen? Du weißt ja —"

„Sie soll das Seminar besuchen und das Lehrerinexamen machen," sagte die Rätin. „Dann wollen wir eine Stellung für sie suchen. Leicht wird es mir ja gewiß nicht werden, aber mein Schwager hat wohl recht, daß darauf keine Rücksicht genommen werden kann."

Warnulfs Abneigung gegen Herrn Kniebel, der ihn dazumal so kurzerhand abgewiesen hatte, bekam einen erneuten Aufschwung. „Na, darüber läuft noch viel Wasser den Berg hinunter."

Das Mädchen brachte eine Karte herein.

„Das ist mein Junge," sagte Warnulf.

„Ich freue mich sehr," entgegnete die Rätin.

„Sage mal," rief Warnulf, als der junge Mann die Tür öffnete, „du denkst wohl auch, je später der Abend, desto schöner die Gäste?"

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung —"

In diesem Moment stieß Liska einen halberstickten Schrei aus, halberstickt dadurch, daß sie sich die Hand auf den Mund preßte und bloß den Augen gestattete, ihr unermeßliches Erstaunen auszudrücken.

Der junge Warnulf, durch diese eigenartige Begrüßung aufmerksam gemacht, wandte sich von der Rätin ab.

„Ist's möglich? Wahrhaftig!" Er war jetzt selbst so überrascht, daß er für Sekunden ganz verstummte.

„Mutter, das ist ja mein Groschenmann!" flüsterte Liska der Rätin ins Ohr, über und über rot im Gesicht.

„Können Sie sich daraus einen Vers machen, was die beiden haben?" fragte Warnulf kopfschüttelnd.

„Doch — jetzt kann ich's," sagte die Rätin, mit Herzenswärme dem jungen Manne die Hand reichend. „Sie also waren es, der meine Tochter vor vielleicht großem Unglück und Schaden bewahrte. — Denken Sie, Herr v. Warnulf," wandte sie sich an diesen, „Liska schwebte in großer Gefahr, als sie auf einen in Bewegung befindlichen Straßenbahnwagen springen wollte, von einem vorübersausenden Automobil erfaßt zu werden. Ihr Herr Sohn riß sie noch im letzten Augenblick auf die Plattform hinauf."

„Das hast du brav gemacht, Gerd!" rief der Varnekower, ihm kräftig auf die Schulter schlagend.

„Ja, und als ich so schrecklich in Verlegenheit war," sagte Liska, „weil ich mein Geld zu Hause vergessen, hat er — Ihr Herr Sohn — mir einen Groschen gegeben."

Bei dieser Beichte lachte Warnulf hell auf. „Auch das noch! — Nun, auf die Zinsen hast du wohl verzichtet?“

„Aber ich habe damals tüchtig gezankt. Einen Moment war mir wirklich sehr angst.“

„Fräulein Liska,“ sagte Warnulf, seine Hand wie zum Schwur erhebend, „wir nehmen Ihnen hiermit einen Eid ab, nie wieder so leichtsinnig zu sein.“

„Sie ist seitdem vorsichtiger geworden,“ sagte die Rätin begütigend. — „Nicht wahr, Kleine? Nun sieh zu, daß wir frischen Tee bekommen.“

Eilfertig sprang Liska hinaus und kam sofort mit der blitzenden Kanne wieder zurück.

„Halbpart!“ rief Gerd v. Warnulf, ihr entgegeneilend. „Geteiltes Vergnügen ist doppeltes Vergnügen. Vertrauen Sie mir diese Teeurne an. Ich kann auch eingießen.“

Das reizende Gesichtchen lockte ihn viel zu sehr, und die Erinnerung an ihre sprudelnde Lustigkeit kam ihm viel zu lebhaft ins Gedächtnis, als daß er nicht Lust gehabt hätte, diese Unterhaltung noch ein Weilchen fortzusetzen.

„Übergießen — jawohl! Das können Sie noch besser,“ lachte sie, ihm geschmeidig ausweichend. Dabei fiel ihr ein, daß sie ihn heute morgen einen konstantinopolitanischen Dudelsackpfeifergesellen genannt hatte, und abermals lachte sie herzhaft auf.

„Na, ihr werdet beide so lange machen, bis die Geschichte glücklich auf der Erde liegt,“ rief Warnulf, der Rätin vergnügt zunickend.

„Ich fürchte nur etwaige Brandblasen,“ scherzte Frau Müllbrich, die sich seit langen Jahren nicht so frei, so wohl gefühlt hatte wie an diesem Abend. „Herr v. Warnulf, der Klügste gibt nach.“

„Dann allerdings. Dieser Berufung gegenüber verstummt mein Hilfseifer."

„Gott sei Dank!" sagte Liska, mit schelmischem Augenzwinkern ihre Beute an ihm vorübertragend. „Der Mutige weicht tapfer zurück." —

Auch diese fröhliche Teestunde fand ihr Ende, als Warnulf sich erhob.

„Ich fahre morgen nach Barnekow zurück, verehrte Frau, und es kann lange Zeit dauern, bevor ich das Glück habe, Sie wiederzusehen. Aber ich nehme die Gewißheit mit mir, daß wir von nun an in freundschaftlichem Verkehr miteinander stehen bleiben und daß, was immer an Sie herantreten mag, Sie in mir den gegebenen Helfer und Berater sehen."

„Das will ich gewiß," sagte die Rätin bewegt. „Wenn es bis jetzt nicht geschah —"

Er küßte ihre Hände. „Weiß alles. Und was den Brief anbelangt, so befrage ich meinen Diener noch einmal."

„Wollen Sie mir —"

„Nachricht geben? Zuverlässig. Aber es wird nicht viel mehr herauszubekommen sein. — Adieu, kleines Fräulein! Bleiben Sie, wie Sie sind. Das ist alles, was ich Ihnen wünschen kann."

Als der junge Warnulf sich verabschiedete, reichte er Liska die Hand, in welche sie tapfer einschlug.

„Es ist doch schade, daß Sie so unmenschlich weit weggehen," sagte sie lächelnd.

Er drückte ihre Rechte. „Der Bien muß leider."

Elftes Kapitel.

Graf Brankowan saß an seinem Schreibtisch und öffnete ein eben eingetroffenes Schreiben Silbermanns

folgenden Inhalts: „Gestatte mir ganz ergebenst mitzuteilen, daß die junge Dame mit ihrer Tante heute früh für längere Zeit nach Schierke abgereist ist. Bitte danach zu handeln. Wenn ich recht gehört habe — Hotel Burggraf.“

Brankowan überlas diese Zeilen mit außerordentlicher Befriedigung. Sie räumten gefällig alle Steine ferneren Überlegens aus dem Wege und wiesen ihn direkt ans Ziel.

Er klingelte seinem Diener.

„Der Arzt hat mir soeben Luftveränderung empfohlen. Wir fahren daher morgen für einige Tage nach dem Harz. Packen Sie das Nötige ein und besorgen Sie dann die Absagen für die nächsten Einladungen zur Post.“

Er zerriß das Schreiben Silbermanns in kleine Fetzen und warf sie in den Papierkorb. —

Der nächste Morgen verstreute die herrlichsten Farbenspiele über alle rauhreiftragenden Bäume in den Straßen, als Graf Brankowan dem sagenumwobenen Harz entgegenfuhr.

Wunderbar bettete sich das ganze Land, Höhen und Tiefen, in den leuchtenden Schneemantel, den die schwer behangenen Tannen mit immer neuen Silberflittern bestickten, wenn ein Windhauch ihre Wipfel bewegte. Unter ihnen versickerte ein besonders geschütztes Bächlein hie und da sein klares Wasser zu Tal. Sonst tiefe Stille ringsum in dem gewaltigen Waldrevier.

Zwischen dieser Winterpracht schritt Harda neben Tante Lilla das Bodetal hinab zum Hotel zurück. Ihr Herz war störrisch genug, sich von dem Vergangenen nicht so ganz losreißen zu können, wie es ihr daheim vorgeschwebt hatte. Und daß sie es nicht konnte

erweckte ihr neuen Groll gegen den Mann, der daran schuld war.

„Ich möchte Flügel haben wie die dort oben," sagte sie aufwärts schauend, wo eine Schar Vögel krächzend vorüberzog, „und weit fort fliegen, bis ich nichts mehr zu hören und zu sehen hätte von dem, was sich wie eine Kette an mich hängt."

„Aber doch nicht gerade Krähenflügel," sagte Fräulein Lilla. „Wenn es noch Schwäne wären, die da durch die Luft fegen. Denke doch an Tante Rosa, mein Liebchen, die damals auch in Schierke ihr erstes Leid um den Bräutigam loswurde. Es wird auch an dir Wunder tun. Wir Frauen müssen alle für unsere Empfindsamkeit büßen. Man kann sich in deinen Jahren nicht weit genug vom Feuer halten."

„Vom Blinkfeuer, hell — dunkel, hell — dunkel," warf Harda bitter lächelnd ein. „Man verliert förmlich die Besinnung dabei."

„Gerade die sollst du dir hier wieder holen," sagte Fräulein Lilla, sehr befriedigt von dem Aufsehen, welches ihre Nichte in dem mit Wintergästen ziemlich besetzten Hotel erregte. „Es gibt Frauen, die so viel Gefühl haben, daß sie ihren Mitmenschen damit gefährlich werden können, wie zum Beispiel deine gute Mutter. Aus lauter Empfindung hätte sie dich ohne weiteres in die alte Baracke befördert, um der alten Pfarrersbase, oder was sie sonst ist, gelegentlich einige Zeit das Gnadenbrot essen zu helfen, welches ihr dieser schreckliche Mensch, der alte Warnulf, gewiß widerwillig genug gibt. Wir wären samt und sonders aus der Haut gefahren, wenn du jemals Barnekower Lehmboden an deine Sohlen gebracht hättest."

Harda sah im Geist ein ausgebautes Kätnerhaus vor sich liegen, das Dach weit vorgeschoben über die

niedrigen Fenster, Geranium und verstaubter Goldlack hinter den grünlichen Scheiben. Ringsum Einsamkeit, heulende Hunde und schmutzige Kinder. „Ich danke!" rief sie hastig. „Um Himmels willen nicht, Tante Lilla!"

„Na siehst du, dieses Eldorado und alles, was drum und dran hängt, zu vergessen, darf einer Dame deiner Art keine Kopfschmerzen machen. Das wäre schon mehr als Empfindsamkeit. Von fern ist manches tadellos, in der Nähe sieht man die Mottenlöcher. Und wenn man als Braut schon anfangen soll, die Löcher in seinen Erwartungen mit Ergebung und Sentimentalität zuzustopfen, dann hole der Kuckuck die ganze Geschichte."

„Du hast recht," sagte Harda, diesen kräftigen Zuspruch belächelnd. „Es wäre ein Reinfall gewesen."

„Erster Güte, mein Kind, mit Eichenlaub und Schwertern, die Hauptmann Hartleben vermutlich nie an seiner Brust wird baumeln sehen, wenngleich er karmesinrote Streifen an den Beinen hat." —

Es war, wenn auch kalt, so doch angenehmes Wetter. Durch die klare Luft sandte das allzu frühe Abendrot einen weithin strahlenden Zauberbrand, als stände der ganze Wald in Flammen und verglühte selbst der festgefrorene Schnee.

Auch Hardas Wangen frischte dieses Himmelsrot wunderbar auf. Ihre Augen, diese schönen, dunklen Augen, strahlten es gleichsam zurück, so befreit fühlte sich ihre Seele nach dieser endlichen Aussprache.

„Ich denke, Tante Lilla," sagte sie, ihr die Hand drückend, „mit dieser Sache bin ich nun fertig." Und als in diesem Moment ein Schwarm Krähen aufstob, hob sie sich mutwillig auf den Fußspitzen. „Ihr da oben, nehmt die ganze Geschichte mit! Ich schenke sie

euch! Fort damit!“ Sie winkte ihnen mit den Händen und sah den davonfliegenden Vögeln lachend nach.

„Herzchen,“ flüsterte Fräulein Kniebel entzückt von diesem sehr hübschen Bilde, „ich kann es ja schließlich keinem verdenken, daß er zubeißen möchte, wenn du ihm den kleinen Finger hinhältst. Aber nun schnell heim, sonst kommen wir zu sehr in die Finsternis.“

Das elektrische Licht im Speisesaal und das Geklapper der Teller tat den Beginn der Abendmahlzeit kund.

Unter den letzten Gästen, die den Saal betraten, befanden sich die Damen Kniebel, wie stets in sehr gewählter Toilette und somit von der einfacheren Umgebung von selbst unterschieden.

„Es ist doch überall dasselbe Menschenragout,“ flüsterte Tante Lilla, ihre Lorgnette an die Augen hebend. „Was Besonderes ist nach dem Fremdenbuch nicht hier. Als Tante Rosa damals ihre täglichen Weinkrämpfe hier abmachte, war eine ganz andere Gesellschaft beisammen.“

„Wir können ja weiter wandern,“ sagte Harda lächelnd.

Im nächsten Moment fühlte sie hastig ihre Fußspitze berührt.

„Sieh mal nach rechts!“ wisperte die Tante.

„Das ist ja Graf Brankowan!“ rief Harda wie elektrisiert, während eine feine Röte ihre Wangen überflog.

„Wer?“ flüsterte Fräulein Kniebel aufs höchste gespannt. „Heißt er Graf, oder ist er Graf?“

„Mein Kotillontänzer — weißt du nicht mehr?“

Die Spannung, ob er sie wiedererkennen und begrüßen werde, machte ihr Herz lebhaft schlagen.

„Tadellose Erscheinung!“ sagte Fräulein Lilla, ihn

nicht mehr aus dem Bann ihrer Augengläser lassend. „Die verkörperte Eleganz! Gerade diese Blässe ist so sympathisch. Sie wirkt wie ein unausgesprochenes Leid. Man möchte immer fragen: Was hat man dir, du armes Kind, getan?“

Harda hörte nicht darauf. Ihre Blicke folgten unauffällig jeder Bewegung Brankowans nach. Hatte er sie gesehen? Würde er näher kommen? Sie begrüßen und ansprechen? Oder mit stummem Gruß vorübergehen?

Noch schien er ihre Anwesenheit nicht bemerkt zu haben, während er langsam durch den Saal schritt, anscheinend ohne jegliches Interesse. Plötzlich, als ihn sein Weg in ihre Nähe führte, glitt ein merkbares Erstaunen über seine Züge. Und dieses Erstaunen mehrte sich in solchem Grade, daß er einen Moment im Fortschreiten innehielt und danach desto entschiedener die Richtung nach den Plätzen der beiden Damen einschlug.

„Er kommt!“ flüsterte Harda, mit stolzer Genugtuung das Haupt erhebend.

Er war schon da und verneigte sich mit vollendeter Liebenswürdigkeit. „Ich traute meinen Augen nicht. Ein solches Zusammentreffen lag außerhalb meiner kühnsten Hoffnungen. Darf ich —“

„Graf Brankowan!“ sagte Harda laut genug, um von der nächsten Umgebung verstanden zu werden. „Meine Tante, Fräulein Kniebel!“ setzte sie gedämpfter hinzu.

Mit einem huldvollen Lächeln lohnte Fräulein Lilla diese ihr schmeichelhafte Vorstellung. „Hoffentlich ist es nicht Ihr Gesundheitszustand, der Sie hierher führt, Herr Graf,“ sagte sie verbindlich.

„O nein! Es ist nur meine alljährliche Flucht vor

den Masseneinladungen," scherzte er. „Aber die Damen haben vielleicht anders über Ihre Zeit verfügt, als mit mir zu plaudern?"

„Keineswegs!" beeilte sich Fräulein Lilla zu versichern. „Wir kamen uns soeben sehr vereinsamt hier vor. Meine Nichte sprach schon vom Weiterwandern."

„Das kann ich nicht zugeben," sagte Brankowan. „Und gnädiges Fräulein werden so grausam auch nicht handeln wollen. Ich bin in dieser Gegend gänzlich fremd. Es wäre überaus gütig, wenn die Damen mich mit Ihrer Ortskenntnis ein wenig unterstützen wollten."

„Es gibt wundervolle Spaziergänge hier," erklärte Harda und vergaß ganz die Gründe, welche sie hierher geführt. „Man muß sie nur zu finden wissen."

„Ich werde mich, wenn Sie gestatten, mit wärmstem Dank Ihrer Leitung unterstellen," sagte Brankowan sich verabschiedend, um den ersten Eindruck wirken und nachwirken zu lassen.

„Dann — auf Wiedersehen!" lächelte Harda, voll befriedigter Eitelkeit ihm nachsehend, wie er mit nachlässigem Gleichmut durch den Saal schritt, eine auffallende Erscheinung unter der gesamten anwesenden Männerwelt.

Fräulein Lilla erhob sich sofort nach dem letzten Gang nebst ihrer Nichte, als lohne die sonstige Umgebung ein ferneres Verweilen nicht. „Ich denke, wir nehmen unseren Tee oben ein," sagte sie, an den Speisenden vorüberrauschend. „Im Damenzimmer ist es zu langweilig."

Der Nachtwind pochte ans Fenster, rund und voll wie eine große Silberblume stand der Mond am Himmel.

Harda blickte hinaus in die flimmernde Stille. Hartlebens Bild, das ihr für einen Moment vor die

Seele trat, verlöschte schnell vor dem Bild jenes Mannes, bei dessen erster Annäherung ein wunderliches Kältegefühl ihre Brust durchzogen. Jetzt belächelte sie diese Empfindung als natürliche Folge beschränkter und engbegrenzter Häuslichkeit, der zu entfliehen ihre Seele mit täglich gesteigerter Inbrunst verlangte.

„Ich muß sagen, Liebste," rief Fräulein Lilla, lebhaft auf und nieder schreitend, was ihrer Anschauung gemäß das richtige Verhalten nach jeder Mahlzeit war, „dieser Graf Brankowan hat etwas so Apartes, daß es sich der Mühe lohnt, ihn zu studieren."

„Wie gedenkst du das zu machen?" fragte Harda lächelnd.

„Zuerst glaubte ich," fuhr die Tante unbeirrt fort, „mich nie in dieses eigenartige Gesicht finden zu können. Jetzt muß ich bekennen, daß ich nie ein interessanteres, man könnte sagen, spannenderes Gesicht sah — direkt schön in seiner Weise. Man liest doch etwas darin, während in Hartlebens Gesicht der Bart die Hauptsache war. Was tue ich aber mit einem Ausdruck, der sich für fünfzig Pfennig wegrasieren läßt!"

„Du hast recht, man vergißt diese aparten Züge nicht leicht," sagte Harda gedankenvoll.

„Und nun die Unterhaltung!" rief Fräulein Kniebel, ohne ihre Promenade zu unterbrechen. „Alles glatt poliert, nirgends eine Ecke. Ja, solche Leute brauchen sich nicht hinzusetzen, um ein sentimentales Lied zu spielen wie gewisse andere, weil ihnen der Unterhaltungsstoff abhanden gekommen ist. Dieses Gewimmer konnte nur auf deine gute Mutter Eindruck machen."

„Vielleicht," murmelte Harda, aufs neue in die schweigende Nacht starrend.

„Und erst die Haltung!" sagte Fräulein Kniebel stehen bleibend. „Tadellos! Hartleben kam mir immer

so verkniffen vor. Hier ist alles leicht und frei. Natürlich, Geburt im Schlosse und Geburt im Pfarrhause sind zweierlei. Wo liegen seine Güter?“

„Er ist abgefunden, wie ich damals heraushörte,“ sagte Harda, den Vorhang herunterlassend. „Er lebt von seinen Renten. Meinst du, daß ich ihn morgen auffordere oder auffordern lasse, sich uns anzuschließen, wenn das Wetter schön ist?“

„Aber sicher! Höflichkeit muß man sich stets zur Regel machen.“ —

In der Nacht hatte Harda einen seltsamen Traum. Sie lag ausgestreckt auf dem Diwan, als Brankowan ins Zimmer und dicht an ihr Lager trat. Sie wollte aufspringen, aber in seinem Anblick ging ihr die Kraft verloren. Sie mußte regungslos liegen und dulden, daß er sein Gesicht langsam immer tiefer über das ihre neigte — und mit jeder Sekunde erstarrte das warme Blut mehr in ihr, wuchs die Kälte in ihren Adern. Sie empfand es mit ihrer letzten Gedankenkraft, daß sein Kuß ihr den Tod geben werde. Und er küßte sie —

Erschreckt fuhr sie empor. Das erste Morgendämmern drang durch die weißen Vorhänge. Wie ein Schemen umschwebte und durchschwebte es das Zimmer. In ihm verging der Schreck, aber er ließ etwas zurück, was Harda bisher fremd gewesen: eine Regung der Leidenschaft, bei deren erstem Aufzucken sie alles, was hinter ihr lag, vergaß. —

Als Brankowan ihr an diesem Tage auf dem Treppenflur entgegentrat, wo sie die saumselige Tante Lilla erwartete, flog das Traumbild, in welchem sie um ihn und seinen Kuß gelitten, so sturmschnell durch ihre Seele, daß eine heiße Röte der Verwirrung über ihre Wangen glitt.

Er, der Frauenkenner, las die Erfüllung seiner

Wünsche bereits aus diesem ersten Wiedersehen, wie sehr das junge Mädchen sich auch Mühe gab, ihre gewohnte Haltung zurückzugewinnen.

„Ich brauche mich nicht erst nach dem Befinden zu erkundigen," sagte er, ihr feingeschnittenes Antlitz mit einem Blick stummer Bewunderung befragend. „Die schöne Wahrheit spricht immer für sich allein."

„Sie selbst hatten wohl keine gute Nacht?" Und wieder glitt das Traumbild, wie er vor dem Diwan über sie geneigt stand, mit zitternder Erregung durch ihre Seele, so daß sie die Augen vor ihm niederschlug.

„Sehr gut und sehr schlecht," sagte er lächelnd. „Was den Schlaf anbelangt, gleich Null."

„Und doch gut?"

„Besser als je zuvor." Unter seinen halbverdeckten Augenlidern flammte ein Strahl auf. Aber ebenso schnell beugte er sich vorwärts und zeichnete mit seinem Stock nachlässig Figuren auf den Fußboden. „Es lassen sich solche Sonderbarkeiten nicht erklären. Sie kommen und sind da. Und schließlich —"

„Schließlich?" fragte sie, den scherzenden Ton wiederfindend.

„Möchte man sie nicht einmal missen," sagte er, ohne aufzusehen. „Doch das sind Dinge," fuhr er geläufiger fort, „die von der Unterhaltung mit der glücklichen Jugend ausgeschlossen sind. Wohin gedenken die Damen heute zu wandern?"

„Auf der Straße nach Elend."

„Sie würden es nicht unbescheiden finden, wenn ich bitte, mich anschließen zu dürfen?" fragte er, jäh aufschauend und so den Blick erhaschend, den sie voll Interesse auf ihn gerichtet hielt.

„Wenn Sie sich uns anvertrauen wollen," sagte sie errötend.

„Auf Gnade — aber nicht auf Ungnade," fiel er lächelnd ein. „Sonst würde ich mich lieber in Eis und Schnee verirren."

In diesem Augenblick trat Fräulein Kniebel in glücklich vollendeter Winterausrüstung aus der Tür. „Was sehe ich! Ich habe die Herrschaften doch etwa nicht warten lassen?"

„Nur eine gute Viertelstunde," lächelte Harda, während Brankowan auf den Pelzhandschuh der pünktlichen Dame einen respektvollen Kuß drückte.

„Ihre liebenswürdige Frage," sagte er, die Empfindung Fräulein Lillas ob des gräflichen Handkusses aus ihren Zügen lesend, „überhebt mich der Bitte, mich auch Ihnen als Begleiter aufzunötigen. Fräulein Nichte gab mir schon die gütige Erlaubnis."

„Selbstverständlich, Herr Graf!"

Sie schritten nun alle drei, Brankowan an Tante Lillas Seite, in den sonnigen Wintermorgen hinein, der seine Eis- und Schneeschätze, seine herrlichen Farbenspiele ihnen gegenüber ganz umsonst verschwendete. Die beiden Damen hatten nur Ohren für des Grafen Erzählungen, der auf fesselnde Weise über seine vielfachen Reisen plauderte, und Brankowan nur Augen für das Interesse, welches er auf Hardas Antlitz las und zu wahren bemüht war.

„Natürlich," sagte er, seine Stimme dämpfend, was Fräulein Lilla bereitwillig für ein Aufwallen tiefsten Gefühls nahm, „konnte ich auf meinen Fahrten den vollen Reiz nicht auskosten, denn allein ist schlecht genießen. Man möchte jemand zur Seite haben, der das eigene Anschauen durch seine Wahrnehmungen ergänzt, der meinethalben als besserer Beobachter das eigene bißchen Aufnahmefähigkeit in Schatten stellt — nur da müßte er sein."

„Sie hatten keine Reisebegleiter, keine Freunde?“ fragte Harda teilnehmend.

„O doch — genug. Aber wenn ich ganz ehrlich sein darf,“ fuhr Brankowan mit sehr glücklicher Mischung von Ernst und Scherz fort, „nicht der Gefährte, sondern die Reisegefährtin war es, die mir fehlte.“

„Doch ganz und gar Ihre Schuld, Herr Graf,“ sagte Fräulein Lilla mit mildem Tadel.

„Nur teilweise. Die jungen Damen meiner Bekanntschaft waren noch sehr befangen in dem Glauben an die bewußte kleine Hütte, die für alles Raum hat. Der eigene Kochherd war ihnen das Ideal des Ehestandes, ein Wanderleben in der großen Welt dagegen Zigeunerwirtschaft.“

„Ich sollte meinen, Ihre Landsmänninnen —“ fiel Fräulein Kniebel wiederum ein.

„Meine Landsmänninnen?“ wiederholte Brankowan achselzuckend. „Du lieber Himmel! Pariserinnen und Engländerinnen, vollends aber Russinnen und Italienerinnen! — Nein, meine Damen! Wenn ein Mann von Lebenserfahrung und Gemüt sich für eine Weiblichkeit erwärmen kann, so wäre es dauernd immer nur für die deutschen Frauen, die Großzügigkeit mit einem Hang zu häuslicher Intimität reizvoll vereinigen, daneben auch ihr Verlangen nach neuen Eindrücken als ein gutes Recht auf ihr Lebensprogramm schreiben. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich mit meiner letzten Behauptung Anstoß erregen sollte.“

Durch Hardas Herz ging ein bitteres Gedenken. Die Enge und Beschaulichkeit der Lebensanforderungen des Mannes, der ihre Hand begehrt hatte, trat mit dieser ihr so sympathischen Anschauungsweise des Grafen in schroffsten Gegensatz, so daß sie sich wie eine Närrin vorkam, jemals eine Werbung Hartlebens ersehnt zu

haben. „Wie kann von Anstoß die Rede sein,“ sagte sie, und ihre Stimme durchklang eine ungewohnte Erregung, „wenn die lächerliche Fabel von den himmlischen Rosen, die wir Frauen ins irdische Leben stopfen, nähen und stricken sollen, an den Pranger und in die Rumpelkammer gestellt wird!“ Ihr war, als stände Hartleben vor ihr und alles, was sie erbitterte, riefe sie ihm zu. „Dazu ist das Leben denn doch zu kurz und die Jugend erst recht, um die Behaglichkeit der Männer auf Kosten unserer Entsagung zu befriedigen. Wir Frauen und Mädchen haben lange genug durch blinde Fenster in die Welt gesehen. Und wenn die bewußte kleine Hütte heute noch irgendwo existieren sollte, so ist sie sicherlich ebenso baufällig als der Glaube, daß darin etwas anderes gedeihen könnte als Unfrieden und Zwietracht.“

„Harda,“ rief Fräulein Lilla aufrichtig begeistert von der leidenschaftlichen Färbung dieser Abwehr, deren eigentliche Beziehung ihr nicht im Traume einfiel, „wenn du nicht meine Nichte wärest, würde ich dich um deine Rednergabe beneiden.“

„Da ich nicht in dieser bevorzugten Lage bin,“ sagte Brankowan mit schmeichelnder Bewunderung, „darf ich diesem Neidgefühl ohne weiteres Ausdruck geben. Im übrigen,“ fuhr er fort, „habe ich nie begreifen können, wie Männer ihren Frauen geflissentlich einen Riegel vorschieben mögen, der sie von selbstgenossener Freiheit ausscheidet. Ich für meinen Teil würde einen Stolz darein setzen, alle berechtigten Wünsche —“

„Was nennen Sie berechtigt, Herr Graf?“ fiel Harda ein.

„Wünsche, die mich selbst glücklich machen würden, da ich in der Frau noch ein besseres Wesen, als wir Männer sind, verehren kann.“

Sie schwieg, geschlagen mit ihren eigenen Waffen. Aber ihr Herz pochte schneller, als sei es ihm zu eng an altgewohnter Stelle. — —

Immer, wohin sie von nun an ging, und was immer sie tat, klang ihr diese umflorte Stimme in den Ohren, sah sie den wandelbaren Ausdruck seiner Augen vor sich schweben. Niemals — so weit ging weder ihr Hochmut noch ihr Selbstbewußtsein — kam ihr der Gedanke an eine Bewerbung des Grafen Brankowan um eine Harda Kniebel. Lediglich ihre Eitelkeit sonnte sich in dem Verkehr mit einem Mitgliede des Hochadels. Wenn daneben dessen Persönlichkeit und Eigenart ein beängstigendes Rauschgefühl über sie brachte, eine Verzauberung, die Leidenschaft auslöste, so war es Fräulein Lilla nicht zum kleinsten Teil, die diese Gefühle in ihr aufstachelte und verstärkte.

Dieser außerordentlichen Dame mit ihrer nie fehlenden Menschenkenntnis erschien der ganze Harz nur noch als ein Anhängsel an die Person des Grafen Brankowan. Ihr galt jeder Moment für verloren, den sie nicht zu einem Vergleich zwischen ihm und Hartleben ergiebig ausnützte.

„Ich kann es dir anvertrauen, mein Kind,“ sagte sie, ihre Abendtoilette vorbereitend, während Harda im Sessel lehnte und nach ihrer Art gedankenvoll vor sich niedersah auf ein Rosenpaar, das sie heute neben ihrem Teller gefunden und das sie kaum aus der Hand zu legen vermochte, „daß diese Bekanntschaft mich einen ganz anderen Maßstab an die Männerwelt zu legen gelehrt hat. Du wirst jetzt wohl auch des öfteren schon über die Albernheiten eines gewissen Herrn und seinen sentimentalen Schnickschnack gelächelt haben, in den deine gute Mutter sich rettungslos verrannte. Hier hast du einen Gentleman, keinen Glücksjäger.“

„Glaubst du, daß er später in Berlin uns aufsuchen wird?“ fragte Harda aufschauend.

Auf diese Frage nicht vorbereitet, blieb Fräulein Lilla die Antwort schuldig, indem sie ihre Stiefel vor die Tür setzte.

„Wenn er käme,“ sagte sie dann, den Schlüssel ein halbes Dutzend mal probierend und den Riegel kräftig hin und her schiebend, „würde euer Zerberus von Mädchen ihm jedenfalls mit dem ganzen Küchengeruch unter die Nase laufen.“ Sie schob zur größeren Sicherheit noch einen Stuhl vor die Tür, setzte ihre Waschschüssel verkehrt auf das Geflecht und darauf wieder die Wasserflasche.

„Laß doch den Unsinn,“ sagte Harda. „Es ist lächerlich —“

„Ich habe nicht Lust, mich nächtlicherweile überfallen und abmurksen zu lassen. Die Leute im Hotel riechen gleich, wer Gold und Juwelen bei sich hat. Im übrigen schlaf wohl, mein Herz! Mir ist der Kopf nicht, wie er sein sollte.“

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen, der so prächtig und klar aus dem Wolkenschaum stieg, lag Fräulein Lilla, die Beute einer dreitägigen Migräne, fest zu Bett und überließ es ihrer Nichte, die Zeit ohne Beistand nach Gutdünken auszunützen.

Als Harda zum Frühstück in den Saal trat, eilte ihr Brankowan mit sichtlicher Besorgnis entgegen. „Warum allein, gnädiges Fräulein?“

„Meine Tante hat Kopfweh,“ sagte sie rasch.

Er schwieg einen Moment, dann fragte er mit sprechendem Zögern: „Wenn ich das Glück haben könnte, mich als schwachen Ersatz für die Spaziergänge anzutragen?“

Sie fühlte ihr Erröten, aber nickte doch einverstanden.

Es war das erste Mal, daß sie allein neben ihm schritt inmitten des leuchtenden Schweigens ringsumher. Eine Erinnerung an den Eislauf auf dem Neuen See an Hartlebens Seite tauchte unwillkürlich in ihr auf und verfinsterte ihre Stirn.

„Weshalb so sorgenvoll?“ fragte er gedämpft und beugte sich tiefer zu ihr herab.

Erschreckt fuhr sie auf. Sie wußte nun, daß er sie stetig beobachtete, und mit Blicken, die bis ins Innerste ihres Wesen drangen. Das machte sie unsicher.

„Darf ich die Frage nicht stellen? Ich sah eine Wolke,“ fuhr er fort, „auf einer Stirn, die geschaffen ist, nur heitere und glückliche Gedanken zu bergen. Ich möchte wenigstens, wenn solch kühner Ausspruch mir gestattet ist, nichts anderes darauf sehen, als was die Natur selbst hineingezeichnet hat: Anmut und sinnige Heiterkeit.“

Sie lächelte. „Da irren Sie sich aber sehr.“

„Niemals!“ sagte er mit Nachdruck. „Ich bin so fest von meiner Behauptung überzeugt, daß ich noch einen Schritt weiter zu gehen wage. Wenn hie und da Schatten um Ihre Stirn schweben, so sind sie widernatürlich hervorgerufen durch Dinge, die nicht zu Ihnen gehören, an denen Sie keinen Teil haben sollten.“

„Das könnte schon sein,“ sagte sie nachdenklich, und das Familienleben daheim, das ihr nach diesen Harztagen doppelt beengt und kleinlich erschien, zwang ihr einen Seufzer ab. „Aber es steht nicht alles in unserer Macht.“

„Doch — wenn man Energie hat wie Sie und mit allen Waffen ausgerüstet ist, den Kampf aufzunehmen. Spannen Sie die Flügel nur weit auf, Ihr Flug trägt

Sie sicher dahin, wo es keinen Schatten mehr gibt, sondern nur Licht."

„Wohin wäre das?"

„Wohin Sie sich selbst wünschen," sagte er, näher an ihre Seite tretend, als könnten die glitzernden Tannen und die verschneiten Felsstücke Zeugen ihrer Unterhaltung werden. „Sie sind ja noch in der beneidenswerten Lage, durch sich selbst glücklich werden zu können."

„Und Sie nicht?" fragte sie hastig.

„Ich — ach! — Warum verspotten Sie mich? Das ist nicht hübsch."

„Ich spotte nicht," sagte sie, unsicher zu ihm aufschauend.

„Doch! Wie sollte denn ich mich —" Er schwieg einen Moment, bevor er langsamer fortfuhr. „Sie kennen mich nicht und das Gefühl der Hilflosigkeit, das mich verfolgt, sonst würden Sie wissen, daß ich ohne Beihilfe von dem Glück, das mir vorschwebt, ausgeschlossen bin."

Er preßte die Lippen zusammen und starrte vor sich nieder. Es gab gewisse Dinge, die er mit seinen Gedanken nicht streifen durfte. Was wollte dagegen diese Werbung um ein ehrgeiziges Mädchen sagen, das ganz von selbst dem Silbermannschen Geschäft entgegenkam. Glück! Er schwatzte darüber wie ein Prüfling im Examen, der die Wesenheit einer Sache nicht ahnt, aber übers leere Wort desto mehr Weisheit auskramt.

„Ich könnte vielleicht," sagte er, sich von den Gedanken losreißend, „dem Leben wieder mit besserem Mut und mehr Lebenslust gegenüberstehen, doch das liegt nicht in meiner Hand."

Sie glaubte aus diesen Worten herauszuhören, daß

er eine unglückliche Liebe im Herzen trage, und es schnitt ihr ein wehes Neidgefühl durch die Seele. Sie brach das Gespräch ab.

Allein sie konnte sich nicht von dem Gedanken losringen, am allerwenigsten in Brankowans Nähe. Es drängte sie, durch den Schleier der Verschwiegenheit, den er darüber zu bereiten verstand, in seinem Herzen zu lesen. Und so kam es, daß ihr die Stunden des Zusammenseins mit ihm unentbehrlich wurden, daß sie in deren Erwartung mit der übrig bleibenden Zeit nichts mehr anzufangen vermochte.

Als am vierten Tage Fräulein Lilla ihr Äußeres noch zu sehr mitgenommen fand, um vor dem Mittagessen in Erscheinung zu treten, gingen beide wieder allein auf festgefrorenem Fußwege durch den vereisten Wald, von dessen Wipfeln ein flimmernder Silberregen auf sie niederschwebte.

Schweigend schritt Brankowan durch die lautlose Stille. Waren es Nachwehen seines letzten Zusammenbruchs, oder war es der Ekel über sein bisheriges Leben, er sehnte sich jedenfalls täglich mehr nach Ruhe, nach einer gleichmäßigen Sicherheit, ohne Gefährdung durch tödliche Reizung. In dieser Ruhe alsdann Schluß mit allem Vergangenen. Keine nervöse Hast mehr, kein Rückblick, keine Überanspannung. Nur Gesundung, die ihm so not tat, und sorgenloser Genuß.

Er sah auf die jetzt voranschreitende jugendliche Gestalt, in deren dunklem Haar niedergezitterte Sternchen sich reizvoll wiegten, und ein herrisches Verlangen stieg in ihm auf, sie gewaltsam an sich zu reißen, all sein Sehnen in ihrem Besitz zu stillen. Er fühlte kein Mitleid mit ihrer Verblendung — er gab ihr ja als Ersatz, was sie wollte — seinen Namen.

„Aber was ist denn das?“ rief er, rasch hinzu-

springend, als eine aufstreichende Krähe eine kleine Schneelawine über Hardas Schultern niedergehen ließ.

Sie schüttelte lachend die Last von sich ab. „In der Tat etwas reichlich!"

„Gestatten Sie einen Moment!" Er zog sein Taschentuch und stäubte die Flocken von ihrem Pelz herunter. „Edel sei der Mensch und hilfreich!" Er stand ihr so nahe, daß sie seinen Atem auf ihrer Stirn fühlte.

„Ich danke," sagte sie beängstigt von diesem warmen Hauch. „Dazu ist man ja hier. — Auf dem breiten Wege unten würde sich's freilich besser gehen."

„Besser vielleicht — schöner nicht." Als er sie erröten sah, fuhr er gedämpft fort: „Schön ist es nur in der Einsamkeit. Wozu unter Menschen gehen, die über das Alltägliche nicht hinauskönnen? Es gibt so herrliche Stimmungen, die keine gleichgültigen Gesichter vertragen, Stimmungen, in deren Bann man sich selbst noch zu viel ist und sich verlieren möchte, auflösen in eine andere Seele."

Ihr klopfte das Herz schneller. „Versuchen Sie doch, darüber hinwegzukommen," sagte sie verwirrt.

„Worüber?" fragte er lächelnd. „Über etwas, das ich nicht missen kann? Vor allen Dingen nicht missen will? — Und das raten Sie mir?" fügte er mit einem Anflug von Innigkeit hinzu, der ihren Körper durchzuckte und ihre Hände zittern machte. „Hier? Jetzt? Wo ich auf alles eher rechnete, alles eher hinnehmen könnte als — diesen Rat!"

„Aber wenn Sie leiden —" flüsterte Harda, ohne es vermeiden zu können, daß ihr der Muff aus den Händen glitt und unbeachtet am Boden liegen blieb.

„Und das wundert Sie?" fragte er, sich zu ihren Augen niederbeugend, als wollte er auf diesem Wege durch die dunklen Sterne in ihr Innerstes blicken.

„Etwas mehr Sympathie könnten Sie mir wohl schenken — etwas mehr! Ich weiß nicht, ob Sie an Zufälle glauben, an Vorherbestimmung. Wenn Sie daran glauben wie ich, dann kann es Sie nicht wundern, daß ich den Zufall, Sie hier getroffen zu haben, als eine Vorherbestimmung betrachte —“

Sie konnte den Blick nicht mehr von ihm wenden. Ihr war, als versänke allmählich, was ringsumher im Wintersonnenschein erstarrt glänzte, zu einer blendenden Öde, in der sie nichts mehr sah als ihn, so wie auch ihre Gedanken erloschen, daß sie nichts mehr hörte als seine Stimme, die immer näher und näher in ihr Ohr zu dringen schien, bis alles in ihr, Seele und Sinne, davon erfüllt waren.

„Als ein Glück,“ fuhr er fort, „wenn anders mein Herz mich nicht irreführt.“ Er nahm ihre Hand und umfaßte sie mit festem Druck. „Warum noch ein Geheimnis daraus machen?“ flüsterte er, ihre Finger an seine Lippen ziehend. „Warum noch einer Aussprache aus dem Wege gehen? Wenn Sie in meiner Seele richtig gelesen haben, lassen Sie mich hoffen und glauben, daß ich auch in Ihrem Herzen mich nicht täusche. — Harda, meine teure Harda, ganz kann ich mich doch nicht geirrt haben?“

Es zuckte ihr wie ein Blitz durch den ganzen Körper. Ihr Antlitz flammte davon auf. Ihre Lippen bebten.

„Habe ich mich getäuscht?“ fragte er nochmals, ihre beiden Hände mit den seinen verschlingend und ihre Gestalt so langsam und unwiderstehlich an sich ziehend.

Nun rann es wie ein heißer Glücksstrom beseligend durch ihre Adern, als fiele alles Gewesene mit einem jähen Ruck von ihr ab und etwas ganz Neues, Herrliches träte an dessen Stelle, als wachse etwas in ihr

empor und höbe sie, trüge sie weitab von der Gegenwart ins Land ihrer kühnsten Wünsche.

„Willst du mein sein?“ flüsterte er — und mochte seine Werbung noch so ausschließlich Selbstsucht sein, ihr Anblick inmitten des Jubels, der sie durchloderte, war hinreißend genug, eine flüchtige Glut auch in ihm zu entzünden. Er zog sie heftig in die Arme. „Liebst du mich ein wenig, Harda? Das eine, nur dieses eine laß mich wissen!“

Ja, sie liebte ihn — sie glaubte es in diesem Moment felsenfest. Ihr Erschauern, ihre Voreingenommenheit, ihr Interesse, ihre Bewunderung flossen rechenschaftslos zusammen in dem Leidenschaftsgefühl, das seine Nähe ihr einflößte.

„Ich liebe dich —“ flüsterte sie, seinem fragenden Lächeln willenlos ergeben, während wieder und wieder sein Atem über ihr Antlitz glitt.

Nur in dem Augenblick, da er ihre Lippen küßte, fiel ein Erinnern an jenes wunderliche Traumbild beängstigend in ihren Seligkeitsrausch, ein ebenso flüchtiges, spurloses Erinnern wie der Gedankensprung zu jener stillen Stunde am Klavier.

An seinem Arm, Hand in Hand mit ihm, ging die zukünftige Gräfin Brankowan hocherhobenen Hauptes das Tal hinunter, zum Hotel zurück.

„Deine Mutter,“ sagte er, ihr scherzend die Haare aus der Stirn streichend, „wird hoffentlich gegen diesen Schwiegersohn nichts einzuwenden haben. Ich werde mir möglichste Mühe geben, ihr Wohlwollen zu gewinnen.“

Sie zuckte lächelnd die Achsel. „Du und ich! Darüber hinaus keine Sorge!“

„Jetzt gerade wäre es im Süden schön,“ flüsterte er, ihre Hand drückend. „Wenn ich dich führen dürfte, wohin ich wollte.“

Sie sah ihn leuchtenden Blickes an. „Wohin? Bitte, sage mir wohin?“

„Nach Ägypten. Oder hast du Furcht, so weit —“

„Je weiter, desto besser!“ rief sie entzückt, und eine Kette glücklicher Sorgen um ein würdiges Auftreten als Gräfin Brankowan schillerte ihr vor den Augen.

„Dann also —“ flüsterte er, ihre Lippen noch einmal hinter dem schützenden Muff küssend, „bald, bald dorthin — bald, Harda?“ flüsterte er, ihr brennend in die Augen sehend.

Sie erglühte. „Wie du willst.“

Noch ein Händedruck — und sie schieden.

Allein mit sich in der Stille ihres Zimmers drückte Harda, überwältigt von dieser Erfüllung ihrer kühnsten Wünsche, beide Hände gegen die Augen. Ein Triumphgefühl ohnegleichen hob ihre Brust. Geliebt, begehrt, von einem Manne der höchsten Kreise! Geliebt, begehrt er selbst in diesen Kreisen! Wie unverzeihlich hatte sie dem Schicksal vorgreifen wollen mit jenem Erstlingsroman des Herzens. Wie unbegreiflich, an sich selbst sündigen wollen mit dem bescheidenen Los, das Hartleben ihr bot.

Sie ließ die Hände sinken und breitete tief atmend, wie erlöst, beide Arme weit auseinander.

Damals — und jetzt! Alles verschleiert damals in ihr ringend, jetzt alles klar und entschieden. Alles lau und wechselnd einst, jetzt stürmisch bewegt und zündend. Traumgefühl einst — jetzt Rausch.

Sie warf Hut und Pelz von sich und trat in das Zimmer der Tante. Dieses erste Verkünden ihres Glücks verklärte ihr Antlitz sichtbar.

„Tante Lilla,“ sagte sie, der Wiedergenesenen gegenübertretend, „erschrick nicht! Soeben habe ich mich mit dem Grafen Brankowan verlobt.“

Fräulein Lilla Kniebel wollte einen Schrei ausstoßen, aber die Überraschung war zu mächtig. Ihre Lippen blieben geöffnet stumm.

„Es kam so schnell, so ungeahnt," sagte Harda, das Haupt zurücklehnend, „so überwältigend schön! Ich weiß selbst nicht, was ihm das Herz auf einmal öffnete. Der Augenblick war eben da — und ich so wenig vorbereitet darauf. Du glaubst es nicht, wie er zu mir sprach — von seiner großen, großen Liebe."

Ihre Stimme war bis zum Flüsterlaut herabgesunken, als Fräulein Kniebel mit wiedergefundenem Atem aufsprang und sie an sich drückte. „Daran, nein, daran dachte meine Seele nicht, Goldkind! Komm, laß dich tausendmal umarmen! Du — Gräfin Brankowan! Habe ich's deiner Mutter nicht immer gesagt, daß du zu etwas anderem geboren und erzogen bist als — na, du weißt schon! Nun haben wir Kniebels recht behalten, wie immer. Ach, wie mich das freut!" Sie strich liebkosend über Hardas Wangen. „Siehst du, meine reizende kleine Gräfin, jetzt bist du auf dem richtigen Platz. Und das — ja, lächle nur — verdankst du mir. — Wo ist denn aber dein Bräutigam?"

„Er wollte sogleich erscheinen. Ich müßte wohl schnell ein paar Worte an Mama schreiben? Und du an Onkel Sebaldus, an meinen Vormund."

„Geschieht — geschieht alles!" sagte Fräulein Lilla so aufgeregt, daß sie sich statt des Kölnischen Wassers Brennspiritus unser die Nase hielt. „Laß mich nur erst mit dem Grafen gesprochen haben. Das ist doch eine Sache! Da klopft er schon. Mach auf, Herzchen!"

Brankowan trat mit sicherster Ruhe der erregten Dame gegenüber, Hardas Schulter und Hand umschlungen haltend. Er war erleichtert, froh — nicht nur, daß die Angelegenheit zustande kam, sondern daß sie

so schnell und wie von selbst sich gemacht hatte. Er verspürte sogar ein Dankgefühl gegen Harda dieserhalb, und dieses Dankgefühl durchwärmte seine Stimme.

„Ich hoffe,“ sagte er, Fräulein Lillas wohlgepflegte Rechte an seine Lippen ziehend, „daß meine Braut schon für mich gesprochen hat.“

„Ich bin so tief gerührt,“ flüsterte Fräulein Kniebel, ihre entzückten Blicke über das schöne, schlankgewachsene Paar gleiten lassend, „so — ich kann sagen, verwandtschaftlich erschüttert, daß mir die Worte fehlen, Sie in unserer Familie willkommen zu heißen, Herr Graf.“

Er verneigte sich respektvoll, während Harda diese Familienbetonung peinlich empfand.

„Ich selbst,“ fuhr Fräulein Kniebel mit stolzer Bescheidenheit fort, „bin meiner geliebten Nichte nur stets eine Beraterin gewesen. Mein Bruder ist es nebst Hardas Mutter, die das entscheidende Wort zu sprechen haben. Mir selbst muß es genügen, meiner Freude den wärmsten Ausdruck zu geben, Herr Graf, daß Harda so und nicht anders gewählt.“

Durch Herrn Silbermann über die Episode Hartleben unterrichtet, verspürte Brankowan eine ebenso aufrichtige Freude über diese Wahl als Fräulein Kniebel. „Das Vertrauen,“ sagte er, sich nochmals ritterlich über ihre Hand neigend, die ein so schwerwiegendes Erbteil zu vergeben hatte, „welches für mich aus diesen Worten spricht, gibt mir die Zuversicht, daß meine Werbung auch an maßgebender Stelle keinen Widerspruch zu fürchten hat.“

„Keinen!“ sagte Fräulein Lilla, sich schon ganz als Tante eines gräflichen Paares fühlend, mit schmeichelhafter Bestimmtheit.

„Das ist das Schönste, was ich zu erwarten habe,“ sagte er, Harda an sich ziehend. —

Nach Tisch schrieb Harda an ihre Mutter.

„Liebe Mama, eine glückliche Braut schreibt an Dich. Vor einigen Stunden habe ich mich mit dem Grafen Yello Brankowan verlobt und hoffe, daß Du meine Wahl, die für mich unumstößlich ist, billigen wirst. Wir, Yello und ich, freuen uns, Dich übermorgen wiederzusehen. Einen Tag wollen wir noch hier in der Einsamkeit unser junges Glück genießen. Onkel Sebaldus wird soeben durch Tante Lilla benachrichtigt. Ich füge noch rasch hinzu, daß wir unsere Hochzeit tunlichst beschleunigen wollen, um bei guter Zeit eine längere Orientreise antreten zu können. Herzliche Grüße, auch von Yello und Tante Lilla, sowie von Deiner glücklichen Tochter Harda.“

Zwölftes Kapitel.

Als die erste Post in Berlin W ausgetragen wurde, gab der Briefträger nicht nur diesen, sondern auch noch einen zweiten Brief für Frau Müllbrich ab.

Die Rätin, allein in ihrem Zimmer, pflegte Liskas Blumen mit sorgfältiger Liebe, während die Morgensonne ebenso hübschen Glanz auf Tulpen und Tazetten warf als über ihr eigenes Antlitz, das Leopold Müllbrich so oft seine Winterrose genannt.

Das Mädchen legte die beiden Schreiben auf den Nähtisch.

Die Rätin setzte die Gießkanne aus der Hand. Hardas Schrift — und Warnulfs stramme Schriftzüge.

Sie ergriff trotz der fliegenden Unruhe, die sie befiel angesichts der Erfüllung ihres Wunsches, zunächst Warnulfs Brief und öffnete ihn mit klopfendem Herzen.

„Hochverehrte gnädige Frau! Ich habe meinem

Diener die nötigen Daumenschrauben angesetzt, um sein Gedächtnis aufzufrischen. Er bleibt dabei, im Herausgehen aus dem Zimmer gesehen zu haben, daß Müllbrich auf das Blatt, welches er aus der Brieftasche gerissen, etwas niederschrieb, nachdem er ihn gleich anfangs beim Umkleiden nach einem Umschlag gefragt. Außerdem behauptet er nunmehr, daß der Amtsgerichtsrat schlecht gelaunt aus unserer Gesellschaft in sein Zimmer gekommen und so zerstreut gewesen sei, daß er nicht darauf gehört habe, was er, mein Diener, ihm erzählte von der damals stattgefundenen Festnahme des Brandstifters und Wilddiebes Riedel. Ja, er entsinnt sich plötzlich, daß Müllbrich, als er aus seiner Stube ging, um das Haus zu verlassen, irgendwo sich aufgehalten haben müsse, da seine Schritte im Gange für kurze Zeit unhörbar geworden seien und er, mein Diener, das Klappen einer zweiten Tür vernommen habe. Er schätzt die Zeit, in welcher er Müllbrichs Schritte nicht hörte, auf eine bis zwei Minuten, während er unten die Haustür für ihn offen hielt. — Ich glaube, wir tun gut, die Sache trotz des tatsächlich herausgerissenen Blattes nunmehr ruhen zu lassen, da sonst eine Art Legendenkranz zu befürchten ist, wie er in den Erinnerungen meines Berichterstatters jetzt schon zu keimen beginnt."

Die Rätin ließ den Brief sinken. Ja, ja, der Rat war gut. Was half es, mit Fragen über Fragen herumzuleuchten? Was half es ihrem Schmerz, und wie heilte es ihren Verlust, zu wissen, was Müllbrich kurz zuvor getan oder nicht getan, bevor er durch einen unglücklichen Zufall aus dem Leben ging? Wenn sie früher Kenntnis von dem herausgerissenen Blatt und dem geforderten Briefumschlag gehabt hätte, würde vielleicht eine öffentliche Anfrage in der Presse Erfolg

gehabt haben. Die Rätin erschrak bei dieser Vorstellung, ihren und ihres Gatten Namen derart in die Öffentlichkeit zu bringen, so schamvoll, daß sie Warnulfs Schreiben hastig in dasselbe Schubfach legte, wo Müllbrichs Brieftasche und die ihr sonst teuren Andenken an ihn vor allen Blicken verborgen lagen.

Nun zu Hardas Brief!

Sie betrachtete die charakteristisch schräg liegenden Buchstaben gedankenvoll, bevor sie ihn öffnete.

Bei den ersten Worten schon preßte sich ihr die Brust angstvoll zusammen. Sie hatte ja doch richtig im Herzen ihrer Tochter gelesen, was sich dort für Hartleben zu regen begann, gelesen, was das seine ganz und gar für diese Tochter erfüllte. Wie kam denn nun —?

Im nächsten Moment ließ sie das Blatt fallen, als verbrenne es ihr die Hand. Die Persönlichkeit des Grafen stand vor ihren Geistesaugen und daneben das Bild Hartlebens. Sie sah beide und Harda dazwischen.

Es war ja nicht möglich! So schnell konnte der eine nicht vergessen sein aus verletzter Eitelkeit und sich selbst überschätzendem Trotz, und der andere erwählt aus Stolz und ehrgeizigem Streben.

Erschüttert bis zu Tränen las die Rätin die wenigen Zeilen zu Ende. Kein Wort des Vertrauens zur Mutter, kein Verlangen nach ihrer Billigung, nach ihrem Segen. Und, was sie tief schmerzte, kein Wort für Liska, kein Gruß. Nur das Kniebelsche Ich und weiter nichts.

Ein allerschmerzlichstes Bewußtsein ihrer Ohnmacht dieser Wahl gegenüber löste zum ersten Male in ihr lohenden Groll aus gegen die, welche ihr eigenstes Recht an sich rissen und die natürliche Gewalt der Mutter in ein macht- und wertloses Zustimmen verwandelten.

Sie sah in das Kommende, und dieses Kommende wollte ihr das Herz abpressen. Wenn die Brautschleppe der Gräfin Brankowan über die Treppenstufen dieses Hauses hinabgerauscht war, dann —

Sie konnte es nicht ausdenken. Wie immer in ihrer Not flüchtete sie zu Müllbrichs Bild.

Liska kam singend ins Zimmer gesprungen, die Bücher unter dem Arm. „Nun ade — ade — ade! Gib mir doch einen Katzenkopf, Mutterchen, zum Abschied mit auf den Weg! — Nanu?“ fragte sie, betroffen stehen bleibend.

„Lies!“ sagte die Rätin und wies auf Hardas Schreiben. „Deine Schwester hat sich verlobt.“

„Schon wieder?“ rief Liska erstaunt. „Mit wem denn jetzt?“

„Mit dem Grafen Brankowan.“

„Donnerchen noch mal! Darüber weinst du doch nicht etwa, Mutterchen? Denke mal bloß an — Gräfin!“ Sie warf die Bücher auf den Tisch und umschlang den Hals der Rätin. „Hast du mir nicht gesagt, Harda könnte jeden Tag sich verloben und heiraten? Na, siehst du wohl! Nun tut sie's eben. Ich bleibe ja bei dir, Mutterchen, mich wirst du nicht los. Und wenn wir allein sind — immer lustig! Du sagtest, wir zögen dann in eine kleinere Wohnung. Wohin willst du denn ziehen? Daß du ja beizeiten kündigst, Mutterchen, sonst kostet es viel Geld. — Was wirst du denn morgen zum Abendessen geben?“

Die Gedanken der Rätin kamen zur harten Wirklichkeit und Notwendigkeit zurück. „Wir besorgen das später zusammen. Versäume dich jetzt nicht länger, Kind.“ —

Am nächsten Morgen fuhr sie zu Herrn Sebaldus. Er empfing sie in seinem Arbeitszimmer, tadellos wie

immer zum Ausgehen angekleidet, im Überrock und heller Krawatte.

„Ich war eben auf dem Wege zu dir, liebe Schwägerin.“

„Was sagst du nur?“ rief sie, ihm entgegeneilend. „Ein Mann, der uns vollkommen fremd ist! Ich begreife Lilla nicht, wie sie dazu ihre Hand hat bieten können.“

Da die Geschwister Kniebel alles eher vertrugen als mißbilligende Kritiken über sich und ihre Handlungen, kühlte sich Herrn Kniebels leutselige Miene bedenklich ab. „Du irrst dich wohl in Lillas Urteilsfähigkeit, wie du dich in Hardas Urteilsvermögen leider immer täuschtest.“

„Ich setze alles beiseite,“ fiel die Rätin hastig ein, „womit ihr meine Autorität als Mutter gekränkt und vermindert habt, und frage dich nur: Wer ist dieser Mann, der sich meiner Tochter mit solchen Absichten nahen durfte? Ihr habt sie von mir genommen gegen meinen Willen, wie ihr dazwischen getreten seid, als sie ihr Herz zu entdecken im Begriff stand. Jetzt frage ich dich, ob du diese Verlobung ohne weiteres und gegen mein innerstes Gefühl billigen und anerkennen wirst.“

„Mein liebe Schwägerin,“ sagte Herr Sebaldus, mit der ihn auszeichnenden Überlegenheit seine Hand gegen die Rätin ausstreckend, „ich habe noch keinen Richterstuhl kennen gelernt, der innerste Gefühle für beweiskräftig hält, aber ich will alles deiner Erregung zugute halten. Es kann niemals die Rede davon sein, Harda, unseres Bruders Kind, in ihrer Wahl zu beeinflussen.“

„Nicht?“ rief die Rätin mit ungewohnter Energie, da es galt, für ihr Kind zu kämpfen. „Wer denn anders

als ihr ist zwischen sie und Hartleben getreten? Habt sie überredet —“

„Überzeugt — willst du sagen,“ warf Herr Kniebel mißfällig ein.

„Ihren Trotz, ihre Selbstüberhebung habt ihr gestärkt —“

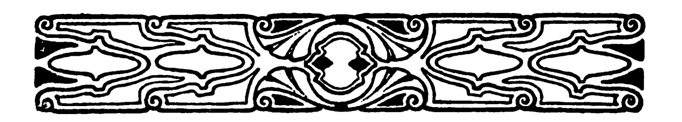
„Ihr Recht der Selbstbestimmung — willst du sagen, liebe Schwägerin.“

„Sebaldus,“ sagte die Rätin, ihre Hände auf Herrn Kniebels ausgestreckten Arm drückend, „willst du, wollt ihr die Verantwortung übernehmen für diese übereilte Wahl? Ich weiß es, meine Mahnung wird Hardas Sinn nicht ändern, und Leopold ist nicht mehr da. Du bist es, dem sie sich vielleicht noch fügen wird, du bist ein Kniebel und Arturs Bruder —“

„Ich werde mit dem Grafen zweifellos alles Nötige erörtern,“ fiel Herr Sebaldus mit Entschiedenheit ein. „Wir wollen jetzt keinen Unsinn sprechen vor allen Dingen. Und Unsinn ist es, sich über einen Mann zu erhitzen, der die Nasenspitze noch nicht in unser Haus gesteckt hat.“

Diese außergewöhnliche Abfuhr, im Kniebelschen Ton gesagt, lähmte Mut und Zunge der Rätin. Sie ließ die Hände sinken, griff nach dem Taschentuch und strich sich hastig über Stirn und Augen.

(Fortsetzung folgt.)

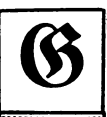


Der Pfarrer von Losone.

Erzählung von W. Kellner.

Mit Bildern von
Th. Volz.

(Nachdruck verboten.)



iuseppe Ferrante, Pfarrer von Losone, einem kleinen Dorfe im schweizerischen Kanton Tessin, saß an seinem Schreibtisch, rechnete eifrig, und dann zählte er Geld.

Es war noch früh am Tage. Die eben aufgegangene Sonne ließ ihre Strahlen durch den ärmlichen Raum schießen, den er seine Studierstube nannte, und der nichts weiter enthielt als den alten großen Schreibtisch und an der anderen Wand, dem Schreibtische gegenüber, ein Betpult mit einem darüberhängenden großen versilberten Kruzifix. Die kahlen Wände, die einfachen Kattunvorhänge vor den Fenstern bekundeten, daß die Legende von den fetten Pfründen der Geistlichen auf den Inhaber der Pfarrei von Losone sicherlich nicht paßte.

Der noch jugendliche Pfarrer betrachtete die stattliche Reihe von Zwanzigfrankenstücken vor ihm. Dann rief er: „Perpetua! Komm doch einmal her!"

„Was gibt's denn, lieber Bruder?" antwortete von draußen eine Stimme, und gleich darauf betrat ein hochgewachsenes, schon ältlich aussehendes Mädchen das Zimmer.

„Hier, zähl einmal!" sagte der Pfarrer und wies auf die in der Sonne glitzernden Goldstücke.



Perpetua stieß einen Ruf des Entzückens aus.

„So viel ist's schon? Das sind ja — warte, das sind — o, das sind ja über neunhundert Franken!"



„Ja, neunhundertvierzig Franken. Und heute ist der erste Oktober, da bekomme ich den Gehalt, das sind noch hundert Franken. Merkst du was?"

„Ich merke, daß das zusammen über tausend Franken sind. O, das ist herrlich! Endlich sind wir so weit gekommen!"

„Mit Gottes Hilfe, Perpetua! Als wir vor fünf Jahren hier einzogen, beschlossen wir, uns zu behelfen,

so gut es ginge, bis wir tausend Franken gespart hätten. Die beiden ersten Jahre mußte ich noch die Verpflichtungen von der Universität her tilgen, dann aber haben wir fleißig zurückgelegt. Nun hat alle Not ein Ende. Du wirst ein ordentliches Bett erhalten; für mich kaufe ich einige Bücher und ein Harmonium. Und der Mutter drüben in Catenazzo bringen wir hundert Franken, daß sie sich ein paar Ziegen halten kann."

Von dem kleinen grauen Kirchlein auf dem Hügel, an dessen Fuße das Pfarrhaus lag, begann die Glocke zur Frühmesse zu läuten. Der Priester strich mit einer hastigen Bewegung die Goldstücke zusammen, tat sie in einen ledernen Beutel und verschloß sie in seinem Schreibtische.

Er kniete vor dem Betpulte nieder, um seinen Geist für die heilige Handlung, die ihm bevorstand, zu sammeln, während seine Schwester aus dem Schranke vor der Tür den mit dünnen Goldfäden durchwirkten Ornat hervorholte und bürstete.

Als der Pfarrer eine Stunde später von der Kirche zurückkehrte, hatte seine Fröhlichkeit einer tiefen Schwermut Platz gemacht. Er sah ganz verstört aus.

Perpetua hörte ihn schwer seufzen. „Aber, was hast du denn nur?" fragte sie erstaunt.

„Wir können nicht Gott dienen und dem Mammon, liebe Perpetua. Ich habe während der ganzen Messe fast nur an unsere tausend Franken gedacht. O Perpetua, dies Geld wird uns kein Glück bringen! Vielleicht wäre es am besten, wir blieben so arm, wie wir waren. Wer Geld im Hause hat, hat die Sorge im Hause."

„Wie sollte denn ein so sauer verdientes Geld Unglück bringen? Sieh doch andere Leute an, die weit mehr Geld haben und doch beim Himmel in Gnade stehen!"

„Gleichviel," entgegnete der Pfarrer, „ich habe eine schwere Sünde auf mich geladen. Ich werde heute abend vor den Füßen der Madonna knieen und nicht eher aufstehen, bis ich fühle, daß sie mir verziehen hat. Und vorher werde ich nichts essen."

„Und der schöne Braten, den ich auf heute mittag hergerichtet habe?" rief Perpetua empört. „Ich soll ihn wohl allein essen? Nein, Giuseppe, wenn du fasten willst, so solltest du wenigstens so rücksichtsvoll sein, es mir einen Tag vorher zu sagen."

Ferrante schwieg, aber an den Falten auf seiner Stirn, an den festgeschlossenen Lippen erkannte Perpetua, daß das Schicksal ihres Bratens besiegelt war.

* * *

Die Kirche, der der junge Pfarrer, als es zu dämmern begann, seine Schritte zulenkte, war nur sehr klein. Acht steinerne Stufen führten zu der rundlichen Hauptpforte, und das Innere war mit wenigen Schritten durchmessen. Die kleine viereckige Kanzel, der alte Beichtstuhl, die an den Wänden angebrachten vierzehn Stationen des Leidensweges Christi — alles dies zeugte davon, daß der Wille, Gott zu dienen, größer war als das Vermögen. Das einzige Wertvolle in diesem Heiligtum war eine Statue der Jungfrau Maria, die in einer Nische hinter dem Altar aufgestellt war. Diese Statue war aus vergoldetem Alabaster, und ein kleines echt goldenes Krönlein schmückte das Haupt der Gottesmutter. Sie hielt auf ihrem linken Arme das Jesuskindlein, das selig lächelnd mit den zarten Händen eine Weltkugel umfaßte. Diese Marienstatue war in der ganzen Gegend bekannt.

Der Pfarrer warf sich vor der Madonna nieder.

Als er eine halbe Stunde lang gekniet hatte, sagte

ihm die innere Stimme, durch die Gott zu den Gläubigen spricht, daß seine Sünde vergeben sei. Er stand auf und ging in den Beichtstuhl. Da er fürchtete, daß das Irdische zu schnell wieder Besitz von ihm ergreifen möchte, wenn er nach Hause zurückkehre, so beschloß er, noch ein Stündchen in seinem Brevier zu lesen.

Es war bereits finster geworden; er zündete eine zu drei Vierteln niedergebrannte Wachskerze an, setzte sich in den Sessel und begann sich in die Lektüre des frommen Buches zu vertiefen. Aber ob es nun der verderbliche Einfluß des Mammons war, der ihn bis in die Räume des Gotteshauses verfolgte, oder was sonst die Ursache sein mochte, er bemerkte bald, daß seine Gedanken weiter und weiter von den Betrachtungen des Breviers abschweiften. Unwillig schloß er das Buch, das heute nicht zu ihm sprach, und überließ sich seinen Träumereien.

Wie eine Reihe von Stereoskopbildern zog sein bisheriges Leben an ihm vorüber. Er sah sich als Knaben mit seiner Schwester in der elenden Hütte in Catenazzo, die mehr einem zusammengelesenen Haufen von Steingeröll als einer menschlichen Wohnung glich. Er erinnerte sich an die häßlichen Auftritte, die fast jeden Abend in der Hütte stattfanden; an einen zerlumpten, wüst dreinschauenden Mann, den er Vater nennen mußte, und der seine Mutter mißhandelte und mit Füßen trat; an die Polizei, die plötzlich kam, dem Manne Handschellen anlegte und ihn mitnahm; an die harten Bettelgänge, die er mit der Schwester unternahm, um nur ein wenig Brot und Polenta kaufen zu können. Und dann stieg die ehrwürdige Gestalt des Bruders Klemens vor seinen Augen auf, eines Mönches vom Zisterzienserkloster in Askona. Jetzt hatte Gott ihn längst zur ewigen Ruhe eingehen lassen.

Bruder Klemens hatte sich mit ihm häufig unterhalten und eines Tages seiner Mutter gesagt, aus Giuseppe wolle Gott ein brauchbares Werkzeug seiner Kirche machen. Und dann kamen die harten Lernjahre im Priesterseminar.

Giuseppe Ferrante schlief über seinem Sinnen ein. Die Kerze war längst erloschen.

Plötzlich weckte ihn ein Kreischen der Kirchenpforte in ihren rostigen Angeln. Er schrieb die Ursache einem heftigen Windstoße zu. Eben wollte er den Beichtstuhl verlassen, um nach Hause zu gehen, da kam es ihm vor, als vernähme er leise Schritte auf den steinernen Fliesen, und gleich darauf sah er am Fenster des Beichtstuhls einen Schatten vorübergehen.

Unschlüssig blieb er stehen. Das war ein Mensch, daran war kein Zweifel. Aber was wollte dieser Mensch um diese Stunde im Gotteshause?

Giuseppe Ferrante steckte den Kopf durch das Fenster, wie er es zu tun pflegte, wenn seine Beichtkinder etwas auf dem Herzen hatten, was sie zu bekennen zauderten. Der Schatten machte vor dem Altar halt. Gleich darauf sah man ein Streichholz sich entflammen und eine rauhe Faust damit eine der beiden großen Wachskerzen entzünden, die auf dem Altar standen.

Der Schein der Kerze beleuchtete ein bärtiges Banditengesicht, das in den darauf fallenden Strahlen wie Messing glänzte. Es war ein schon bejahrter Mann von kurzer, kräftiger Gestalt in einer blauen Arbeiterbluse.

Beim Anblicke dieser furchtbaren Gestalt begann der erschrockene Pfarrer so heftig zu zittern, daß seine Zähne wie in Fieberschauern aufeinanderschlugen. Bleich und atemlos stand er unbeweglich und be-

obachtete den nächtlichen Eindringling, über dessen Absichten er noch nicht im klaren war.

Da sah er mit Entsetzen, wie der Bandit ohne weitere Umstände sich auf den Altar schwang und die Rechte ausstreckte, um der Muttergottes die Krone vom Haupte zu reißen. Die Augen der Himmelskönigin schienen sich zu beleben und dem Geistlichen zu winken, zu ihrer Hilfe herbeizueilen. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Sollte er als stummer Zeuge so dastehen und dies schändliche Verbrechen ungestört vollenden lassen? Aber sein Dazwischentreten war der sichere Tod. Der Bandit würde ihm ohne Zweifel eine Kugel durch den Kopf jagen.

Giuseppe Ferrante rief im Geiste den Himmel an, ihm zu raten, was zu tun sei; und wie als Antwort auf sein stilles Gebet kam ihm plötzlich der Spruch in den Sinn, der unten am Fuße des Kruzifixes, das in seiner Studierstube hing, eingegraben war. Der Spruch hieß: „Dies tat ich für dich, was tust du für mich?“ Wie oft hatte er diese Worte gelesen und Gott gebeten, ihm Gelegenheit zu geben, sich für den Heiland zu opfern! Jetzt war sie ja da, die langersehnte Gelegenheit! Der Gedanke zuckte ihm mit Blitzesschnelle durch den Kopf.

Festen Schrittes trat er aus dem Beichtstuhle hervor und ging auf den Einbrecher zu*).

Das Geräusch ließ den Banditen herumfahren. Er sprang herab vom Altar, stieß einen wilden Fluch aus, als er die Gestalt in dem vom Schimmer der Kerze erhellten Raume auftauchen sah, riß einen Revolver aus der Tasche und legte auf den Priester an.

Giuseppe Ferrante sprach kein Wort. Mit der

*) Siehe das Titelbild.

linken Hand das kleine Kruzifix umfassend, das er auf der Brust trug, den rechten Arm feierlich drohend gegen den Eindringling ausstreckend, stand er regungslos da, seinen Tod erwartend.

„Sprich dein letztes Gebet,“ sagte der Bandit nach einer Pause und senkte den Revolver, „denn du mußt sterben!“

„Und ich, der Pfarrer von Losone, sage dir, daß du mich nicht töten wirst,“ versetzte der Priester, dem das Bewußtsein, für eine heilige Sache zu kämpfen, eine erhabene Ruhe verlieh.

„Ah, du denkst wohl, dieser Revolver hier sei nicht geladen? Oder hoffst du, daß deine Madonna, wenn ich abdrücke, bewirken wird, daß der Mechanismus versagt? Laß dir sagen, daß man, wenn man eine Arbeit wie diese vorhat, seine Waffen vorher untersucht.“

„Ich habe gesagt, daß du mich nicht töten wirst, aber ich habe nicht gesagt, daß du meinen Leib nicht töten wirst. Mein Leib stirbt, wenn es Gott gefällt — meine Seele aber ist unsterblich.“

„Gut, wir wollen die Probe machen, ob du unsterblich bist,“ sagte der Bandit höhnisch, zielte einen Augenblick und drückte ab.

Man hörte den Hahn knacken, aber kein scharfer Knall zerriß die Luft, keine verderbliche Kugel kam aus der Mündung hervor.

Der Räuber stand wie versteinert; dann warf er die Waffe wütend nach dem Priester, so daß sie dicht an seinem Kopfe vorbeiflog, riß einen Dolch hervor und ging auf den Priester zu.

Ferrante erwartete seinen Henker mit der Ruhe eines Märtyrers. „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn,“ murmelte er, als jener zum Stoße ausholte.

Der Bandit, über so viel Standhaftigkeit erstaunt, hielt inne und betrachtete ihn eine Minute lang. „Du fürchtest dich nicht?“

„Nein.“

„Du glaubst, ich werde dich nicht töten?“

„Ja, das glaube ich.“

„Und weshalb glaubst du das?“

„Weil Gott soeben ein Wunder getan hat, und weil ich aus dem Wunder sehe, daß Gott nicht will, daß ich durch deine Hand sterbe.“

Der Bandit runzelte die Stirn. „Ah, du meinst, es sei ein Wunder gewesen?“ sagte er.

„Unzweifelhaft. Gott findet immer Mittel und Wege, die Pläne der Bösen zu durchkreuzen. Er wollte vielleicht deine Seele retten, die auf ewig verloren gewesen wäre, wenn du mich getötet hättest. Tu Buße! Noch ist es nicht zu spät! Dies Wunder lehrt dich, daß auch dir noch die ewige Gnade lächelt, wenn du bereust.“

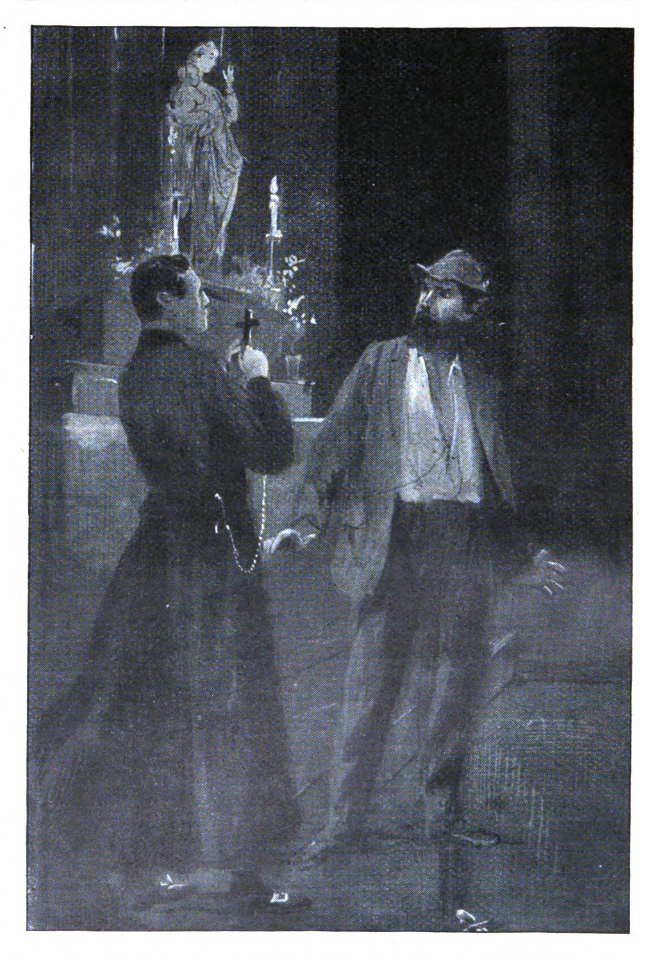
Der Räuber sah eine Weile vor sich hin; dann brach er in ein etwas gezwungen klingendes Gelächter aus. „Höre,“ sagte er, „ich will deinen Herrgott auf die Probe stellen. Wenn er die Probe besteht, so will ich an alle deine Märchen glauben.“

„Was willst du tun?“

„Sagtest du nicht vorhin, daß Gott nicht wolle, daß du durch meine Hand stürbest, und daß er eben deswegen ein Wunder getan habe? Nun, ich werde sehen, ob jetzt auch mein Messer versagt.“

Giuseppe Ferrante erblaßte. „Es steht geschrieben: Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen!“ sagte er feierlich.

Der Bandit hatte mit einer raschen Bewegung den Pfarrer gefaßt, riß ihn näher an sich heran, holte mit



der Rechten zum Stoße aus, fuhr aber plötzlich, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zusammen. Einen Augenblick starrte er in das Gesicht des Priesters, dann ließ er den Dolch fallen.

„Wahrhaftig," murmelte er und wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn, „dies ist, um abergläubisch zu werden."

„Hat Gott deine Hand gelähmt?"

„Ich weiß nicht, was es mit deinem Gott auf sich hat, ich weiß nur, daß ich dich unfehlbar getötet hätte, wenn ich dein Gesicht nicht gesehen hätte, dein Gesicht, das mich an etwas erinnert, an das ich nicht denken kann, ohne in Verzweiflung zu geraten. Wie alt bist du?"

„Achtundzwanzig Jahre. Wozu willst du das wissen?"

„Und dein Name?"

„Ich heiße Giuseppe Ferrante."

Da warf sich der Einbrecher auf die Stufen des Altars und stützte den Kopf in die Hände. Zwischen diesen rauhen, mordbefleckten Händen sah der erstaunte Priester Tränen hervorquellen und den Teppich des Altars benetzen.

Diese Rührung dauerte indessen nur einen Augenblick. Der Mann erhob sich, wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht, steckte seinen Dolch und den goldenen Schmuck der Gottesmutter, den er auf dem Altar hatte liegen lassen, in die Tasche und wollte gehen.

Der Priester vertrat ihm den Weg. „Nein," sagte er, „du wirst dies Verbrechen nicht begehen. Zweimal hat Gott ein Wunder getan, um deine Seele zu retten. Du wirst Unserer Lieben Frau die Krone wieder aufs Haupt setzen; und dann wollen wir beide vor ihr niederknieen und ihr danken."

„Nein, Ferrante," versetzte der Bandit, „nicht Gott, sondern ich habe dir das Leben geschenkt. Geh deines Weges und reize mich nicht weiter. Ich könnte mich sonst anders besinnen, und das würde mich nachher

reuen. Ich möchte gerade dein Blut nicht gern an meinem Dolche sehen.“

„Und ich werde es nicht zulassen, daß der heiligen Jungfrau, der ich diene, durch dich solche Schmach widerfährt. Steh ab von deinem sündigen Vorsatze und bereue! Noch ist es nicht zu spät. Noch in der elften Stunde nimmt Gott den Sünder an.“

„Dir scheint ja ungeheuer viel an der Maria da zu liegen.“

„Mir liegt am Heil deiner Seele.“

„Am Heil meiner Seele?“ rief der Bandit, in ein wildes Gelächter ausbrechend. „Ferrante, du bist ein Heuchler. Was geht dich das Seelenheil eines Menschen an, den du noch nie gesehen hast?“

„Soll ich dir beweisen, daß mir an deinem Seelenheil gelegen ist?“

„Gut, beweise mir das, und ich werde dies Gold wieder dahin bringen, wo ich es hergenommen habe.“

„Wie hoch veranschlagst du wohl die Krone, um derentwillen du das Verbrechen der Kirchenschändung auf dich laden willst?“

„Laß sehen,“ sagte der Bandit, zog das Schmuckstück hervor und betrachtete es von allen Seiten. „Dies ist gediegenes Gold. Man wird es einschmelzen und gewiß gegen tausend Franken daraus lösen.“

„Glaubst du, daß ein Mensch, der tausend Franken und nicht mehr besitzt, diese tausend Franken für eine Sache ausgeben wird, an der ihm nichts gelegen ist?“

„Nein.“

„Du wirst also einsehen, daß mir am Heile deiner Seele gelegen ist, wenn ich dir sage, daß ich, Giuseppe Ferrante, durch hartes Sparen von meinem kärglichen Gehalte tausend Franken erübrigt habe, daß ich von dem Gelde meine arme Mutter unterstützen und

meiner Schwester ein Bett kaufen wollte, und daß ich bereit bin, dir die ganze Summe zu geben, damit du diese Sünde nicht begehst!"

Der Bandit riß die Augen auf. „Du willst mir die tausend Franken geben?"

„Ja. Komm mit mir in meine Wohnung, und du wirst sie erhalten."

„Und deine Mutter?"

„Gott wird ihr helfen, das Joch der Armut weiter zu tragen."

„Und deine Schwester? Sie hat also nicht einmal ein Bett?"

„Was geht dich meine Schwester an? Auch Christus hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegen konnte."

„Aber sie werden dir fluchen, wenn sie erfahren, daß du mir das Geld gegeben hast?"

„Sie werden mich segnen, wenn mit dem Gelde eine unsterbliche Seele gerettet worden ist."

„Du bist ein Narr!" sagte der Bandit. „Gib mir also deine tausend Franken, und ich gebe dir die Krone zurück."

„So komm! Doch halt, befestige erst die Krone wieder auf dem Haupte der Madonna. Das wird dir Glück bringen."

Der Räuber stieg auf den Altar. Aus den scheuen, ehrfurchtsvollen Bewegungen, mit denen er an der Statue herumhantierte, konnte man sehen, daß die Ereignisse mächtig auf ihn gewirkt hatten.

Dann verließen sie die Kirche; der Pfarrer schloß die Pforte sorgfältig zu. Die Uhr von dem kleinen, verwitterten Turme schlug die erste Stunde.

Als sie sich dem Pfarrhause näherten, wurde der Bandit unruhig und sah sich nach allen Seiten um. „O," murmelte er, „ich hielt ihn für einen Narren. Ich glaube, ich war mehr Narr als er."

„Was sagst du?“ fragte der Pfarrer.

„Ich sage, daß ich ein Esel gewesen bin. Du wirst mich in einen Hinterhalt locken. Aber sieh dich vor! Bei dem ersten verdächtigen Zeichen hast du mein Messer zwischen den Rippen.“

„Du glaubst selbst nicht an das, was du sagst.“

„Nein, es ist wahr, ich glaube nicht daran. Du bist zu abergläubisch, um schlecht sein zu können. Aber immerhin, erinnere dich daran, daß ich auf meiner Hut bin.“

Vor der Tür des Pfarrhauses machte Ferrante halt und sagte: „Bleib hier stehen. Ich werde das Geld holen.“

„Nein, ich werde mit hinaufgehen. Man kennt das. Du würdest die Tür hinter dir verrammeln und um Hilfe rufen.“

„Du irrst,“ versetzte der Priester ruhig. „Es ist nur meiner Schwester wegen, die wahrscheinlich erwachen und sehr erschrecken würde. Willst du aber durchaus mit hinaufkommen, so geh vorsichtig und sprich leise.“

Der Bandit gehorchte, und schweigend stiegen sie die schmalen hölzernen Stufen zur Studierstube des Pfarrers hinauf. Ferrante zündete die kleine Petroleumlampe an und machte sich an seinem Schreibtische zu schaffen.

„Es ist wahr — er ist sehr arm,“ sagte der Bandit zu sich selbst, während er sich umschaute.

„Hier ist das Geld!“ sagte der Pfarrer und hielt ihm den ledernen Beutel entgegen. „Nimm und zähle nach!“

„Und du gibst es mir so ruhig, obgleich es dein Letztes ist?“

„Gott wird mich nicht verlassen. Und auch dich

wird er nicht verlassen, wenn du an ihn glaubst. Doch, halt — eine Bedingung knüpfe ich an die Übergabe dieses Geldes."

„Welche?"

„Knie hier an diesem Betpulte nieder, lege deine Hand auf das Kruzifix und schwöre mir, daß du niemals wieder in eine Kirche einbrechen willst."

„Und was bestimmt dich, mir Glauben zu schenken, mir, dem Räuber, dem Zuchthäusler, dem Manne, der keine Ehre mehr hat?"

„Nach dem, was Gott heute an dir getan hat, scheint es mir unmöglich, daß du noch einen Meineid leisten könntest."

Der Bandit schüttelte den Kopf, aber er kniete auf dem Polster nieder, berührte das Kruzifix und rief: „Bei Gott, an den ich nicht glaube, bei meiner Ehre, die ich nicht habe, schwöre ich, niemals wieder in eine Kirche einzubrechen." Dann stand er auf, streckte die Hand aus und sagte: „Gib!"

„Nimm es hin! Möge Gottes Segen auf diesem Gelde ruhen. Und nun laß mich allein — ich möchte beten."

Der Räuber steckte den ledernen Beutel in die Tasche, ohne sich von seinem Inhalte zu überzeugen, und ging leise die Treppe hinunter.

Giuseppe Ferrante sank vor dem Kruzifix nieder. Er dankte Gott, der ihn zweimal auf wunderbare Weise errettet hatte, der seinen armen Diener der Gnade gewürdigt hatte, für die Ehre der Himmelskönigin in die Schranken zu treten. Er pries sich glücklich, daß dieser schnöde Mammon, der beinahe sein Herz vergiftet hätte, dazu gedient hatte, ein Verbrechen zu verhüten. Er betete auch für diesen unglücklichen Menschen, der den Pfad der Sünde wandelte,

und flehte den Heiland, der lieber mit den Zöllnern als mit den Pharisäern hatte zu Tisch sitzen wollen, an, seine verhärtete Seele zu erleuchten und für sein Wort empfänglich zu machen.

Noch lag er auf den Knieen, da öffnete sich leise die Stubentür.

Erstaunt wendete der Pfarrer sich um. Es war der Einbrecher, den er wieder vor sich sah.

„Nimm dein Geld wieder, Ferrante,“ sagte der Bandit und setzte den Beutel auf den Tisch. „Nach allem Schlechten, was ich getan habe, scheint mir dieses das Schlechteste zu sein, wenn ich es behielte.“

„Du bereust also?“

„Ich weiß nicht, ob ich bereue; ich weiß nur, daß ich von deinem Gelde nichts wissen will.“

„Und du wirst trotzdem deinen Schwur halten, den Schwur, daß du niemals wieder in eine Kirche einbrechen willst?“

„Ich werde ihn halten, wenn auch du mir etwas schwören willst.“

„Was?“

„Es wird mit mir bald ein Ende nehmen,“ sagte der Bandit mit halber Stimme. „Ich weiß, wohin dies alles führt. Schon vor zwei Jahren entging ich nur mit knapper Not dem Schafott. Ein Preis von dreitausend Franken ist auf meinen Kopf gesetzt, seitdem ich den Dechanten von Stresa in der Sakristei erschlug. Ich hasse die Pfaffen. Aber mit dir ist das etwas anderes. Du bist nicht wie die anderen. Schwöre mir, Ferrante, wenn es so weit ist, daß du herbeieilen wirst, um mir die Todesstunde zu erleichtern.“

„Bei Gott dem Allmächtigen, der Wunder tut, schwöre ich es dir!“

Der Räuber ließ seine Blicke in dem engen Raume

herumschweifen, bis sie auf ein kleines Pastellgemälde fielen, das eine Frau in bäuerlicher Tracht darstellte,



an die sich rechts ein kleiner Knabe, links ein etwas größeres Mädchen anschmiegte. Er nahm das Bild von der Wand und sagte: „Gib mir dies zum Andenken!"

„Weshalb?“ versetzte der Pfarrer erstaunt.

„Ich liebe die Kinder. Dieser Knabe hier bist du — nicht wahr?“

„Ja, und das Mädchen ist meine Schwester Perpetua.“

„Perpetua, Perpetua!“ murmelte der Bandit und wischte sich mit dem Rockärmel über die Augen.

„Willst du nicht beichten? Ich weiß nicht, ob ich dich absolvieren kann, aber ich weiß, daß es das Herz erleichtert, wenn man sich offen ausspricht.“

„Wenn wir uns wiedersehen, sollst du alles erfahren,“ sagte der Einbrecher hastig. „Und dann wirst du mir verzeihen, selbst wenn Gott mir nicht verziehe — du, an dem ich ärger gesündigt habe als an Gott.“

Er sprach diese Worte mit fast unhörbarer Stimme, preßte das Bild an sich und verschwand.

* * *

Mehrere Jahre waren vergangen. Der Pfarrer von Losone hatte nichts wieder von dem Einbrecher gehört, aber er hatte ihn jeden Abend in sein Gebet eingeschlossen. Im stillen hoffte er, daß der Himmel, der nicht vergebens Wunder tut, auch dieses Sünders Herz zur Buße geleitet habe. Hätte er freilich Zeitungen gelesen, so würde er wohl weniger zuversichtlich in dieser Hoffnung gewesen sein. Denn der „Dovere“, der „Ticinese“, der „Corriere del Cantone Ticino“ brachten regelmäßig in gewissen Zeitabschnitten Nachrichten von Einbrüchen, Raubanfällen, Morden, die alle mit unglaublicher Kühnheit ausgeführt waren und alle auf einen einzigen Urheber, den sie Luigi Rosso nannten, zurückgeführt wurden. Glücklicherweise verirrte sich aber nur selten ein Erzeugnis der Tagespresse in das abgeschiedene arme Dörfchen. Der Widerhall

vom Geräusch der Welt drang nicht bis in das einsame Alpental von Losone, dessen Bewohner noch die Einfachheit eines von der modernen Kultur wenig berührten Hirtenvolkes bewahrt hatten.

Der Pfarrer hatte seiner Schwester von dem Abenteuer jener Nacht nichts erzählt, um sie nicht zu beunruhigen. Sie vermißte jedoch eines Tages das Bild und fragte ihn danach.

„Ich habe es verschenkt," antwortete er in seiner ruhigen Weise; und als sie erstaunt in ihn drang und Näheres wissen wollte, fügte er hinzu: „Es war ein Mensch, der des Bildes zu seinem Seelenheile bedurfte. Mehr kann ich dir nicht sagen."

Perpetua fragte nicht weiter; sie wußte, daß ihr Bruder noch niemals ein Geheimnis, das ihm seine Beichtkinder anvertraut hatten, verraten hatte.

Da kam eines Tages, als sie zusammen das erste Frühstück einnahmen, ein großer, mit dem Stempel des Kreisgefängnisses von Bellinzona versehener Brief an. Als der Geistliche ihn öffnete, fand er darin ein kleineres, sorgfältig versiegeltes Kuvert und ein Begleitschreiben von seiten der Gefängnisdirektion. Das Begleitschreiben hatte folgenden Wortlaut:

„Hochwürdiger Herr Pfarrer!

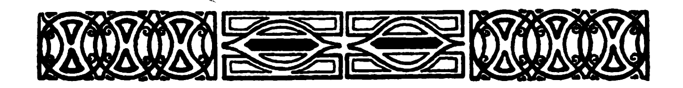
Heute morgen wurde der unter dem Namen Luigi Rosso bekannte Bandit, dessen wahrer Name nicht ermittelt werden konnte, nachdem sein beim Bundesrate in Bern eingereichtes Gnadengesuch abschlägig beschieden worden war, auf dem Hofe des Gefängnisses zu Bellinzona enthauptet. Er hatte den Zuspruch des ihm zur Verfügung gestellten Priesters abgelehnt und den Wunsch ausgesprochen, von Ihnen zum Schafott begleitet zu werden. Leider konnte diesem Wunsche, da seine Erfüllung einen Aufschub der Straf-

vollstreckung zur Folge gehabt haben würde, was zu gewähren nicht in meiner Macht stand, nicht mehr entsprochen werden. Als ich ihm dies mitteilte, bat er mich, Ihnen beifolgenden Brief, von dessen Inhalt ich amtlich Kenntnis nehmen mußte, zuzustellen. Selbstverständlich bewahre ich Schweigen darüber.

Der Direktor des Kreisgefängnisses Bellinzona."

„Also doch verloren — auf ewig verloren!" rief der Pfarrer mit schmerzbewegter Stimme. „O, ich muß schwer gesündigt haben, fast so schwer wie dieser, daß Gott mich nicht erhört hat! War mein Fasten ohne Ernst? War Eitelkeit in meinen Gebeten, daß ich mich für heiliger hielt als andere?" Mit zitternden Fingern öffnete er das versiegelte Kuvert, das letzte Vermächtnis des Verbrechers. Es enthielt nichts weiter als ein kleines, zusammengeknicktes Bild, auf dessen vergilbter Rückseite mit Bleifeder die Worte hingekritzelt waren: „Ferrante! Du bist ein Narr, und der Gefängnisdirektor ist ein Schuft. Ich wollte Dir nur noch sagen, daß es mit Deinen Wundern nichts ist. Das erste Deiner Wunder war, daß der Revolver versagte, was vorkommen kann, und das zweite Wunder war, daß ich in dem Augenblicke, wo ich Dich erstechen wollte, bemerkte, daß Du — mein Sohn bist. Man ersticht sein eigenes Fleisch und Blut nicht gern. Leb wohl! Wir sehen uns nicht wieder. Grüße Perpetua von ihrem Vater Giuseppe Ferrante."

Am Abend schloß sich der Priester in der Kirche ein und betete lange und inbrünstig. Und je länger er das Antlitz der Madonna betrachtete, desto deutlicher wurde ihm, daß das endgültige Urteil: „Verloren!" nur Gott allein zusteht.



Aus dem Leben einer Kaiserin.

Von R. Zollinger.

Mit 11 Bildern.

Am 15. November 1908 schied im kaiserlichen Palaste zu Peking eine Frau aus dem Leben, die um ihrer Charaktereigenschaften und um ihres außerordentlich bedeutsamen Wirkens willen vielleicht einen der allerersten Plätze unter den berühmten weiblichen Gestalten der Weltgeschichte beanspruchen kann. Hatte auch die Person der Kaiserin-Witwe und Kaiserin-Mutter Tsu-Hsi erst während der letzten fünfzehn oder zwanzig Jahre bei den politischen Verwicklungen, in die etliche moderne Großmächte mit dem uralten Kulturstaat China gerieten, als wichtiger Machtfaktor von sich reden gemacht, so reichte die Tätigkeit dieser ungewöhnlichen Frau doch schon viel weiter zurück, denn seit nahezu fünfzig Jahren, während der Regierungszeit dreier Kaiser, ist sie die eigentliche und nahezu unumschränkte Beherrscherin eines Reiches von vierhundert Millionen Einwohnern gewesen.

Als man in Europa anfing, sich eifriger mit den Angelegenheiten des seit Jahrhunderten in starrer Abgeschlossenheit verharrenden Chinas zu beschäftigen, und als man sich staunend überzeugen mußte, daß auf allen Gebieten — in der äußeren Politik wie in der inneren Regierung des Riesenreiches — einzig der starke Wille einer alternden Frau bestimmend und entscheidend war, begannen sich die wunderlichsten

Vorstellungen und Mythen an die Gestalt dieser „Semiramis des fernen Ostens“ zu knüpfen. Die uralte chinesische Etikette, die den kaiserlichen Hof allen neugierigen Blicken gewöhnlicher Sterblicher entzieht, sowie die unverbrüchliche Verschwiegenheit der verhältnismäßig kleinen Zahl von Eingeweihten machen es begreiflich, daß man sich im Abendlande ein der Wirklichkeit recht unähnliches Bild der asiatischen Herrscherin konstruierte. Grausamkeit, brutale Herrschsucht und andere unliebenswürdige Züge bestimmten in der Hauptsache den Charakter dieses Bildes, und es war ganz selbstverständlich, daß man der Kaiserin-Witwe daneben zur Erklärung ihrer unbestreitbaren politischen Erfolge alle jene hinterlistige und treulose Verschlagenheit andichtete, die man in naiver Unkenntnis des Volkscharakters noch vor kurzem für eine hervorstechende Eigenschaft jedes Chinesen hielt.

Darüber, daß eine Frau von so durchweg unsympathischen Eigenschaften schwerlich imstande gewesen wäre, fünf Jahrzehnte hindurch ihre Macht über eine Reihe geistig hochstehender Männer zu behaupten, hätte man sich allerdings auch bei oberflächlichster Beurteilung der nach außen hin in die Erscheinung tretenden Wirksamkeit Tsu-Hsis klar sein sollen, und den tiefer blickenden Psychologen konnte es nicht überraschen, als Fremde, die in nähere persönliche Berührung mit der Kaiserin-Witwe gekommen waren, eine von der allgemeinen Vorstellung sehr weit abweichende Schilderung ihrer Persönlichkeit und Wesensart entwarfen.

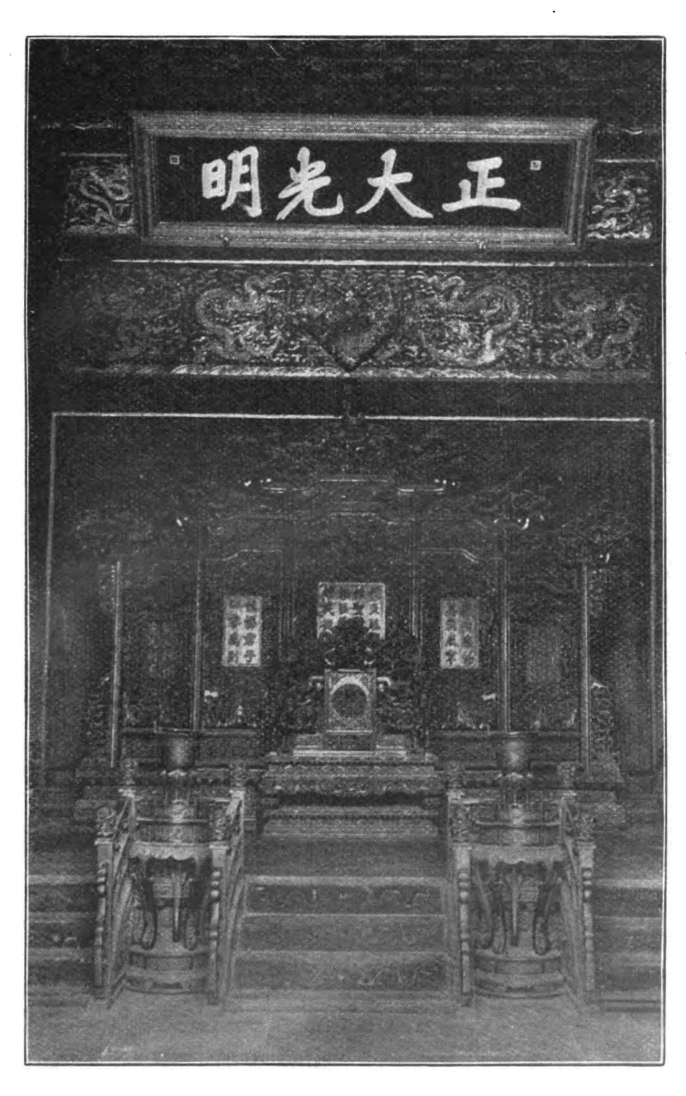
Schon die weit verbreiteten abenteuerlichen Geschichten über ihre Herkunft und die Fabel, daß sie einst als gekaufte Sklavin in den Kaiserpalast gekommen sei, bedürfen einer gründlichen Berichtigung. Es ist



Die Kaiserin-Witwe (sitzend) mit dem ersten Eunuchen (rechts), einer Tochter des Prinzen Tsching und einer Hofdame.

nämlich ganz und gar nichts Romantisches oder Außerordentliches in der Jugendgeschichte dieser Frau — wenigstens nicht nach jenem uralten und sehr weisen chinesischen Staatsgesetz, daß der Herrscher die Mutter seiner Kinder nicht aus der näheren oder weiteren Verwandtschaft und nicht nach Geburt und Rang, sondern aus einer Zahl von körperlich und geistig am besten für ihre hohe Bestimmung geeigneten Töchtern des Landes wählen muß. Daß die Kaiserin-Witwe selbst bei der Verheiratung ihrer nächsten Angehörigen mit dieser Anschauung gebrochen hat, kann sich für die Mandschudynastie, die sie dadurch zu stärken und zu festigen gedachte, in der Folge leicht genug als verhängnisvoll erweisen, und es muß vielleicht unter die am wenigsten weitsichtigen Handlungen der sonst so klugen und zielbewußten Frau gerechnet werden.

Ihre eigene Herkunft war für niemand am Hofe ein Geheimnis; aber es galt als ungeschriebenes Gesetz, nicht darüber zu sprechen. Wäre nicht das schöne Geschlecht in China ebenso wie in der ganzen übrigen Welt um ein beträchtliches mitteilsamer als das starke, und wäre es nicht einigen europäischen Damen gelungen, in ihrer Eigenschaft als Diplomatenfrauen oder als Ärztinnen das Vertrauen chinesischer Prinzessinnen zu gewinnen, so würde man jenseits der großen Mauer vielleicht heute noch nicht wissen, daß Tsu-Hsi mit ihrem Familiennamen Tschao hieß, und daß sie in einem einstöckigen Häuschen beim östlichen Tore von Peking als Tochter eines kleinen Militärbeamten und als das älteste von vier Geschwistern geboren war. Die Vermögensverhältnisse ihrer Familie waren so bescheiden, daß sie als Kind alle Mühseligkeiten und Drangsale des Lebens aus eigener Erfah-



Der große kaiserliche Thron von China.

rung gründlichst kennen lernen konnte. Sie trug ihre jüngeren Geschwister auf dem Rücken in den Straßen spazieren, besorgte den Einkauf der kärglichen Lebensmittel und war wie jedes andere Mädchen aus dem Volke bei allen häuslichen Verrichtungen behilflich, sobald ihre Kräfte es gestatteten.

Als sie ihr vierzehntes Lebensjahr erreicht hatte, und sie sich zu einer — nach chinesischen Schönheitsbegriffen — sehr hübschen jungen Dame zu entwickeln versprach, wurde sie von ihren Eltern zu einer dazu bestimmten amtlichen Stelle an der Nordseite der Kaiserlichen Stadt von Peking geführt, wo man ihren Namen, ihr Alter, die hervorstechendsten Merkmale ihrer äußeren Erscheinung und ein Urteil über ihre durch oberflächliche Prüfung festgestellten geistigen Fähigkeiten in eine Liste eintrug, deren Bestimmung jedem Untertanen des himmlischen Reiches wohlbekannt ist. Sie wird nämlich zu Rat gezogen, wenn es sich darum handelt, den kaiserlichen Harem durch neue Insassinnen zu bereichern oder Lücken der weiblichen Palastdienerschaft auszufüllen.

Außer der Kaiserin sind dem Beherrscher Chinas noch sechzig oder mehr Nebenfrauen gestattet, von denen er übrigens die meisten wohl kaum jemals zu Gesicht bekommt, und deren Vorhandensein eine praktische Bedeutung gewöhnlich erst dann erlangt, wenn die Geburt eines Thronerben zu lange auf sich warten läßt.

Dieser Fall nun lag zum Glück für das kleine Fräulein Tschao vor, als es mit etwa sechzehn Jahren auf Grund jener Eintragung in den kaiserlichen Palast aufgenommen wurde. Wie es bei ihrer Herkunft selbstverständlich war, konnte sie weder lesen noch schreiben, aber sie wurde sehr bald die eifrigste und ge-

lehrigste Schülerin der zum Unterricht der kleinen Haremsdamen bestellten Eunuchen; ihr Betragen war



Prinzessin Schun, Nichte der Kaiserin-Witwe.

ein so musterhaftes, ihr Wesen so liebenswürdig und ihr Äußeres so angenehm, daß sie das besondere Wohlgefallen der rechtmäßigen Kaiserin erregte, und daß

sie von dieser selbst dem Kaiser Hsien-Feng als Gattin vorgeschlagen wurde, als keine Hoffnung auf Nachkommenschaft aus der legitimen Ehe mehr bestand.

So wurde die Tochter des kleinen Militärbeamten die Mutter von Hsien-Fengs einzigem Sohne und stieg dadurch zur „Westlichen Kaiserin“ auf bei völliger Ranggleichheit mit der ersten Gemahlin des Herrschers, und es kann festgestellt werden, was für den Charakter und die Seelengröße der merkwürdigen Frau bezeichnender ist als irgend eine andere ihrer Taten: sie blieb mit der älteren Kaiserin dreißig Jahre lang auf das innigste und herzlichste befreundet. Es gab zwischen ihnen weder Mißtrauen noch Eifersucht; kein Streit und keine Intrige hat jemals das unter solchen Verhältnissen wohl einzig dastehende vortreffliche Einvernehmen zwischen den beiden Frauen gestört.

Im Sommer des Jahres 1860, als Peking von den Engländern und den Franzosen eingenommen worden war, floh der chinesische Hof nach dem ungefähr fünfundzwanzig Meilen nordöstlich von der Hauptstadt gelegenen Jehol, wo Hsien-Feng erkrankte und starb. Dem Prinzen Kung, seinem fünften Bruder, einem Manne von großer staatsmännischer Begabung, fiel die Aufgabe zu, den Frieden mit den beiden europäischen Mächten wiederherzustellen. Aber als ihm der Abschluß des Vertrages gelungen war, der der kaiserlichen Familie die Rückkehr nach Peking ermöglichte, schlossen sich, um ihn zu stürzen, einige andere Prinzen zu einer aus eigener Machtvollkommenheit konstituierten Regentschaft zusammen, und hier zum ersten Male lieferte die nunmehrige Kaiserin-Witwe einen Beweis ihrer außerordentlichen Entschlossenheit und Energie.

Sie stellte sich auf die Seite Kungs, erklärte ihr

damals dreijähriges Söhnchen zum Kaiser von China und proklamierte für die Dauer seiner Minderjährigkeit eine aus der ersten Kaiserin, ihr selbst und dem



Prinzessin Tsai Tschen, eine der interessantesten Damen des kaiserlichen Hofes.

Prinzen Kung bestehende Regentschaft, deren erste Amtshandlung nach chinesischer und im vorliegenden Fall wohl auch durch die Umstände gebotener Praxis die Beseitigung der Gegner war. Von diesem Augenblick an war Tsu-Hsi die Alleinherrscherin des ge-

waltigen Reiches. Ihre Mitregentin bekundete niemals den Ehrgeiz, an der Leitung der Staatsgeschäfte beteiligt zu werden, und Prinz Kung mußte sehr bald erfahren, daß die Kaiserin-Witwe nicht gesonnen sei, ihm einen entscheidenden Einfluß auf diese Geschäfte einzuräumen.

Er wurde eines Tages durch einen Erlaß überrascht, der ihn wegen einer gegen die beiden Kaiserinnen angeblich begangenen Achtungsverletzung aller seiner Würden und Ämter enthob, und wenn ihm auch eine demütige Bitte um Verzeihung die Wiedereinsetzung in den vorigen Rang und die Aufhebung der angedrohten Gefangenschaft eintrug, so war doch mit diesem Tage seine Macht vollständig gebrochen und seine politische Laufbahn zu Ende. Eine Art von Entschädigung, die ihm gleichzeitig die Fortdauer ihres persönlichen Wohlwollens kundtun sollte, gewährte ihm die Kaiserin-Witwe dadurch, daß sie seine Tochter zu dem Range einer „Kaiserlichen Prinzessin" erhob, der sie über alle anderen weiblichen Mitglieder der Familie stellte und ihr nach den beiden Kaiserinnen den ersten Platz am Hofe sicherte. Auf unserem Gruppenbilde chinesischer Prinzessinnen (S. 111) sehen wir die noch heute lebende Tochter Kungs auf dem Mittelplatze der unteren Reihe.

Um die oft befremdlich und tyrannisch erscheinenden weiteren Regierungshandlungen der Kaiserin-Regentin zu verstehen, muß man sich gegenwärtig halten, daß ihre Lage von vornherein eine sehr schwierige und von den mannigfachsten Gefahren bedrohte war. Sie wußte sehr gut, daß ihre vierhundert Millionen Untertanen das Ende der Mandschudynastie als nahe bevorstehend ansahen, denn eine auf geschichtliche Tatsachen gegründete Überlieferung sagt, daß noch keines

chinesischen Herrschers Nachkommenschaft das dritte Jahrhundert überdauert hat. Die Mandschudynastie



Chinesische Prinzessinnen und ihre Hofdamen.

aber hat den Kaiserthron seit dem Jahre 1644 inne, und ihr Erlöschen mußte deshalb nach der unerschütter-

lichen Überzeugung des Volkes innerhalb weniger Jahrzehnte zu erwarten sein. Ebensowenig blieb es selbstverständlich der klugen Frau verborgen, daß in den französischen und englischen Zeitungen der chine-

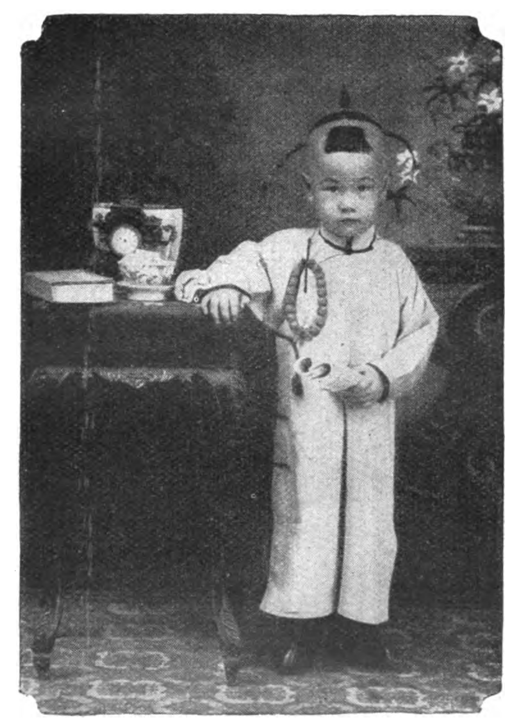


Enkelin des Prinzen Ting.

sischen Hafenstädte beständig von der unabwendbaren Aufteilung Chinas unter die europäischen Mächte die Rede war, und die beiden leitenden Regierungsgrundsätze, denen sie bis zu ihrem Tode treu geblieben ist, waren deshalb: die Stärkung der Dynastie und die

Verteidigung der chinesischen Selbständigkeit gegen die beständig wachsenden Aneignungsgelüste fremder Mächte.

Dem erstgenannten Zweck dienten ihre unablässigen



Knabe aus der kaiserlichen Verwandtschaft.

Bemühungen, die Nachfolge unter allen Umständen und nicht nur für die nächste Zukunft einem Mitgliede ihrer Familie zu sichern. Ihre beiden Brüder wurden zum Range von Herzögen erhoben, und ihre Schwester mit dem jüngeren Bruder ihres verstorbenen Gemahls

verheiratet. Ebenso durften später — dem oben erwähnten chinesischen Brauch entgegen — ihre Neffen nur Töchter aus den allerersten Familien zu Frauen nehmen, während die Nichten durchweg mit Prinzen oder Herzögen vermählt wurden.

Daß solche Vorsorge nicht überflüssig gewesen war, bewies der frühe Tod ihres Sohnes, der während seines kurzen Lebens nie etwas anderes als ein Schattenkaiser gewesen war. Er hatte noch kaum das Alter der Volljährigkeit erreicht, als er an einer verspäteten Kinderkrankheit, den Windpocken, zugrunde ging.

Wieder bewies die Kaiserin-Mutter bei dieser Gelegenheit, daß sie in kritischen Augenblicken rasch und tatkräftig zu handeln verstand. Mitten in der Nacht ließ sie sich unmittelbar nach dem Ableben des Kaisers in Gesellschaft der ersten Kaiserin aus dem westlichen Tore der „verbotenen Stadt“ durch die Straßen von Peking zu dem Hause ihrer Schwester tragen, die inzwischen die Mutter zweier Knaben geworden war, und sie nahm den älteren von ihnen, ein Kind von dreieinhalb Jahren, in ihrer Sänfte mit sich, um ihn am folgenden Morgen, als der Tod des Kaisers bekannt gegeben werden mußte, als Kwang-Hsü zum „erhabenen Nachfolger“ desselben zu proklamieren. Die Regentschaft aber, deren es bei der großen Jugend des neuen Monarchen selbstverständlich bedurfte, bestand ebenso selbstverständlich wiederum aus den beiden Kaiserinnen.

Als die Zeit gekommen war, da nach chinesischem Herkommen der Kaiser ein Weib zu wählen hat, blieb Tsu-Hsi ihrem Grundsatz treu und setzte sich über alle durch die Sitte geheiligten Gepflogenheiten hinweg, indem sie die Tochter eines ihrer Brüder, also seine

leibliche Base, zur Gemahlin Kwang-Hsüs bestimmte. Es wird glaubhaft versichert, daß der junge Monarch selbst von dieser Wahl keineswegs erbaut gewesen sei, aber gegen den Willen der allmächtigen Frau gab es keinen Widerspruch, so wenig innerhalb als außerhalb ihrer Familie.



Tochter eines hohen Würdenträgers mit dem bei Hofe gebräuchlichen Kopfputz.

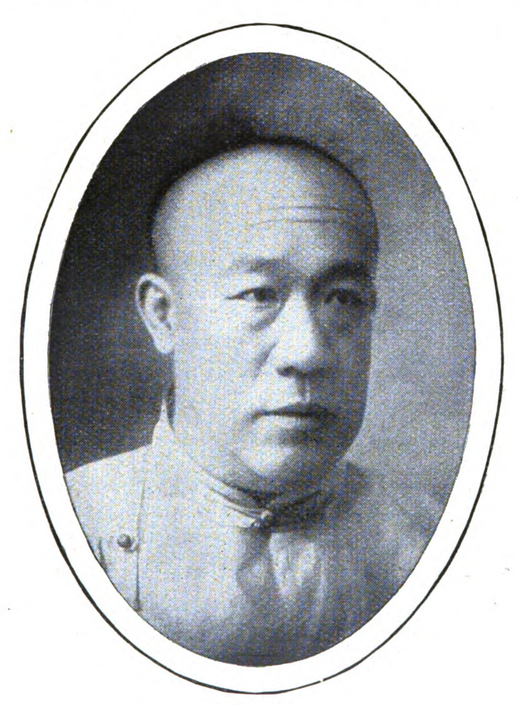
Und noch etwas anderes Außerordentliches geschah. Statt mit dem Eintritt seiner Volljährigkeit die Regierungsgewalt einfach in die Hände ihres Neffen zu legen, stellte die Kaiserin-Witwe die Bedingung, daß der Kaiser fortan mindestens einmal im Verlaufe von je fünf Tagen bei ihr zu erscheinen und sie über den Gang der Staatsgeschäfte zu unterrichten habe, und sie ließ weiter durch kaiserliches Edikt den Vizekönigen der einzelnen Provinzen die Verpflichtung auferlegen, bei ihrer in gewissen Zwischenräumen gebotenen persönlichen Vorstellung in Peking stets auch der Kaiserin-Witwe Rechenschaft über ihre Amtsführung abzustatten.

Wenn man sich geneigt fühlen muß, einen Kaiser,

der auf solche Bedingungen einging, einfach für einen jämmerlichen Schwächling zu halten, und wenn Kwang-Hsü der Welt tatsächlich nur als solcher gegolten hat, so wird man den Eigenschaften des nun ja ebenfalls bereits zu seinen Vätern eingegangenen Monarchen doch vielleicht nicht vollkommen gerecht. Man darf nicht vergessen, daß er seit der Thronbesteigung, also seit seinem vierten Lebensjahre, in Wahrheit nichts anderes als ein unglücklicher Gefangener gewesen war, der niemals über den engen Umkreis der „verbotenen Stadt“ hinauskam, und den innerhalb dieses Bezirks zudem noch die unübersteiglichen Schranken einer starren Etikette beengten. Der „große Thron des Lichtes und des Glanzes“, auf dem Kwang-Hsü die Huldigungen seiner Würdenträger und gelegentlich auch den Besuch der fremden Gesandten entgegennahm, mag dem armen Jüngling oft genug zu einem Martersitz geworden sein, denn dafür, daß es ihm weder an Verstand noch an redlichem Willen gefehlt hat, sich seinen Untertanen nützlich zu erweisen, sind die wenigen Regierungshandlungen, die man als selbständige auf seine Rechnung setzen kann, ein ziemlich überzeugender Beweis.

Er war ohne allen Zweifel von dem Wunsche beseelt, die chinesischen Zustände im Sinne der Aufklärung und Freiheit zu reformieren, aber er besaß weder die staatsmännische Einsicht noch den Blick für das praktisch Durchführbare, deren es bedurft hätte, um seinen Absichten zum segenbringenden Erfolge zu verhelfen. Eine Reihe überstürzter Maßnahmen brachte ihn beim Volke geradezu in den Verdacht geistiger Gestörtheit, und als er sich eines Tages sogar zu dem tollkühnen Entschlusse aufraffte, seiner kaiserlichen Tante ihre Gefangensetzung anzukündigen, war es

um das ihm bisher eingeräumte bescheidene Maß von Selbständigkeit vollends geschehen. Statt sich seinem Befehl zu fügen, stellte ihn die Kaiserin-Witwe mit aller ihr eigentümlichen Energie zur Rede, und die



Prinz Su.

Folge der bedeutsamen „Aussprache" war, daß die Ratgeber des jungen Monarchen als „Feinde der Regierung" ihr Leben unter dem Beil des Henkers lassen mußten, während die Machtfülle der unbeugsamen Frau wieder bis zu völliger Schrankenlosigkeit gedieh.

Die Rolle, die Tsu-Hsi bei den geschichtlichen Ereignissen des letzten Jahrzehnts, namentlich bei dem berüchtigten Boxeraufstande, gespielt hat, ist zu bekannt, als daß hier eine ausführliche Darlegung am Platze wäre. Daß sie einer gegen die fremden Eindringlinge gerichteten nationalen Bewegung in ihrem Herzen nicht feindlich sein konnte, muß man angesichts der Ziele, die sie sich seit dem Beginn ihrer Herrschaft gesteckt hatte, ohne weiteres verstehen, und wenn man gegen ihre zweideutige Haltung den Vorwurf eines Mangels an Staatsklugheit erhebt, so darf sie als entschuldigend für sich in Anspruch nehmen, daß sie es gerade in diesem einen Fall abgelehnt hatte, die Last der Verantwortung ausschließlich auf die eigenen Schultern zu nehmen.

Es ist sicher, daß sie nach dem Ausbruch des Boxeraufstandes sämtliche Prinzen zu sich berief, um ihre Meinung darüber zu hören, ob man der Bewegung ihren Lauf lassen oder sie gewaltsam unterdrücken solle, und es ist ebenso sicher, daß Prinz Su der einzige war, der sich mit furchtloser Entschiedenheit für das letztere aussprach, ohne den Hetzern Tuan und Tschuang gegenüber seiner Ansicht zum Siege verhelfen zu können.

Prinz Su, dessen Bild wir auf Seite 117 bringen, hat sich ein hohes Verdienst übrigens auch noch dadurch erworben, daß er während der Belagerung Pekings seinen Palast den bedrohten chinesischen Christen als Zufluchtsstätte zur Verfügung stellte. Die Gruppenaufnahme einer solchen christlichen Familie, der es gelungen war, sich zu retten, nachdem Vater, Mutter und mehrere Geschwister unter den Händen der Boxer geendet, haben wir unserer Skizze (auf S. 119) ebenfalls beigegeben.

Als mit der Rückkehr des kaiserlichen Hofes nach Peking am 7. Januar 1903 die Episode der Boxer-

bewegung abgeschlossen war, wußte sich auch die Kaiserin-Witwe den veränderten Verhältnissen anzu-



Familie chinesischer Christen.

passen. Sie nahm eine durchaus fremdenfreundliche Haltung ein, unterhielt einen lebhaften Verkehr mit

den Damen der Diplomatie und stellte durch Schaffung eines vollen Einvernehmens mit dem Kaiser und dem mächtigen Vizekönig Yuanschikai die stark erschütterte Macht der Zentralregierung wieder her. Der durch das kaiserliche Edikt vom 1. September 1906 eingeleiteten Reformbewegung erwies sie sich durchaus günstig gesinnt, und wie sie von jeher auf eine Hebung der weiblichen Bildung durch Einrichtung zahlreicher, über das ganze Land verbreiteter Mädchenschulen bedacht gewesen war, nahm sie auch besonders an der Verbesserung und Modernisierung des allgemeinen Unterrichtswesens lebhaften persönlichen Anteil.

Von dem Eindruck ihrer Erscheinung entwirft Dr. J. T. Headland, Professor an der Pekinger Universität, auf dessen Autorität wir uns auch für den größeren Teil der vorstehenden Ausführungen berufen dürfen, folgende Schilderung: „Sie war nicht sehr hoch gewachsen, vielleicht sogar noch ein weniges unter Mittelgröße, aber sie trug unter ihren Schuhen Absätze — wenn man es so nennen darf — von sechs Zoll Höhe, und dadurch, im Verein mit einer stets sehr geschickt gewählten Gewandung, wußte sie ihrem Äußeren eine imponierende Stattlichkeit zu geben, die sie durchaus als das erscheinen ließ, was sie in Wirklichkeit war: jeder Zoll eine Kaiserin! Ihre Gestalt war von vollkommenem Ebenmaß, ihr Gang wie ihre Bewegungen anmutig und behend. Ihre Gesichtszüge machten nicht gerade den Eindruck, als ob sie in der Jugend hervorragend schön gewesen sein könnten, aber sie waren ausdrucksvoll und belebten sich beim Sprechen auf eine sehr angenehme Weise. Namentlich die kohlschwarzen Augen, die stets sofort jede Gemütsbewegung widerspiegelten, hatten etwas eigentümlich

Fesselndes. — Wenn sie auf dem Throne saß, war sie die verkörperte Majestät; aber wenn sie die Stufen herabgestiegen war, um die Rechte einer Besucherin zwischen ihre beiden Hände zu nehmen und

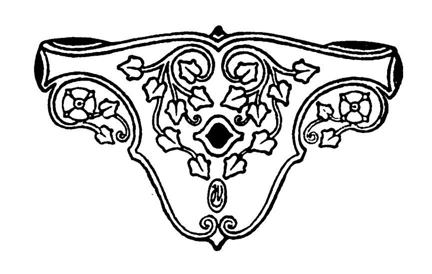


Zöglinge einer modernen chinesischen Mädchenschule.

mit dem liebenswürdigsten Lächeln von der Welt zu versichern: ‚Welche glückliche Fügung ist es, die Ihnen gestattet hat, mich zu besuchen! Ich hoffe, Sie sind nicht allzu müde von der langen Reise,‘ so fühlte man, daß sie trotz alledem ein Weib war, neben einem männlich starken Verstande ausgerüstet mit allen weib-

lichen Talenten, sich rasch und sicher zur Beherrscherin jeder Lage zu machen.“

Am 14. November 1908 wurde Kaiser Kwang-Hsü durch den Tod von langen und qualvollen Leiden erlöst, nachdem er zuvor — gemäß dem Willen der Kaiserin-Witwe — den dreijährigen Sohn Puyi seines Bruders Tschun unter der Regentschaft des letzteren zum Nachfolger erklärt hatte. Diese Ordnung der Nachfolge aber war der letzte Triumph der ungewöhnlichen Frau, denn schon im Verlauf des nächsten Tages folgte sie ihrem kaiserlichen Neffen im Tode nach.





Nummer drei.

Novelle von A. Noël.

(Nachdruck verboten.)



urch den Gartensaal betrat ein Diener die im ersten Stock gelegene große Loggia der Villa Thury und schritt auf die Dame zu, die in einem eleganten Korbstuhl lehnte, ein Buch lose in der Hand, die Augen auf die grünen Rasenplätze des Vorderparks und nach dem See und den Bergen drüben richtend, die im Sonnenschein vor ihr lagen.

Drunten blaute der See, von einem goldenen Netz übersponnen, im Lichte des wolkenlosen Sommertages.

„Was gibt's, Franz?" fragte Frau v. Thury, sich halb aufrichtend.

Sie war eine große, stattliche Dame, deren volle Formen keinen rechten Halt hatten, sondern gleichsam zu rinnen schienen. Dichtes, vorn bereits stark ergrautes Haar umgab das Gesicht, aus dem schwarze Augen blitzten, durch ihren lebhaften Blick der sonstigen temperamentlosen Behäbigkeit dieser Frau widersprechend.

„Zwei Damen," meldete der Diener, ihr eine Karte reichend.

Sie warf einen Blick darauf und las: „Theresina Burian-Mayer." Ein Lächeln verzog ihre Lippen. „Also einfach die Reserl. Na natürlich! Die kommt immer wie ein Blitz aus heiterem Himmel."

Sie dachte einen Augenblick nach. „Mit ihrer Jüngsten vermutlich,“ überlegte sie. „Es gilt ja wohl jetzt, Nummer drei anzubringen.“

Rasch entschlossen wendete sie sich an den Diener. „Führen Sie die Damen herauf, Franz!“

Sie blieb ruhig sitzen und stand erst auf, als der Besuch schon die Veranda betrat.

„Wo kommst denn du auf einmal her, Theres'?“ begrüßte sie die ältere der Eintretenden.

Die also Empfangene war eine bewegliche Dame in den Fünfzigern. Sie war nicht so groß wie die massige Besitzerin der Villa Thury, sah aber wegen ihrer Schlankheit größer aus, als sie war. Noch etwas kleiner war das zierliche Mädchen in Weiß an ihrer Seite.

„Was sagst du dazu, Helene? Da sind wir! Unerwartet — was?“ rief Frau Theresina Burian lebhaft. „Aber ich hab's nicht mehr ausgehalten, dir so nah zu sein, ohne dich zu besuchen. Drüben in Ebensee sind wir nämlich, mußt du wissen. Ich muß doch die Base Helene besuchen, hab' ich jeden Tag zur Lyderl gesagt. Nicht wahr, Lyderl, ich hab's gesagt?“

„Ja, Mama,“ bestätigte diese leichthin.

„Das ist also deine Jüngste — Nummer drei?“ fragte Frau v. Thury gedehnt. „Hab' sie lang nicht gesehn.“

Bei sich dachte sie: „So ein Glück, wie's die Theres' hat! Hat das Mädel sich herausgemacht!“ Sie hütete sich aber, das auszusprechen, denn Base Theresina Burian, Reserl genannt, war schon eingebildet genug.

Aber diese wußte ohnehin, was Helene v. Thury dachte. „Nicht wahr, die hat sich gemacht? Alles staunt, wie fesch sie geworden ist.“

„Aber Mama!“

„Und ich kann sagen, sie ist nicht nur meine hübscheste, sondern auch meine gescheiteste Tochter!“

„Aber Mama!“

„Die anderen waren ja auch nicht ohne. Meine Adrienne hat viel Geist. Man bewundert sie allgemein. Und meine Elvira? Eine Perle! — Aber die Lyderl, weißt du —“

„Mama, jetzt hör aber auf!“

„Ja so, ich soll nichts reden. Sie kann's nicht leiden, wenn ich sie lob'. Sie ist so bescheiden!“

Frau v. Thury lachte, während sie das junge Mädchen musterte, das tief errötet war. „Wenn du sagst, daß sie so bescheiden ist, so ist das ja schon wieder ein Lob,“ bemerkte sie lachend. „Es ist wirklich besser, du überläßt es den Leuten selbst, herauszufinden, was an ihr ist. — Aber setzt euch doch! — Also in Ebensee seid ihr? Ich glaubte, du wolltest nach Tirol.“

„Wir haben es uns anders überlegt. Lyderl hat mir's ausgeredet. In Gossensaß ist's so heiß!“

Frau v. Thury lächelte wieder. „Vermutlich ist der, dem man die Lydia dort anhängen wollte, nicht zu haben gewesen,“ dachte sie bei sich. Aber hübsch war das Mädchen wirklich mit dem reichen, rötlich schimmernden Haar, den langen Wimpern und den Augen, die abwechselnd tiefschwarz oder hellbraun schienen.

„Noch nicht verlobt?“ wandte sie sich fragend an das junge Mädchen. — „Du hast mir aber doch Andeutungen gemacht, Resi —“

„Andeutungen? Ich?“ tat Frau Burian sehr erstaunt. „Nicht die Spur! Du mußt mich mißverstanden haben. Es hat sich freilich schon wieder einer um sie beworben. Ein steinreicher Fabrikant. Aber

sie wollte ihn nicht. Und ich zwing' kein Kind. Meine Töchter sollen ganz ihrem Herzen folgen."

„Da ist's nur gut, daß ihre Herzen sich immer nur recht vermöglichen Männern zuwenden," meinte Frau v. Thury mit gut gespielter Harmlosigkeit. Sie begriff. Die beabsichtigte Heirat war nicht zustande gekommen. Aber weshalb tauchten sie auf einmal hier auf? Was steckte dahinter? „Ihr gedenkt also den ganzen Sommer in Ebensee zu bleiben?" fragte sie.

„Es ist meine Absicht," antwortete Frau Burian hastig. „Weißt du, bei meiner Elvira wird ein Familienereignis stattfinden. Ende August hatten wir gemeint. Da hätt' ich ganz gut ein paar Wochen mit der Lyderl hier bleiben können. Jetzt schreibt mir aber die Elvira, ich möchte jetzt schon kommen. Du begreifst meine Verlegenheit. Nach Berlin kann ich die Lyddi nicht mitnehmen, das geht nicht. In Wien kann sie auch nicht sein, denn Burian befindet sich auf einer Geschäftsreise in Frankreich, sie wäre also allein. Und zur Adrienne will die Lyddi nicht, weil die auf dem Gut ihrer Schwiegereltern in Oberungarn ist. Eine so entlegene Gegend! Was soll sie dort? — Kurz, ich weiß nicht, was ich mit ihr anfangen soll."

„Ach so!" sagte Frau v. Thury trocken. Nun verstand sie. Es war ja bekannt, daß Theresinas Hauptstärke darin bestand, bei Bekannten oder Verwandten ihre Töchter abzuladen. Sie hatte die beiden älteren auch wirklich auf diese Weise angebracht, weil die Mädchen dadurch gewannen, daß sie nicht neben der Mutter auftraten. Vermutlich wollte sie es mit Nummer drei jetzt geradeso versuchen.

Aber so leicht machen wollte sie es ihr nicht. Sie fing von etwas anderem zu sprechen an. Freilich konnte man jeden Gesprächsstoff wählen, den man

nur wollte, immer fand Theresina Gelegenheit, irgendeine Prahlerei anzubringen. Die beiden älteren Mädchen hatten ihr dabei noch geholfen. Nun, die Lyddi ging, wie es schien, nicht so darauf ein. Frau Helene konnte vielmehr an ihren errötenden oder erblassenden Wangen wie von einer Uhr ablesen, ob Theresina noch mehr aufschnitt als gewöhnlich.

„Wie geht es denn deinem Herrn Sohn?“ fragte Frau Theresina Burian-Mayer endlich einschmeichelnd. Vielleicht war ihr doch eingefallen, daß es unklug von ihr war, die Base durch ihre Protzereien zu verstimmen. „Hab' ihn schon lang nicht gesehen, den lieben Theodor.“

„Er ist mit Bekannten auf einem Automobilausflug,“ antwortete Frau v. Thury. „Ich speise heute allein — das heißt, nicht allein, denn ihr beide bleibt doch zum Essen — nicht wahr? Entschuldigt mich einen Augenblick! Ich habe noch einige Anordnungen zu treffen.“

Sie erhob sich und verschwand im anstoßenden Gartensalon.

Sofort begann Lydia flüsternd: „Mama, du wirst mich unter keinen Umständen dalassen!“

„Lyddi, ärger mich nicht, denn du weißt, das schadet mir! Willst du schuld sein, daß die Mutter krank wird? — Ich sag' dir, du bleibst hier!“

„Gegen den Willen der Base?“

„O nein. Sie fordert dich schon noch dazu auf. Es dauert halt ein bissel lang, bis sie's herauskriegt. Schwerfällig war sie immer, die Helen'!“ Sie machte eine leichte Fingerbewegung nach der Stirn zu.

„Du irrst, Mama, die Frau ist nicht dumm. Die ist sogar sehr schlau.“

„Die Helen'?“ rief die Mama wegwerfend. „Ich

bitt' dich, ich kenn' sie doch ein bissel länger als du. Deshalb hat sie ja auch ein so blödsinniges Glück gemacht. Sitzt im Reichtum bis über die Ohren. So ein Glück haben nur die Dummen. — Guck dir die Aussicht an, Lyderl, den Park!"

„Schon gut!" wehrte die Tochter ab. „Was liegt mir daran? Ich mag doch nicht dableiben."

Die Mutter wollte sie eben scharf anfahren, gewahrte aber noch zur rechten Zeit die zurückkommende Base, und ihr Gesichtsausdruck wechselte mit zauberhafter Geschwindigkeit. „Wie schön du's hast, Helen'!" rief sie. „So eine Aussicht! Der See! Die Berge! Und die Villa selber! Ganz herrschaftlich und —"

„Mein seliger Mann hat einen tüchtigen Brocken Geld in den Besitz hineingesteckt," gestand Frau v. Thury nachlässig zu. „Deshalb fühle ich mich verpflichtet, jeden Sommer hier zu wohnen, und so komm' ich nirgends mehr hin."

„Geh, du hockst doch gern immer am selben Ort," neckte Frau Burian. „Und was ist denn auch schöner als ein eigenes, ständiges Heim?"

„Deshalb wechselst du wohl jedes Jahr wenigstens einmal die Wohnung!" bemerkte Frau v. Thury trocken. „Du bist ja im Mai schon wieder umgezogen? Warum denn eigentlich?"

„Die Lydia hat gesagt, wir brauchten keine so große Wohnung mehr und könnten mit einem Dienstmädchen auskommen. Sie ist halt so riesig praktisch!"

„Aber es geht deinem Mann doch jetzt wieder gut?"

„Wieso?" fragte Frau Burian beleidigt. „Es ist ihm doch immer gut gegangen. Jetzt freilich, jetzt geht es ihm großartig! Wenn man Generalvertreter von Gebrüder Levasseur ist! Die Automobile gehen

ab wie warme Semmeln. Weißt du, das solltest du einmal mit ansehen —“

Zum Glück meldete der Diener, daß aufgetragen sei. Sie mußte abbrechen, und man begab sich zu Tisch.

Dieser war in dem Gartensaal hinter der Loggia gedeckt.

„Ist es für dich nicht doch ein bissel einsam hier in der großen Villa?“ fragte Frau Burian besorgt. „Dein Sohn ist gewiß oft fort. Dann bist du ganz allein. Du solltest doch jemand zur Gesellschaft haben.“

Frau v. Thury zuckte die Achseln. „Eine alte, schieche Gesellschafterin mag ich nicht, und ein junges Mädchen —“

Sie dehnte die letzten Worte bedeutungsvoll, und Frau Burian verstand sie auch sofort.

„Freilich — du hast ja ganz recht. Solche Leut'! So hab' ich's auch gar nicht gemeint.“

Und jetzt würde es kommen! Frau v. Thury sah, wie Lydia ihrer Mutter einen ängstlich abmahnenden Blick zuwarf.

Doch den würde diese wenig beachtet haben, wenn nicht Frau v. Thury selbst abermals abgelenkt und die Bemerkung fallen gelassen hätte, wie auffallend es sei, daß Lydia weder der Mutter noch den Schwestern gleiche, die ja untereinander ebenso verschieden und auch ihr selbst unähnlich seien. „Es ist rein, als ob du deine Töchter auf dem Markt zusammengekauft hättest,“ scherzte sie.

„Die Lyddi schlägt halt in die Familie meines Mannes,“ gestand Frau Burian ein wenig widerwillig. „Aber trotzdem ist der Typus der Burians bei ihr sehr umgebildet worden und hat bei dieser Umbildung unendlich gewonnen. — Weißt du, Lyddi, nach Tisch mußt du der Tante was vorspielen. — Sie

spielt nämlich sehr gut, beinahe so gut wie die Elvira. Und sie singt auch sehr schön. Und vorlesen kann sie! Großartig!"

„Frau v. Thury wird jetzt ruhen wollen, Mama."

„Ja, wenn du schlafen willst, dann laß dich nur ja nicht stören. Ich bin auch einem Schläfchen nicht abgeneigt. Zieh dich nur auf dein Zimmer zurück. Ich setze mich draußen auf der Loggia in den Strandkorb."

„Es gibt Sofas genug im Haus," entgegnete Frau v. Thury. „Gleich nebenan findest du eine Ottomane mit vielen Polstern."

Als sich Frau v. Thury wirklich zurückzog, befolgte Frau Burian den Wink und suchte die Ottomane auf. Sie stand in einem Raum, der mit allerlei kostbaren eingelegten Möbelstücken eingerichtet war.

„Wie reich die Leut' sind!" seufzte sie bewundernd. „Und was für eine Villa! Und alles für zwei Leut'. Also, Kind, nicht wahr, du bist gut und bleibst da!"

„Was hast du nur wieder für eine Idee!" klagte Lydia. „Ich bin ja von Kindheit dran gewöhnt, da und dort abgesetzt zu werden, es hat mir auch immer Spaß gemacht, aber jetzt — und gar hier! Ich könnt' doch ganz gut mit nach Berlin kommen."

„Ich bitt' dich, red mir nichts drein! Bin ich deine Mutter oder nicht? Ich muß doch besser wissen, was zu tun ist, als du!"

„Das ist noch die Frage," widersprach Lydia. „Ich weiß ja, was du denkst, was du willst, Mama. Grad' deshalb ist's mir schrecklich. Jedenfalls bleib' ich nur, wenn die Thury mich von selber einladet. Und dann kannst du dich drauf verlassen, daß ich ihrem Sohn keinen Schritt entgegenkommen werde."

„Wer verlangt denn das?"

„Und bild dir nur nichts ein. Es kommt ja doch nicht so, wie du denkst!"

„Ich will nichts, als daß du einstweilen hier bleibst. Also sei ein gutes Kind und widersprich mir nicht. Sie kann totfroh sein, wenn du ihr Gesellschaft leistest. — Und jetzt laß mich schlafen, ich hab' Kopfschmerzen."

„Natürlich, weil wir in der Sonnenhitze über den langen See fahren mußten!" setzte Lydia hinzu.

Sie war übrigens froh, daß die Mutter sie entließ, und schlüpfte hinaus und die innere Treppe hinab, von wo sie in die elegante Halle gelangte. Die Tür nach dem Garten stand offen, und Lydia erblickte von weitem einen bequemen Liegestuhl unter einem großen Leinenschirm.

Das gefiel ihr. Es war ein schönes Plätzchen. Über den abschüssigen Vordergarten blickte man zum See hinab und darüber hin. Zur Linken erhob sich der Traunstein, gegenüber baute sich die Stadt Gmunden auf mit ihrem Kirchturm und den hoch über dem See gelegenen Villen. Dahinter erhob sich das Gebirge. Der Sonnstein hob sich blauend aus dem Äther.

Das Wasser schimmerte im Sonnenlicht, Schloß Orth glänzte licht mitten aus dem See herüber. Brütende Mittagsstille lag über dem Bilde.

Ja, schön war's hier schon, und in dem großen Hause fiel eine kleine Person wie sie gar nicht ins Gewicht. Aber unangenehm war's ihr doch, daß sie hier bleiben sollte. Sie hatte gleich einen Verdacht gefaßt, als die Mutter plötzlich nach Ebensee gehen wollte, nachdem so lange von Gossensaß gesprochen worden war.

Also auf den jungen Millionär spitzte sie jetzt, obgleich sie der Ansicht war, daß er der unausstehlichste Mensch auf Gottes Erdboden sei. War das logisch?

Na, von ihr aus mochte er unausstehlich sein, dachte Lydia. Um so besser sogar.

— — — — — — — — — — — — —

An die Unausstehlichkeit ihres Sohnes allem gegenüber, was Burian hieß, dachte Frau v. Thury auch gerade. Sie kam während ihrer Siesta zu dem Schluß, daß sie der Resi ganz gut den Gefallen tun könne, das Mädchen hier zu behalten. Zwar war diese Lyddi leider sehr hübsch, aber bei Theodors Abneigung gegen die Burians konnte sie es wohl wagen.

Als sie zum Tee mit ihrer Base wieder zusammentraf, und diese die Abwesenheit Lydias dazu benützte, die Sache wieder zur Sprache zu bringen, ließ sie sich zu der Bemerkung herbei: „Wenn du deine Tochter bei mir lassen willst — ich gewähre ihr gern Gastfreundschaft."

„Wirklich?" rief Theresina hocherfreut. „Wie gut du bist! Du nimmst mir einen Stein vom Herzen. Übrigens kann sich das Kind ja bei dir nützlich machen. — Also, es ist abgemacht!" rief sie dem eintretenden jungen Mädchen zu. „Du bleibst bei der Tante Thury, bis ich dich wieder hole."

Lydia blickte zweifelnd auf Frau v. Thury. Statt der Antwort nickte diese bloß bequem. Ob man sich damit begnügen durfte?

Bei der Mutter stand das außer aller Frage. Sie wollte ihre Tochter sogar gleich dalassen. Doch dagegen wehrte Lydia sich energisch. Heute wollte sie noch nach Ebensee zurückfahren und erst morgen wiederkommen.

Helene unterstützte sie darin. „Nimm sie nur heute wieder mit, damit sie ihren Koffer packen kann. Unterdessen lass' ich ihr ein Zimmer richten."

Frau Theresina bequemte sich ungern dazu. Sie

mochte wohl fürchten, daß Lydia nachträglich erst recht Schwierigkeiten machen würde. Lebhaft redete sie der Base von Lydias Kenntnissen und Talenten vor, wußte die Sache so zu drehen, daß es beinahe den Anschein hatte, sie erweise eine Gnade damit, daß sie die Tochter daließ, und trieb es in ihrer gewohnten Weise so arg, daß es Frau v. Thury schon leid tat, daß sie sich das Mädchen hatte aufschwatzen lassen, und daß sie froh war, als die redselige Verwandte endlich beim Sinken der Sonne Abschied nahm.

Sie war bei diesem Abschied auch sehr kühl. Wenn das Mädchen einigermaßen empfindlich war, so kam sie nicht. Freilich, eine Burian war eben nicht empfindlich, wenn es ihr nicht paßte.

* * *

„Immer so allein, Mama?“ fragte Theodor v. Thury, als er seine Mutter im Abendschatten in einem bequemen Stuhl neben der aus der Halle in den Garten führenden Steintreppe fand.

Er war ein mittelgroßer, schmächtiger Mensch von nachlässiger Haltung, dessen sonst nicht üble Gesichtszüge durch einen müden und zugleich spöttischen Zug etwas entstellt wurden.

Schön war er nicht, das wußte er, aber er konnte unter den Schönsten wählen, das wußte er auch.

„Eben genieß' ich das Alleinsein mit Wonne,“ versicherte Frau v. Thury. „Rat einmal, mit wem ich den ganzen Tag zu tun hatte! — Nein, du errätst es nicht. Meine Base The—re—si—na, die liebe Burian-Mayer, hat mich heimgesucht. Natürlich mit Nummer drei, ihrer Jüngsten!“

„Und hat sie nicht dagelassen?“ fragte Theodor

verwundert, wobei er sich umblickte, wie um nach der vergessenen Tochter zu suchen.

„Du kennst sie wirklich gut! Sie wollt' sie tatsächlich gleich dalassen. Nun, jedenfalls kommt sie morgen für sechs Wochen oder was weiß ich wie lang. Na, ich hab' die Adi gehabt und die Elvira gehabt, da konnt' ich natürlich der Lydia nicht entgehen."

„Du hast sie dir wirklich aufhalsen lassen?" fragte Theodor, die Augenbrauen emporziehend.

„Es reut mich schon, so viel ich Haare auf dem Kopf hab'. Denn wie die in die Familienlobposaune stößt, das ist schon unerhört! Aber sie soll nicht glauben, daß man sich vor ihrer Lydia fürchtet. Das Mädel ist hübsch, Theo, und nicht ganz so burianisch oder vielmehr so theresinisch wie die anderen. Sie schämte sich doch, wenn die Mutter loslegte."

„Wieso? Wenn sie nicht grad' so wäre, ließe sie sich doch nicht so aufdrängen."

„Na, ich mach' mir schließlich nichts aus der Einquartierung. Wenn du nur nicht auf sie 'reinfällst, Theo."

„Ich? Auf eine Burian? Und wenn sie ein Engel direkt vom Himmel wär'! Eine Tochter dieser Mutter — niemals!"

„Na, also, dann macht's ja nix, ob sie da ist oder nicht," schloß die Mama das Gespräch.

* * *

Am seitlichen Parktor fuhr kurz vor Mittag einer der häßlichen gelben Gmundner Fiaker vor, mit Gepäck aller Art beladen.

Lydia, in ihrer weißen Bluse und dem kurzen schwarz-weiß gewürfelten Rock sehr niedlich aussehend, stieg aus, lohnte den Kutscher ab und übergab dem

herbeieilenden Gärtner das abgeladene Gepäck: zwei Reisekörbe, einen kleinen Korb, einen Handkoffer, verschiedene Schachteln und Rollen, die eine ganze Pyramide bildeten.

Frau v. Thury kam im schleppenden Morgenkleide die Treppe herab. „Ah, da bist du ja," sagte sie nachlässig zu dem jungen Mädchen.

Lydia fühlte wohl, daß das nicht die Begrüßung eines willkommenen Gastes war, aber Frau v. Thury war bekanntlich eine Dame von besonderer „Wurstigkeit", die legte sich nicht so leicht ins Zeug.

Und jetzt war sie einmal hier, da wollte sie nicht alles auf die Goldwage legen.

„Entschuldigen Sie den Chimborasso von Gepäck, Tante Thury," sagte sie. „Mama hat mir alles dagelassen, was sie nicht nach Berlin mitnehmen wollte."

Sie hatte sich's so zurechtgelegt. Sie wollte Frau v. Thury Tante nennen, obgleich diese sie nicht dazu aufgefordert hatte. Aber ihr schien es passender.

„Na, einmal kann ich ja als Spediteur dienen," sagte Frau v. Thury nicht ohne Ironie. — „Jakob, schaffen Sie mit dem Franz das Gepäck auf das Zimmer von dem Fräulein. — Deine Mutter ist also schon abgereist?"

„Mit demselben Zug wie ich. Abends ist sie in Wien und fährt gleich weiter. Sie läßt Sie vielmals grüßen und Ihnen für Ihre Güte danken."

Während der Gärtner sich mit dem Diener an das Fortschaffen des Gepäcks machte, näherte sich Theodor v. Thury im Schlenderschritt, die Hände in den Taschen; er kam aber keineswegs, um Lydia zu begrüßen, denn es verdroß ihn sogar, daß es nun so aussah, als glaube er, sie „empfangen" zu müssen.

Nur nachlässig lüpfte er den Hut.

„Da ist unser Gast, Theo,“ sagte die Mutter.

„Die Einquartierung wollen Sie sagen,“ verbesserte Lydia.

Frau v. Thury lachte und widersprach nicht. „Kennst du den Theo überhaupt schon?“ fragte sie.

„O ja, ich erinnere mich noch recht gut.“

„Das ist mehr, als ich behaupten kann,“ erwiderte er grob. „Bei Burians kommt ja freilich immer nur eine Tochter zum Vorschein. Erst gab's die Adi, und die Elvira mußte so lang im Hintergrund bleiben, bis — na ja. Dann kam die Elvira dran. Ich wußte gar nicht, daß noch eine Nummer drei vorhanden war.“

„Das hat sich so ergeben, weil immer ein Altersunterschied von fünf bis sechs Jahren von einer zur anderen ist. Zur Zeit, da die Elvira in Gesellschaft gegangen ist, hab' ich eben noch in die Kinderstube gehört. An meine Schwestern erinnern Sie sich also noch?“ setzte sie hinzu.

Er schnitt eine Grimasse. „Und ob! Mit der Adi hab' ich oft gerauft.“

„Und den kürzeren gezogen?“

„Natürlich! Älter und stärker war sie ja auch als ich, aber vor allem besser bewaffnet. Nägel hat sie gehabt — na, ich denk' noch dran!“

„Ja, ja, er war immer ganz zerkratzt nach einem solchen Zusammenstoß,“ lachte Frau v. Thury. „Später hat sie dich aber nicht mehr gekratzt?“

„Bloß figürlich.“

„Aber von der Elvira hast du nichts zu leiden gehabt?“

„Nein, die war ziemlich unschädlich.“

„Bist du das auch, Lydia?“ neckte Frau v. Thury.

„Behüte! Unschädlich sein ist nicht mein Ehrgeiz.

Ich würde vorkommendenfalls auch meine Krallen brauchen."

Frau v. Thury lachte wieder. „Siehst du, danach kannst du dich richten. — So, jetzt wirst du auf dein Zimmer gehen wollen, Lydia. Ja? — Dann geh nur. Wir essen in einer Stunde. Auf Wiedersehen bei Tisch!"

Lydia folgte Jakob und Franz, die eben den letzten Korb auf der Treppe des linken Seitenflügels hinaufschafften.

Das Stubenmädchen zeigte ihr ihr Zimmer. Sie fühlte wiederum, daß sie nicht so empfangen worden war, wie man eingeladene Gäste empfängt. Doch ohne weiter darüber zu grübeln, ging sie ans Auspacken, räumte ihre Sachen in die Schränke und verstaute das übrige Gepäck so in einem Winkel, daß es das Zimmer nicht verunstaltete.

Dann machte sie Toilette. Nur ein ganz einfaches weißes Kleid zog sie an, aber bei ihr erschien auch das festlich.

Sie fand Frau v. Thury schon im Speisesaal; auf Theodor mußte man warten, bis er endlich mit seinem schlendernden Schritt ankam, der beinahe ein künstliches Hinken vorstellte.

An seinem ganzen Benehmen konnte Lydia sofort erkennen, daß er nicht die Absicht habe, sich ihretwegen in besondere Unkosten zu stürzen. Nun, mochte dem so sein! Es war ihr ohnedies schon längst fad, wie man ihr überall den Hof machte.

Weder Frau v. Thury noch ihr Sohn sprachen zu Anfang der Mahlzeit viel. Theodor ließ den Gast ganz links liegen. Endlich ermunterte die Hausherrin das junge Mädchen zum Sprechen und suchte schließlich auch ihren Sohn hineinzuziehen.

„Du, Theo, Herr Burian hat jetzt die Automobilvertretung einer französischen Fabrik. — Wie heißt doch die Marke, Lyddi?"

„Levasseur heißen die Fabrikanten, die Marke heißt Rapide," gab sie Auskunft.

„Wie lang wird er dabei bleiben?" fragte Theodor.

„Ich hoffe, das wird halten."

„Zu wünschen wäre es," meinte Frau v. Thury. „Er hat schon oft gewechselt. Als deine Mutter ihn heiratete, war er Juwelier."

„Ich weiß. Adi ist im Juwelenzeitalter geboren. Elvira im Ölzeitalter."

„Später hatte er dann eine Papierfabrik. Bist du im Papierzeitalter geboren?"

„Ich weiß es wirklich nicht," antwortete Lydia achselzuckend.

„Na, hoffentlich bilden die Automobile das goldene Zeitalter für ihn," schloß Frau v. Thury den Gegenstand ab. „Wo warst du denn im vorigen Jahr, Lydia?"

„Auf Rügen, mit Röderers zusammen. Mein Schwager Röderer geht am liebsten ans Meer."

„War wohl nichts los an der Ostsee?" fragte Theodor mit einer gewissen herausfordernden Miene.

„Was meinen Sie?"

„Ich mein', ob keiner angebissen hat."

„Pfui, Theo, wie du dich ausdrückst!" schalt die Mutter.

„Sie sehen doch, daß keiner angebissen hat," sagte Lydia. „Sonst wär' ich nicht hier."

„Ganz richtig, sonst wären Sie nicht hier," wiederholte Theodor mit solcher Betonung, daß seine Mutter ihre Serviette an den Mund drückte und einen Hustenanfall heuchelte.

Lydia verbiß ihren Ärger. Daß sie auch so dumm antworten mußte!

„Ist nicht dein Freund Rotbüchler auch an die Ostsee gereist, Theo?“ forschte die Mutter.

„Nein, an die Nordsee. Jetzt ist er in Dänemark. Er hat mir geschrieben, die Däninnen gefielen ihm ungeheuer. Es müssen auch herrliche Gestalten sein.“

„Ja, dein Ideal ist eben die Walküre,“ betonte Frau v. Thury nachdrücklich.

Nun erzählte Theodor seiner Mutter verschiedenes in einem Ton, der die dritte Person vom Gespräch ganz ausschloß. Das war auch nicht gerade liebenswürdig.

„Kommen Runks heute?“ fragte die Mutter endlich.

„Wenn's nicht regnet.“

„Kennst du die Villa Runk, Lydia?“ wandte Frau v. Thury sich an das junge Mädchen. „Die große Villa drüben am See — wenn man von der Esplanade nach Ebenzweier geht.“

„Sie ist mir nicht bekannt.“

„Aber der Name doch? Du hast sicher von der großen Holzhändlerfirma Runk gehört. Ein stattliches Vermögen und bloß zwei Kinder — Sohn und Tochter. Du wirst sie heute kennen lernen. Minni Runk ist ein sehr schönes Mädchen. So vornehm, so gesetzt!“

„Ja, die würde niemals etwas tun, was nicht schick ist,“ setzte ihr Sohn hinzu.

„Das ist weiter keine große Kunst bei einer Millionenerbin,“ sagte Lydia schnippisch.

„Sie glauben also, der Charakter fängt erst bei einer Million an?“

Lydia biß sich auf die Lippen. So ungeschickt war sie doch sonst nicht. Aber hier fühlte sie sich nicht in ihrem Element. Es lag etwas Feindseliges in der Luft.

Als Frau v. Thury die Tafel aufhob, sagte sie nachlässig zu Lydia: „Du weißt, Lyddi, ich schlafe nach Tisch. Mein Sohn wird —“

„Sich auf sein Zimmer zurückziehen und sich den Gürtel lockerer schnallen,“ fiel der junge Mann ein. „Ich hab' mich vollgesackt wie eine Boa und bin zu nichts zu brauchen. Im Sommer nach Tisch, da mag ich weder plauschen noch raufen, weder flirten noch philosophieren.“

„Das möcht' Ihnen auch schwer fallen,“ antwortete Lydia spitz.

„Das beste ist, Sie legen sich auch schlafen. Gehen Sie auf Ihr Zimmer und machen Sie sich's bequem.“

„Ich danke für Ihre Ratschläge,“ entgegnete Lydia gereizt.

„Laß sie in Ruh'!“ mahnte die Mutter behaglich lächelnd, denn das Geplänkel unterhielt sie. „Wenn Franz und Minni kommen, wird Tennis gespielt. — Du spielst doch Tennis, Lyddi?“

„Nicht besonders!“

„Das wundert mich,“ sagte Theodor, „daß eine Tochter Ihrer Mutter irgend etwas nicht besonders tut. Ich hab' geglaubt, Sie tun alles nur im Superlativ.“

Auf diesen Stich, der nur zu gut saß, gab sie gar keine Antwort.

Da griff er sie von einer anderen Seite an. „Der rötliche Schimmer auf Ihrem Haar ist mir etwas verdächtig,“ meinte er. „Gewiß waschen Sie sich den Kopf mit Salmiak. — Glaubst du nicht, Mama?“

„Ich weiß nicht, ich bin darin nicht bewandert. Was sekkierst du sie aber nur so? Ihre Haare sind sehr schön. Du machst sie nur bös.“

„Ja, sie schaut schon so aus, als ob sie zu kratzen anfangen wollt', da geh' ich lieber.“

Frau Helene lachte, als er sich jetzt mit geheuchelter Furcht wegschlich, so sehr, daß ihr ganzer Körper ins Schüttern geriet, Lydia lachte nicht, denn sie fühlte wohl, daß hinter Theodors Neckerei ein gutes Stück Mißachtung und Übelwollen steckte.

Sie hätte nicht hierher kommen sollen, das sah sie schon jetzt. Dieser Mensch glaubte offenbar, sie habe es auf ihn abgesehen, und mußte es ja auch glauben. Wenn's nach ihr ginge, führe sie noch heute fort. Aber das ging ja nicht, und die Mutter hatte ihr auch kein Geld dagelassen, um solche Fluchtideen auszuführen.

Verstimmt setzte sie sich im Garten in eine Schaukel, die im Schatten einer Esche hing, und während sie langsam hin und her pendelte, suchte sie dieses bei ihr ungewöhnliche Gefühl der Verstimmung niederzuringen.

Es gelang ihr auch teilweise. Nein, dieses verwöhnten dummen Jungen wegen, der nichts war als der Sohn eines reichen Vaters, würde sie sich nicht ärgern! Der sollte sich nur nichts einbilden! Ob sie ihn überhaupt möchte mit all seinem Reichtum, das wäre noch sehr die Frage.

An und für sich war er ihr ja nicht gerade zuwider. Sie hätte ihn sogar leiden können, wenn er sich nicht so ungezogen und unfreundlich benommen hätte.

Es ging schon gegen vier Uhr, als sie in der Ferne Stimmen vernahm. Sie stieg also aus der Schaukel und schlenderte auf den weißen Wegen langsam dem Hause zu.

Dort im Winkel unter der Freitreppe saß Frau v. Thury, nun doch im Nachmittagsanzug, der indessen auch sehr einem Morgenrock glich. Ihr Sohn und die Gäste, zwei hohe tannengerade Gestalten, beide in Weiß, standen vor ihr.

Die Hausherrin machte Lydia mit ihnen bekannt. Beide verbeugten sich knapp, und das junge Mädchen reichte ihr nicht einmal die Hand.

Die waren auch schon gegen sie eingenommen.

Als man saß, sah Lydia sich die beiden Ankömmlinge etwas genauer an. Beide trugen auf ihren hohen Figuren kleine Köpfe, beide hatten Haare von lichter Milchkaffeefarbe und kleine, regelmäßige Züge.

Dem jungen Mann verlieh dies den Stempel geistiger Unbedeutendheit — neben ihm sah Theodor noch wie eine Intelligenz aus, fand Lydia — das junge Mädchen hingegen konnte als eine Schönheit gelten. Aber ihr Gesicht war unbelebt, ihr Blick leer, und die schmalen Lippen preßten sich in einer Weise zusammen, die nichts Gutes verhieß. Lydia dachte: „Es ist noch gut, daß sie wenigstens bös ausschaut, denn sonst müßte man denken, man hat eine lebendiggewordene Modezeitungsfigur vor sich."

Sie wollte die ablehnende Haltung Fräulein v. Runks gar nicht beachten, sondern suchte, während man den Kaffee einnahm, als belebendes Element der Tischrunde ein Gespräch in Gang zu halten. Eine solche Aufmunterung war sehr notwendig, denn die anderen sprachen alle nur in kurzen, abgerissenen Bruchstücken.

Die jungen Leute dankten ihr ihre Bemühungen nicht. Fräulein Minni ging auf nichts ein, sondern antwortete Lydia kaum, und die beiden jungen Männer suchten alles, was das junge Mädchen sagte, so zu drehen und zu wenden, daß ein Unsinn daraus wurde.

Das ging von Theodor aus, aber Franz v. Runk folgte bereitwillig seiner Anleitung. In welchem Ton mußte Theodor von ihr schon zu den Geschwistern gesprochen haben, daß sie sich derart benahmen!

Von Frau v. Thury war, das sah Lydia schon, kein entschiedener Einfluß zu erwarten, denn wenn sie sagte: „Sekkier sie doch nicht so!“ so merkte man wohl, sie sagte es bloß anstandshalber und amüsierte sich eigentlich über die billigen Bosheiten ihres Sohnes.

Nach dem Kaffee begab man sich auf den Tennisplatz. Theodor ging mit Minni voran, und Franz mußte sich also zu Lydia gesellen.

„Alsdann,“ sagte er, seine Sprache dialektmäßiger färbend, als nötig war — auch das sicher nur aus Ungezogenheit, wie um ihr zu sagen: deinethalben geb' ich mir nicht die Müh', anständig zu sprechen — „der Theo spielt mit der Minni, so muß ich halt mit Ihnen spiel'n. Können S' wenigstens was oder patzen S' recht?“

„Letzteres,“ entgegnete Lydia kühl.

„Da muß ich halt für zwei schwitzen. Zum Glück ist der Herr Vetter auch so ein Patzer. Im wievielten Grad ist er denn mit Ihnen verwandt? Über ein'n Scheffel Erbsen?“

„So ungefähr.“

„Es möcht' mich nicht wundern, wann sich noch ein paar Basen zu ihm melden täten.“

„Warum?“ fragte Lydia scharf.

Unter dem Funkenregen aus ihren Augen traute sich Franz v. Runk doch nicht mehr, noch deutlicher zu werden. Er lachte bloß höhnisch auf. „Weil er ein so lieber Kerl is — natürlich! Finden S' nicht, daß er lieb is?“

„Nein,“ stieß Lydia nervös hervor.

Theodor drehte sich um und rief drohend: „Oho!“

Daß er Fräulein Minni, die ihn beträchtlich überragte — noch mehr, weil sie sich sehr gerade hielt, er hingegen modern nachlässig — den Hof machte,

konnte man nicht wohl behaupten. Er sprach mit ihr beinahe in demselben Ton wie Franz mit Lydia und suchte auch ihre Aussprüche stets so zu wenden, daß eine Dummheit herauskam.

Bei ihr brauchte man sich übrigens dazu nicht viel Mühe zu geben.

Auf dem Tennisplatz forderte er sie auf, sich ordentlich anzustrengen, damit er sich nicht so plagen müsse.

„Ah, da schaut's her!" rief Minni. „Ich soll Sie schonen?"

„Natürlich! Bei allen gescheiten und hochstehenden Völkern müssen die Frauen die schwere Arbeit verrichten, während die Herren der Schöpfung nix tun, als sich bedienen lassen."

„So?" fragte Minni erstaunt. „Möcht' wissen, was das für Völker sind!"

„Wilde!" erklärte Lydia. Doch sie hörte gar nicht hin.

„Der Theo is schlau," sagte Franz. „Er spricht solche Ansichten aus, um die Frauenzimmer abzuschrecken, die auf ihn Jagd machen. — Aber na, die schreckt nix ab!"

„Bilden Sie sich nur nichts ein!" rief Lydia. „Auf ihn Jagd machen! Ich glaub's nicht."

„Sie glaubt's nicht — guter Witz!" höhnte Franz und stieß Theodor in die Seite. „Also jetzt geht's an. Passen S' auf, Fräulein Lydia! — Übrigens recht affektierter Name! Sie sein doch keine Russin nicht."

Lydia gab sich ebensowenig Mühe, gut zu spielen, als Franz v. Runk zu erobern. „Wenn ich will, wickl' ich den Fadian noch um den kleinen Finger," dachte sie. „Aber ich mag halt nicht." Sie war eben zu gar nichts gelaunt. Die Stimmung des Vierblatts war recht ungemütlich.

Minni v. Runk spielte übrigens gut, ohne sich dabei zu erhitzen, ohne sich lebhafter zu bewegen. Ihre Bälle flogen gleichsam von selbst, und die von drüben schienen ebenso von selbst auf ihrem Rakett zu landen.

Das ist ja immer so, bei so was sind die Gänse obenauf. Denn eine Gans war sie, das stand für Lydia schon fest.

Aber ihre Dummheit war noch nichts gegen ihre Unfreundlichkeit. Auf jede mögliche Weise ließ sie Lydia links liegen.

Das hätte eigentlich dem jungen Hausherrn unangenehm sein sollen, denn sie war doch sein Gast. Aber nein, der zischelte noch heimlich mit der Langen, und Lydia hatte die Empfindung, daß er ihr boshafte Bemerkungen über sie zuraune.

Natürlich siegten die drüben, und es wurde keine zweite Partie gespielt. Man ging noch eine Weile im Garten herum, ohne daß es gemütlicher geworden wäre, und Lydia atmete wirklich auf, als die Geschwister aufbrachen.

Sie waren im Motorrad mit Anhängewagen gekommen, und Theodor gab ihnen auf seinem Motorrad das Geleite.

Eine Einladung, sie drüben überm See in ihrer Villa zu besuchen, ließ Fräulein Minni an Lydia nicht ergehen. —

„Wie gefallen dir die Runks?“ fragte Frau v. Thury, als die drei davongezogen waren.

„Reizende Menschen!“ sagte Lydia ironisch.

Helene v. Thury bemerkte die Ironie ganz wohl, ging aber nicht darauf ein, sondern rief naiv-selbstgefällig aus: „Nicht wahr?“

Die Hausherrin, die in ihrer Jugend sehr gut

Klavier gespielt hatte, aber seitdem aus Trägheit keine Taste mehr anrührte, forderte Lydia auf, ihr etwas vorzuspielen. Sie erwartete nicht viel, denn Elvira, die burianische Familienvirtuosin, hatte gehackt wie mit dem Dreschflegel.

Sie war also angenehm überrascht, zu finden, daß Lydia, die ihr nicht eigentlich als Pianistin angepriesen worden war, doch sehr gut spielte und alles auswendig wußte, so daß man sich in der Dämmerung von ihr vortragen lassen konnte, was man wollte.

Dadurch beruhigt, bat sie Lydia, ihr auch etwas vorzusingen, denn sie würde hoffentlich nicht die gellende Stimme ihrer Schwester Adi haben.

Lydia sang mit hübscher, frischer, wohlgeschulter Stimme, was wirklich ein Wunder war, wenn man bedachte, daß ihre Mutter alle Monate mit den Lehrern gewechselt hatte, weil sie in diesem Zeitraum vom höchsten Anfangsenthusiasmus immer schon zu Unzufriedenheit und Mißtrauen heruntergesunken war.

Dann wurde Licht gemacht, und Lydia las Frau Helene vor. Sehr hübsch! Schließlich konnte man sich in dem großen leeren Haus diese Gesellschafterin recht wohl für ein paar Wochen gefallen lassen. Wenn Theresina nur nichts anderes gewollt hätte! Aber was sie wollte, war einfach eine Unverschämtheit, die sie ihr anstreichen würde.

Auch Lydia dachte bei sich, sie könne ganz gut einige Wochen in dem Hause zubringen, wenn nur der Sohn unterdessen verreist wäre.

Aber er war eben nicht verreist, und sein Benehmen verleidete ihr die schöne Villa gründlich.

Am nächsten Vormittag bekam sie ihn gar nicht zu Gesicht, und bei Tisch benahm er sich noch unfreundlicher als gestern, alle seine Reden waren voll

kaum verhehlter Spitzen gegen sie. Es schien, daß Minni ihn noch mehr gegen sie aufgebracht hatte.

Dabei waren seine Angriffe immer so gehalten, daß Lydia nichts Rechtes entgegnen konnte. Wenn jemand stichelt, so zeigt man sich doch nicht getroffen.

Am Nachmittag verschwand er wieder, ohne sich um Lydia zu bekümmern.

Frau v. Thury ließ anspannen und sagte Lydia, sie möge sich hübsch anziehen, sie wollten ausfahren.

Davon, daß sie einen Besuch bei Runks vorhatte, erwähnte sie nichts. Lydia merkte es erst, als der Wagen vor dem schönen Gitterportal einer Villa hielt, vor der sich ein weitläufiger Garten ausbreitete, während das palastähnliche Gebäude mit der Seitenfront gegen den See und die Straße zu stand.

Lydia zögerte mit dem Aussteigen. Runks hatten sie nicht eingeladen. Sie schlug also Frau v. Thury vor, sie wolle unterdessen in die Badeanstalt gehen und lieber ein Seebad nehmen. Aber Frau v. Thury wollte davon nichts wissen.

Schon erschienen Franz und Minni, um den Besuch zu begrüßen.

Der junge Mann sagte etwas ironisch zu Lydia: „Ah, Sie sind auch da?“ während Minni ihr zwei Finger reichte, sich dann aber wieder zu Frau v. Thury wandte, gegen die sie auf ihre Weise beflissen genug tat.

Ein Bogengang von Schlingrosen führte in den Garten hinein und dann im rechten Winkel auf das Haus zu, wo der breite, weit vorspringende Balkon des ersten Stockwerkes eine Korbstuhlgarnitur beschattete.

In der großen Frau, die sich von da erhob, die Gäste zu bewillkommnen, erkannte man leicht die Haus-

herrin. Sie war nicht eben sehr liebenswürdig, dazu schien sie zu hochmütig und zu gleichgültig, aber sie genügte doch wenigstens den Geboten der Höflichkeit.

Noch eine ganze Gesellschaft war anwesend. Mehrere ältere und jüngere Damen, von Herren einige Jünglinge in Flanellanzügen und ein Leutnant der Gmundener Garnison, dessen Uniform angenehm von der „Bäckergesellentracht“ der anderen abstach.

Der Leutnant machte sich gleich an Lydia, erzählte ihr in den ersten fünf Minuten, daß alle die anderen anwesenden jungen Damen „Gänse“ seien, und fing sofort an, ihr in aller Form den Hof zu machen.

Sie entmutigte ihn nicht, denn da die übrigen jungen Herren gerade solche Engel schienen wie Franz, und die Mädchen sie ebenso feindselig anstarrten wie Minni, so war sie froh, jemand zu finden, mit dem sie sprechen konnte.

Daß die beiden sich offenbar gut unterhielten, empörte die übrigen.

„Unerhört, wie sie kokettiert!“ stand auf den Mienen der jungen Mädchen geschrieben. „Eine freche Person!“ dachten die Herren.

Da für eine Tennispartie zu viele Teilnehmer anwesend waren, spielte man Krocket.

Theodor hatte sich Lydia noch gar nicht genähert, und jetzt, als Lydias Kugel ganz in die Nähe von der Minnis gerollt war, sagte er zu dieser: „Schauen Sie nur, wie die sich da eindrängt!“

Minni kicherte.

Dann krockierte er die blaue Kugel so heftig, daß sie an das Gitter des Spielplatzes anprallte: „Fahr ab!“ rief er ihr nach.

Da lachte Minni laut hinaus.

Die anderen verstanden nicht, weshalb sie lachte, aber Lydia begriff es nur zu gut.

„Das schreib' ich euch aufs Kerbholz!“ dachte sie, ließ sich aber nichts merken.

Später wurde sie von einer Wespe umsummt, deren sie sich etwas ängstlich erwehrte.

Der Leutnant stand ihr beflissen bei, Franz hingegen sagte: „Machen Sie keine Geschichten, eine Wespe ist doch kein Elefant!“

Das Blut schoß Lydia ins Gesicht, und der Leutnant gewahrte mit Erstaunen, wie böse das hübsche Kind dreinschauen konnte.

Doch sie nahm sich zusammen und erwiderte nichts.

Als man sich von Frau v. Runk empfahl, lud diese Lydia zum Wiederkommen ein, Minni hingegen erwähnte kein Wort davon, und Franz sagte am Wagen höhnisch zu dem jungen Mädchen: „Gelt, Spazierenfahren, das schmeckt Ihnen?“

Auf der Heimfahrt ließ Frau v. Thury von Zeit zu Zeit lobende Bemerkungen über Runks vom Stapel, Lydia stimmte aber mit keinem einzigen Wort zu, und das verdroß sie ein wenig, so daß sie eine lange Zeit gar nichts sagte.

Wozu hatte sie das Mädchen da, wenn sie nicht einmal den Mund auftun wollte? Es war ihr doch nichts geschehen?

Theodor kam erst nach Hause, als die beiden Damen sich zum Abendbrot niedersetzten, und während der ganzen Mahlzeit sprach er nur Ungünstiges über den Leutnant. Schulden habe er wie ein Major und in jedem Winkel eine verlassene Braut, aber leisten könne er rein nichts. Im ganzen Regiment sei er als eines der räudigsten Schafe bekannt.

„Was für eine Wut er auf den Menschen hat!“

dachte Lydia. „Und das alles nur, weil er nett zu mir gewesen ist. Er hat ihnen das Spiel gestört. Sie wollten mich im Winkel stehen lassen, und er hat mich hervorgeholt. Daher die Wut.“

Sonst lag ihr nichts an dem Leutnant, und es machte ihr im Grunde nichts aus, daß Theodor auf ihn schimpfte. Als er aber gar nicht aufhören wollte, meinte sie spitzig: „Wenn es so um ihn steht, dann wundert es mich nur, daß Runks ihn einladen.“

„Wer weiß denn, ob sie ihn einladen?“ entgegnete Theodor bissig. „Es gibt Leut', die kommen auch so.“

Diesmal wurde Frau v. Thury so verlegen, daß sie hustete und Theodor einen abmahnenden Blick zuwarf.

Er schwieg auch jetzt.

„Mach's doch nicht gar so arg!“ sagte sie ihm nach Tisch.

„Für eine Tochter der Frau Theres' ist nichts zu arg,“ meinte er verbissen.

Er wußte nicht, daß eben zu der Zeit Lydia oben in ihrem Zimmer saß und einen Brief an ihren Schwager Röderer schrieb.

„Ich kann hier nicht bleiben. Erlaß mir Näheres. Wenn ich sag', ich kann nicht, darfst Du mir's glauben. An den Vater kann ich mich nicht wenden, er ist zu weit, und mein Brief könnte ihn verfehlen. Die Mutter aber würde mir die Sache wieder ausreden wollen. So wende ich mich an Dich. Sag der Mutter nichts davon, sondern schick mir telegraphisch hundert Mark. Wenn Du willst auch etwas mehr, und schick mir auch ein Telegramm des Inhalts, daß mein Kommen dringend notwendig sei. Hörst Du? Mach es genau so! Ich will Dir ewig dafür dankbar sein.“

Eine Schilderung der erlittenen Demütigungen zu

geben, vermied sie. Niemand sollte erfahren, wie sie behandelt worden war. Röderer billigte so wie so die Gewohnheit der Mutter nicht, sie irgendwo einzulagern, wo es ihr gerade paßte. Wenn sie ihm schrieb: ich kann hier nicht bleiben, so glaubte er ihr aufs Wort, und sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß er ihr pünktlich das Erlösungstelegramm und die Geldanweisung schicken werde.

Sobald sie den Brief geschrieben hatte, fühlte sie sich schon befreit. Doppelt befreit; denn diese eigenmächtige Handlung gegenüber dem Willen der Mutter sprengte für immer die Ketten der kindlichen Unterwürfigkeit. Von nun an würde sie nichts mehr gegen ihre Überzeugung tun aus bloßem töchterlichen Gehorsam. Sie hatte hier die bittere Lehre empfangen, daß sie auch für das, was sie auf Geheiß der Mutter tat, verantwortlich war.

„Wär' ich nur schon früher so gescheit gewesen!" dachte sie mit einem Seufzer.

Sie steckte den Brief in die Tasche, schlich sich in den Garten hinunter und durch das kleine Pförtchen auf die Straße hinaus.

Ganz unbemerkt gab sie den Brief auf, und unbemerkt gelangte sie wieder zurück auf ihr Zimmer.

— — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen erschien Lydia mit so strahlender Heiterkeit, daß Frau v. Thury, die schon gefürchtet hatte, das junge Mädchen werde verletzt sein, schnell beruhigt war.

„Theo hat recht gehabt," dachte sie. „Sie macht sich nichts draus."

Der Morgen war trüb, der Himmel blieb verhangen, und über dem See lagen blaßgraue Nebel. Die Luft im Garten war sehr angenehm kühl.

Die Damen saßen an dem weißen Tisch unter der Treppe, mit Handarbeit beschäftigt. Frau Helene hatte eine Stickerei hervorgesucht, die schon lange angefangen in ihrem Schrank lag, und fragte, ob Lydia diese Technik kenne. Als das junge Mädchen bejahte, meinte sie: „Da könntest du ja so gut sein und mir die Decke fertig machen.“

Lydia versprach es bereitwillig, bei sich aber dachte sie: „Du arme Decke, du wirst wohl nie fertig!“

Etwas später kam Theodor und setzte sich zu ihnen. Er sah angegriffen und mißgestimmt aus.

„Was hast du denn?“ fragte seine Mutter. „Bist mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden?“

Er leugnete seine Verdrießlichkeit gar nicht. „Die Welt ist so ekelhaft,“ erklärte er. „Die Menschen sind ekelhaft und —“

„Und Sie?“ fragte Lydia.

„Ich auch.“

„Das ist ja ein ordentlicher moralischer Katzenjammer!“

Den Gedanken, der sie flüchtig durchzuckte, vielleicht schäme er sich doch ein wenig seines Betragens gegen sie, gab Lydia rasch wieder auf. Nein, Herrn Theodors Stimmung würde schon eine andere Ursache haben. Vielleicht hing sie mit Minni v. Nunk zusammen.

„Wir müssen ihn ein bissel aufheitern,“ sagte Frau Helene, zu Lydia gewendet.

Das hieß eigentlich: „Du mußt ihn aufheitern,“ denn sie war zu diesem Vorhaben nicht sehr geeignet.

Lydia ließ es sich gesagt sein und fing an, allerlei Geschichtchen und Dummheiten zu erzählen, Reiseanekdoten, Berlinerisches, Aussprüche ihrer kleinen Neffen und Nichtchen durcheinander.

Frau Helene war für alles dankbar, denn so langweilig sie selber war, so gern und leicht ließ sie sich zum Lachen veranlassen. „Na ja,“ dachte sie, „unterhaltend ist die Lyddi. Sie ist schon viel herumgekommen, hat was gesehen, sich was gemerkt. Es könnt' wirklich nichts schaden, wenn die Minni Runk was von ihr hätt'.“

Theodor lag einige Schritte abseits in einem Liegestuhl und ließ sich auch manchmal zu einem Lächeln hinreißen, schien es aber jedesmal gleich wieder zu bereuen.

Lydia brauchte sich keinen Zwang anzutun, denn sie wußte ja, die ganze Geschichte hier dauerte nicht mehr lang, und dann erheiterte sie auch die üble Laune des Millionenerben. Geschah ihm ganz recht!

Heimlich berechnete sie, wann das Telegramm eintreffen konnte. Der Briefkasten war erst am Morgen geleert worden, der Brief war also erst am Abend in Wien, morgen nachmittag in Berlin. Vor übermorgen konnte Röderer kaum telegraphieren. Heute und morgen mußte sie noch aushalten. Na, das konnte sie schon, selbst wenn sich der Haussohn in angriffslustiger Stimmung befunden hätte wie bisher.

— — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittag kamen Runks, und Lydia in ihrer frohen Aussicht auf baldige Befreiung machte sich einen Spaß daraus, sogar mit Franz liebenswürdig zu sein.

Dieser erwehrte sich ihrer zwar mit Grobheiten, ihre Haltung blieb aber doch nicht ohne Einfluß auf ihn, was sich auch dadurch kennzeichnete, daß die temperamentlose Minni, die nicht leicht etwas aus ihrer Ruhe brachte, in einen merklichen Zustand von Gereiztheit geriet, der sogar Frau v. Thury im stillen amüsierte.

„Die Angst, die sie hat," dachte sie bei sich, „daß die Lydia sich ihn erobern könnt'! Na, sie täten eigentlich bei sich zu Haus ein belebendes Element so nötig brauchen wie einen Bissen Brot."

Daran, daß das bei ihr im Hause ebenfalls zutraf, dachte sie offenbar nicht.

„Warum haben Sie denn heut so gräßlich mit dem Franz kokettiert?" fragte Theodor nachher Lydia. „Haben Sie etwa Absichten auf ihn?"

„Auf den? Nicht in die Hand, wie die Berliner sagen!" rief Lydia verächtlich.

„Gehn S', reden S' nix!" widersprach er. „Sie nehmen einen jeden, wenn er nur Moneten hat!"

„Glauben Sie?" fragte sie spöttisch zurück. „Na, heut will ich mich nicht über Sie ärgern."

„Warum denn heut nicht? Sie ärgern sich überhaupt nicht, wenn's Ihnen nicht in Ihren Kram paßt."

„Nein, es paßt mir wirklich nicht, mich hier zu ärgern," trumpfte sie auf.

Aber niemand wußte, was es sie kostete, sich achtundvierzig weitere Stunden auf der Höhe der guten Laune zu erhalten. Sie konnte ja auch gar nicht wissen, ob ihr nicht doch noch etwas in die Quere kam. Röderer konnte zufällig verreist sein, dann verspätete sich die Antwort oder blieb ganz aus. Aber wenn auch kein Geld kam, sie blieb doch nicht. Dann versetzte sie einfach ihren Schmuck. Sie hatte doch Uhr und Kette, zwei Armbänder und einen ganz hübschen Ring, den ihr der Vater zum letzten Geburtstag geschenkt hatte. Es wäre freilich entsetzlich, zu solchen Mitteln Zuflucht nehmen zu müssen, sie hatte auch keine Ahnung, ob es in Gmunden überhaupt so eine Geldquelle gab, aber schlimmstenfalls konnte sie ihre Sachen verkaufen.

— — — — — — — — — — — — —

Frau Helene plante ein kleines Gartenfest, und von diesem sprach sie heute, an diesem letzten Tag, mit Lydia und ließ sich von ihr allerlei Vorschläge machen, wie man das recht hübsch gestalten könne.

Sogar Theodor ließ sich dazu herbei, mitzuberaten. Er machte allerdings zumeist bloß ironisch gemeinte Vorschläge, die jedoch seine Mutter sehr erheiterten.

„Nein, wie ich mich darauf freue!“ rief Lydia etwas übertrieben aus.

Theodor sah mißtrauisch zu ihr hinüber. Ihre Begeisterung klang entschieden unecht.

Am Abend sank aber ihre gute Laune ganz in sich zusammen. Das Telegramm kam nicht.

Sie verbrachte die Nacht sehr unruhig, und am nächsten Morgen lief sie mit ihrer Unruhe in den Garten, damit Thurys nicht bemerken sollten, wie ungeduldig sie wartete.

Es war neun Uhr geworden und noch nichts da. Sie fürchtete nun ernstlich, daß Röderer sie im Stich lasse, und war schon entschlossen, noch am Vormittag nach Gmunden hinunterzugehen, um sich Geld zu verschaffen, als das Stubenmädchen in den Garten stürzte und atemlos rief: „Fräul'n, kommen S' schnell! Ein Telegramm ist da! Jesses, es wird doch nix g'schehen sein!“

Das erinnerte Lydia daran, daß sie Aufregung zeigen müsse. Sie brauchte sie übrigens nicht erst vorzuschützen, denn sie war aufgeregt genug, so daß, als später Frau v. Thury dem Mädchen gegenüber die Andeutung fallen ließ, das Fräulein habe sich vielleicht das Telegramm bestellt, weil sie fort wollte, sofort die treuherzige Einwendung kam: „Aber sie war doch so erschrocken!“

Zu ihrer Beruhigung fand Lydia in dem Tele-

gramm getreulich den bestellten Text, und die Geldanweisung hatte der Telegraphenbote auch mit.

Nun hatte sie Geld in der Tasche und hätte am liebsten auf dem Fleck getanzt, aber jetzt galt es, Komödie zu spielen.

Eben kam Frau v. Thury daher, und Lydia rief ihr entgegen: „Sehen Sie nur, was ich da für ein Telegramm bekommen hab'! Ich bin in Berlin notwendig. Ich muß also noch heute abdampfen."

Frau Helene war sehr erstaunt. „Geh, du wirst in Berlin notwendig sein!" sagte sie dann ungläubig. „Vor ein paar Tagen noch hat die Theres' gesagt, sie kann dich dort nicht brauchen, und jetzt sollst du auf einmal hin!"

„Sie sehen doch das Telegramm."

„No ja, ich seh's," stimmte Frau v. Thury widerwillig zu. „Aber das ist doch nicht so gemeint. Es wird nicht so eilig sein. Wenigstens bis über das Gartenfest mußt du noch bleiben."

„Das geht keinenfalls. Ich bedaure es ja unendlich, aber — ich glaub', es geht mittags ein Zug, den ich benützen kann."

„Das ist mir aber sehr, sehr unangenehm," versicherte Frau v. Thury gedehnt. „Das sieht ja grad' so aus, als ob du's bei uns nicht gut gehabt hättest. Es hat dir doch niemand was getan!"

Lydia gab sich keine Mühe, dem zu widersprechen. „Ich werd' halt abberufen," sagte sie kühl.

„Wer wird abberufen?" fragte Theodor, der eben um die Ecke bog.

Frau Helene erklärte ihm das Vorgefallene in erregterem Ton, als sonst ihre Art war.

Der junge Mann stutzte, trat näher, nahm Lydia das Telegramm heftig aus der Hand, blickte hinein

und warf es dann mit einer unwilligen Bewegung auf den nahen Gartentisch hin.

Er war sehr betroffen, denn für ihn blieb keinen Augenblick ein Zweifel, daß sie sich diesen Abberufungsbefehl bestellt hatte. Er sagte aber kein Wort, sondern sah Lydia nur mit einem eigentümlichen Ausdruck an.

Frau v. Thury wollte wieder davon anfangen, daß Lydia die Reise doch verschieben solle, allein das junge Mädchen unterbrach sie. „Ich muß jetzt auf mein Zimmer und packen. Dann geh' ich nach Gmunden hinunter zum Spediteur. Ich hab' alle Hände voll zu tun, wenn ich bis zum Mittagszug fertig werden will."

Sie nickte den beiden kurz zu und ging.

„Da hast du's!" sagte Frau Helene hinter ihr drein zu ihrem Sohn. „Drei Tag ist sie da und schaut schon, daß sie fortkommt, weil du sie so sekkiert hast."

Theodor gab ihr keine Antwort. Er hätte die Mutter ja daran erinnern können, wie sie zu seinen Sticheleien gelacht hatte, aber was hatte das für einen Wert? Es war doch wahr, er hatte das Mädel vertrieben, hatte sie recht eigentlich weggeekelt. Wie stand er nun da? Nein, sie durfte so nicht weg!

Rasch lief er in den Hof und rief zu Lydias offenen Fenstern hinauf: „Lydia, lassen Sie doch das Packen! Sie dürfen nicht weg, wir telegraphieren nach Berlin!"

Lydia, die schon vor ihrem Koffer kniete, horchte auf, aber sie rührte sich nicht. Erst als es unten wieder still war, eilte sie zur Tür und schob den Riegel vor. Niemand sollte sie umstimmen.

Die Tränen kamen ihr jetzt erst in der Erinnerung an die hinuntergeschluckten Beleidigungen, aber sie ließ sich nicht abhalten, sondern packte eifrig weiter.

Sie hatte sich schon alles zurechtgelegt und gesichtet,

was sie mitnehmen und was sie nach Wien schicken wollte. Auch die nötigen Zettel, um sie auf das Gepäck zu kleben, hatte sie schon geschrieben; sie brauchte sie nur noch zu befestigen.

Bald hatte sie alles in Ordnung und konnte ihren Gang nach Gmunden antreten.

Sie entschlüpfte so vorsichtig, daß man ihr Weggehen im Hause gar nicht bemerkte. In der Stadt telegraphierte sie an Röderer, wann sie komme, ging zum Spediteur und besorgte sich dann noch einiges, was sie brauchte.

Es war schon Mittagszeit, als sie in einem der kleinen Gmundener Fiaker, den sie sich unten genommen hatte, wieder vor der Villa Thury abstieg. Sie wollte ihn gleich warten und sich von ihm zur Bahn hinunterbringen lassen.

Zuerst ging sie auf ihr Zimmer, um die letzte Hand an ihr Gepäck zu legen, dann mußte sie zu Tisch.

Frau v. Thury und ihr Sohn saßen schon, als sie eintrat.

„Also ist's wahrhaftig ernst?“ fragte die Hausherrin klagend. „Das hättest du mir doch nicht antun sollen!“

„Freuen Sie sich doch, daß Sie mich loswerden!“ scherzte Lydia.

Theodor warf ihr über den Tisch einen vorwurfsvollen Blick zu, schwieg aber.

Niemand hatte mehr Lust zu sprechen, und so verlief die Mahlzeit schweigend, und nachher war es für Lydia auch schon höchste Zeit.

Frau v. Thury tat noch gekränkt wegen des Fiakers. Sie würde doch gern haben anspannen lassen.

Zum Abschied bedankte sich Lydia mit wohlgesetzten Worten bei ihr für die erwiesene Gastfreundschaft.

Frau Helene konnte das unmöglich ernst nehmen. „Mir scheint, du willst mich frozzeln," sagte sie.

Nun wollte sich Lydia zu Theodor wenden, um ihm die Hand zu geben, jedoch er erklärte, mit hinunterfahren zu wollen, und stieg zu ihr ein.

Seine Begleitung war ihr nicht erwünscht, aber sie konnte sie sich nicht gut verbitten.

Im letzten Augenblick kam noch der Gärtner mit einem Strauß gelaufen, dann setzte sich der Wagen in Bewegung, und neben ihrem mürrisch dreinschauenden Begleiter fuhr Lydia davon.

„So ein Unsinn!" murrte er. „Nach Berlin bei der Hitz'!"

„Wenn man mich aber doch ruft!"

„Kein Mensch hat Sie gerufen! Bestellt haben Sie sich das Telegramm!"

„Weshalb hätt' ich das tun sollen?" fragte sie mit gutgespielter Harmlosigkeit.

Theodor antwortete nicht; er sah höchst unwirsch vor sich hin.

Bald langten sie am Seebahnhof an, von dem Lydia abfahren wollte. Der See lag als glatter, lichtpünktchenbesäter Spiegel im Kranz seiner Berge da, und der Anblick war wohl geeignet, einem das Scheiden schwer zu machen. Allein Lydia blickte gar nicht mehr um sich, sie kam Theodor zuvor und lohnte den Kutscher ab und litt auch nicht, daß er an ihrer Stelle die Fahrkarte nahm, sondern ging selbst zur Kasse. Sie war in ihrem Leben schon genug gereist und reisetüchtiger als Theodor, für den gewöhnlich der Diener alles besorgte.

Für sich selbst hatte er noch kaum je Handgepäck getragen, als aber der Zug von Traunkirchen her einlief, half er Lydia und trug ihr ihre Sachen zum Wagen.

Er sagte nichts. Kein Wort wollte ihm über die Lippen, aber daß er über ihre Abreise erzürnt war, weil er selbst sie verschuldet hatte, das konnte sie gut merken. Ein solcher Flecken auf seiner Gastfreundschaft war ihm doch nicht recht.

„Auf wie viel Trinkgeld machen Sie sich Hoffnung?“ fragte Lydia, als er mit ihr einstieg und ihr das Gepäck im Netz unterbrachte. „Steigen Sie nur gleich wieder aus, sonst müssen Sie noch Strafe zahlen! Leben Sie wohl, unterhalten Sie sich gut, und seien Sie recht fidel mit Ihren lieben Freunden. Jetzt ist ja die Luft wieder rein.“

„Aha, einen Stich müssen Sie mir doch noch geben!“ sagte er. „Soll ich Runks von Ihnen grüßen?“

„Bei der Sympathie, die zwischen mir und dem edlen Geschwisterpaar herrscht, halte ich das nicht für notwendig,“ antwortete sie. „Pökeln Sie sich sie ein, die zwei lieben Tierchen.“

„Und ich bin das dritte — nicht wahr? Wahrscheinlich soll ich mich mit einpökeln!“

„Sie haben in der Tat manchmal lichte Augenblicke,“ lachte Lydia.

„Manchmal auch sehr finstere,“ versetzte er, während er hastig die Hand des jungen Mädchens nahm, die sie ihm zum Abschied reichte. „Lydia, fragen Sie die Mutter,“ setzte er hinzu. „Um Verzeihung hab' ich nie bitten mögen, aber es tut mir wirklich leid!“

„Steigen Sie aus!“ drängte Lydia. „Es ist die höchste Zeit.“

Nun stand er unten neben dem Geleise und schwenkte zum Abschied den Hut. Seine Augen tauchten in die ihrigen, während sie ihm noch einmal zunickte. In seinem Blick las sie die Bitte um Vergebung, die er

so schwer über die Lippen gebracht hatte, deutlich genug.

Dann rollte der Zug davon, und Lydia setzte sich mit beruhigter Seele in ihrer Ecke zurecht.

* * *

Einige Wochen später trat Theodor v. Thury aus einem englischen Herrenmodegeschäft auf dem Kärntnerring in Wien und ging zu seinem Wagen, der auf dem Fahrweg hielt. Schon hatte er die Hand am Schlag, als sein Blick auf ein Schaufenster auf der anderen Seite des Hausportales fiel, worin einige Automobilungeheuer zu erblicken waren. „Frères Levasseur“ stand in mächtigen Goldbuchstaben auf dem schwarzen Schild.

Er drehte sich um und trat an das große Schaufenster, um die elfenbeinweiße Doppelmaschine zu betrachten, die da blitzblank und funkelnagelneu stand, eine appetitliche, saubere Kilometerfreßmaschine ohnegleichen.

Er hatte sich noch nie für Automobile interessiert; ihm genügte sein Motorfahrrad, und Equipage mußte er ja so wie so der Mutter wegen halten, die vom Automobil nichts wissen wollte. Wenn er sich derart in diese Auslage vertiefte, so hatte das also einen anderen Grund. Er kämpfte aber lange mit sich, ob er hineingehen und unter irgendeinem Vorwand mit Burian sprechen sollte. Da konnte er doch etwas über Lydia erfahren. Es lag ihm noch immer schwer auf der Seele, daß er sich gegen das Mädchen so häßlich benommen und ihr sichtlich unrecht getan hatte. Sonst war es nichts, wirklich nichts, daß er immer an sie denken mußte.

Da ging die Tür des Automobilladens auf, und

ein mittelgroßer älterer Mann mit einem von großen Längsfalten durchzogenen Gesicht, aus dem gutmütige, muntere Augen blickten, entließ einen sich rasch entfernenden Geschäftsfreund.

Theodor machte eine unwillkürliche Bewegung, um sich zurückzuziehen.

Aber schon hatte der andere ihn bemerkt und erkannt. „Herr v. Thury?" begrüßte er ihn. „Schon ewig lang nicht die Ehre gehabt! Warum stehn Sie denn da draußen? Kommen Sie doch herein und schauen Sie sich unsere Wagerln an!"

Theodor lehnte etwas matt ab. „Wozu denn? Ich bin doch kein Käufer, Herr Burian."

„Und warum nicht? Noch immer so rückständig? Ich möcht' nur wissen, wer sich vierzig Pferdekräfte leisten kann, wenn nicht Sie! Über kurz oder lang bekehren Sie sich doch zum Automobil. Dann hoff' ich, daß Sie mir den Vorzug geben werden. Also kommen Sie nur herein, und sehen Sie sich diese ‚weiße Dame' etwas genauer an. In ganz Wien gibt es keine zweite."

Er ließ nicht locker, und Theodor sträubte sich auch nicht sehr, sondern folgte Herrn Burian in das Lokal hinein, wo dieser ihm mit zärtlicher Begeisterung die Vorzüge seiner Wagen auseinandersetzte.

„Sie sprechen ja von der Maschine, als ob es Ihre Tochter wäre," bemerkte Theodor mit dem uneingestandenen Wunsch, ihn von dem Wagen auf die Tochter zu bringen.

„Sie ist halt in ihrer Art ebenso vollkommen," lachte Burian. „Aber die Maschine darf ich rückhaltloser loben, denn sie kommt nicht von mir."

„Von so einem ungeheuren Kasten kann bei mir nicht die Rede sein," wehrte sich Thury. „Wenn ich

mir schon ein Auto anschaff', dann doch höchstens ein kleineres. Ich bitt' Sie, wo ist denn die Familie dazu? Die Mutter bringen keine zehn Pferde in so ein Schnauferl hinein. Also höchstens ein Zweisitzer mit einem Chauffeursitz vorn. Und da bliebe noch ein Sitz leer."

„Ja, dann möcht' ich Ihnen allerdings auch anraten, sich zuerst eine kleinere Maschine anzuschaffen," ging Burian auf die Anregung ein. „Sehen Sie das Wagerl da. Ganz so, wie Sie sagen. Zwei Sitze hinten, ein Chauffeursitz vorn."

Er zeigte auf ein graues, sehr elegantes Auto, pries alle seine Vorzüge fachmäßig an und meinte dann: „Machen Sie doch einmal eine Probefahrt! Fahren Sie morgen früh in den Prater, und Sie werden sehen. Ich geb' Ihnen den Chauffeur dazu. Probieren geht über Studieren!"

„Allein soll ich fahren?" fragte Thury gedehnt. Dann entschloß er sich schnell. „Ist denn die Lyddi noch nicht aus Berlin zurück? Könnte die nicht mit mir fahren?"

„Die Lyddi?" Burian strich sich nachdenklich den Bart. „Da ist sie schon, aber ob sie mit Ihnen wird fahren wollen, weiß ich nicht."

„Sie dürfen ihr natürlich nicht sagen, daß ich es bin," riet Thury. „Auf mich ist sie gewiß schlecht zu sprechen. Sagen Sie ihr, es ist ein vornehmer alter Herr, den sie begleiten soll."

„Das verstehn Sie nicht," wies Burian den Vorschlag ab. „Da fährt sie doch erst recht nicht. Das sollt' ich einmal probieren, da möcht' ich's kriegen! Oh, die hat mich gehörig unterm Pantoffel. Wenn sie nicht genau weiß, mit wem sie fahren soll, kommt sie nicht herunter."

„Und wenn sie's weiß, noch viel weniger."



„Sie haben, scheint's, ein recht schlechtes Gewissen!“ meinte Burian. „Wissen Sie was? Ich telephonier' hinauf. Wenn die Lydia oben ist, können Sie ja bei ihr anfragen, ob sie morgen mit Ihnen fahren will.“

Angeklingelt war rasch, und sofort kam auch der Gegenruf von oben.

„Mausi, bist du zu sprechen? Es ist ein Bekannter da, der hinaufkommen möcht'. Wer es ist, sag' ich aber nicht.“ Nun lachte er, während er zuhörte. — „Sie meint, es muß jemand sein, den sie nicht mag, weil ich mich nicht getraue, seinen Namen zu nennen.“

„Stimmt!“ lächelte Thury sauer.

„Ob alt oder jung?“ fragte Burian wieder ins Telephon. „Na, ein Wickelkind ist's grad' nicht. Du meinst, du kannst keinen Besuch empfangen, weil die Mutter nicht da ist? Der Einwand gilt nicht, denn ich komm' mit hinauf. Schluß!“

Er hängte die Hörmuschel an. „Die wird spitzen! — Also, wenn Sie Mut haben, so kommen Sie! Mehr als zwei Augen kann sie Ihnen doch nicht auskratzen,“ meinte er troſtreich.

Ehe sie noch die Tür nach dem Flur erreicht hatten, trat ein dicker alter Herr ein, bei dessen Anblick Burian sofort ganz Beflissenheit und Ehrfurcht war. „Ah, der Herr Graf! Ergebenster Diener! Das ist schön, daß Sie sich uns nicht haben abwendig machen lassen. — Bitte, gehen Sie allein hinauf,“ flüsterte er dabei Thury zu. „Ich kann Sie jetzt nicht begleiten. Sie sind ja doch ein Vetter von der Lyddi, da nimmt man's nicht so genau.“

Theodor ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern verschwand im Hausflur, suchte dort die Namensplatte der Hauseinwohner und darauf den Namen Burian

und fand, daß die Wohnung im dritten Stock lag, der natürlich ein vierter war.

Oben begrüßte ihn ein nettes Dienstmädchen mit einer tiefen Verbeugung und riß dann die Tür zum Vorderzimmer so weit auf, als sollte ein vierspänniger Wagen durchfahren.

Nun stand er wie geblendet in einem ziemlich großen altdeutsch eingerichteten Speisezimmer, das in beklemmender Weise mit Möbeln überfüllt war.

Der blaßgraue Septemberhimmel blickte unbehindert in den Raum, weil die Wohnung so hoch lag.

Thury stand noch ratlos in der Mitte, als sich hinter seinem Rücken eine Tapetentür öffnete. Er fuhr herum und erblickte Lydia, die eben im Begriff war, einen Spitzenkragen über ihrer Bluse zu befestigen.

Aber als sie ihn gewahrte, nahm sie den Spitzenkragen wieder ab und legte ihn auf den nächsten Stuhl. „Sie sind's nur?“ fragte sie gedehnt.

„Also für mich braucht's keinen Kragen!“ meinte Thury. „Wen haben Sie denn erwartet, daß Sie sich in solche Unkosten stürzen wollten? Schon Ihre Donna hat mir einen Hofknicks gemacht, daß sie beinahe dabei umgefallen ist.“

„Nach dem Vater seinen Redensarten hab' ich geglaubt, es sei der alte Graf Dufour, der einen Wagen kaufen will. Wie kommen denn Sie daher?“

„Ich danke sehr für die freundliche Nachfrage. Überhaupt — schimpfen Sie sich meinetwegen aus, dann aber seien wir wieder gut!“

„Wieder? Wir sind noch nie gut gewesen.“

„Schmeißen Sie mich wenigstens nicht hinaus!“

„Bitte, ich pflege die Leute nicht hinauszuwerfen, nicht einmal durch die Blume. — Aber nehmen Sie Platz! Wo ist denn der Vater geblieben?“

„Der bewußte Graf ist eben gekommen. Sie müssen also mit mir fürlieb nehmen statt mit einem Grafen. Was haben Sie mit dem Alten vor? Sollen Sie den so betören, daß er sich ein Auto anschafft?“

„Der tut es auch ohne Betörung. Wie kommen aber Sie zu uns? Wollen Sie sich auch ein Wagerl kaufen?“

„Wenn Sie sich danach benehmen — vielleicht. Ich soll morgen eine Probefahrt machen. Da müssen Sie mit.“

„Sonst nichts?“ Lydia steckte den Daumen ihrer Rechten zwischen Zeigefinger und Mittelfinger und wies ihm so die Faust.

Halb lachend, halb ärgerlich fing er ihre Hand ab. „Schöne Manieren haben Sie! Lassen Sie sich lieber das Lehrgeld für Ihre Erziehung zurückgeben.“

„Jetzt soll ich auch mit Ihnen noch höflich sein!“

„Sind Sie denn wirklich noch immer bös, Lyddi? Sie sind glänzend an uns gerächt. Es war schrecklich fad bei uns, als Sie fort waren. Die Mutter hat täglich nach Ihnen geseufzt.“

„Frau v. Thury?“ fragte Lydia ungläubig.

„Ich auch,“ setzte er leise hinzu.

„Weil Sie niemand zum Frozzeln gehabt haben. Na, es war doch die Runk draußen, Ihre lange Flamme!“

„Meine Flamme?“ Er zuckte die Achseln. „Ich hab' sie nie gemocht, die Minni, und seit sie mit Ihnen so war, hab' ich sie geradezu gehaßt.“

„Da müßten Sie aber —“

„Sich selber auch hassen?“ nahm ihr Theodor das Wort vom Munde. „Stimmt auffallend. Ich hab' mir Grobheiten genug gesagt. Aber, Lyddi, ich kann mir doch nicht einen zu dem Zweck annehmen und bezahlen, daß er mir täglich ein paar herunterhaut — nicht wahr?“

„Vielleicht tät' das mancher umsonst," spöttelte Lydia.

„Sie wahrscheinlich! Lyddi, ich hab' Sie damals wirklich noch nicht gekannt, jetzt ist das anders — ganz anders!"

Seine Stimme klang so weich, daß Lydia die Röte ins Gesicht stieg.

* * *

An dem Tage, als Theodor seine erste Ausfahrt in dem silbergrauen Zweisitzer unternommen hatte, überbrachte er seiner Mutter eine Nachricht, die sie fassungslos machte, die Nachricht nämlich, daß er sich mit Lydia Burian verlobt habe.

„Soll jetzt die Theres' für ihre Unverschämtheit wirklich noch die Genugtuung erleben, daß ihr Kniff mit ihrer Dritten geglückt ist!" rief sie erbittert. „Das ist schändlich! Grad' und ausgerechnet die mußt du heiraten. Gibt's denn sonst keine Mädeln auf der Welt?"

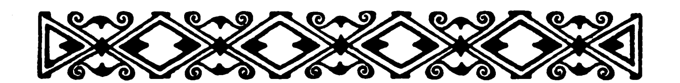
„Hast du wirklich was gegen die Lydia?"

„Das könnt' ich nicht behaupten. Persönlich wär' sie mir sogar ganz recht. Daß sie kein Geld hat — lieber Himmel, das ist deine Sache! Ich fürcht' mich nur vor meiner teuren Base Theres', die bringt mich unter die Erd', wenn ich sie oft sehen muß."

„Nun, ich denke, deine gute Natur und dein unverwüstliches Phlegma werden dir helfen, sie zu ertragen," tröstete der Sohn. „Jetzt hat sie ja alle ihre Töchter, auch die Nummer drei, untergebracht, jetzt wird sie gewiß auch wieder umgänglicher werden."

„Wollen es hoffen!" seufzte Frau v. Thury und schloß ihren Sohn gerührt in die Arme.

⊠ ⊠ ⊠



Das Automobil im Kriege.

Von L. Brenkendorff.

Mit 14 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Der Krieg der Zukunft, mit dessen mehr oder weniger phantasievoller Ausmalung sich während der letzten Jahre so viele erfindungsreiche Köpfe befaßt haben, wird in vieler Hinsicht einen wesentlich anderen Charakter tragen als die Völkerkämpfe vergangener Tage. Das „Jahrhundert der Technik" ist natürlich auch an der Kriegswissenschaft nicht spurlos vorübergegangen, ja, man darf getrost behaupten, daß jede neue Erfindung, jeder wichtige Fortschritt auf irgendeinem wissenschaftlichen Gebiete unverzüglich nach dem Bekanntwerden auf die etwaige Bedeutung und Verwendbarkeit für militärische Zwecke geprüft wurde.

Beinahe alle großen Errungenschaften, deren sich der menschliche Geist während der letzten Jahrzehnte rühmen durfte, sind auf solche Art in dieser oder jener Form den mörderischen Aufgaben des Kriegswesens dienstbar gemacht worden, und wenn der große Weltenbrand, den alle Völker Europas vermieden zu sehen wünschen, und den doch alle für unvermeidlich halten, eines Tages wirklich zum Ausbruch kommen sollte, so werden nicht mehr wie in verflossenen Jahrhunderten die Tüchtigkeit der Führung und die Tapferkeit der Soldaten die allein ausschlaggebenden Faktoren für den Sieg bilden, die besten Aussichten werden vielmehr

von vornherein auf jener Seite sein, die alle modernen technischen Erfindungen und wissenschaftlichen Entdeckungen am zweckmäßigsten und vollkommensten den Anforderungen des Krieges anzupassen gewußt hat.

Ein leistungsfähiges Luftschiff, ein brauchbarer Flugapparat, ein sicher wirkendes System drahtloser Telegraphie oder das Geheimnis eines neuen wirksamen Sprengstoffes können recht wohl imstande sein, bedeutende Nachteile in bezug auf Truppenstärke, Aufstellung usw. auszugleichen. Die kaum verhehlte Besorgnis, mit der einige uns nicht gerade freundlich gesinnte Nationen trotz wahrscheinlicher numerischer Überlegenheit dem Ausgang eines Kampfes entgegensehen, gründet sich ohne Zweifel nicht allein auf die Achtung vor deutscher Tapferkeit, sondern auch auf den Respekt, den man allerorten den Deutschen als dem „Volke der Denker und Erfinder“ entgegenbringt.

Einen der praktisch wichtigsten Erfolge moderner Technik stellt die Vervollkommnung dar, die namentlich während der letzten zehn Jahre der Bau von Motorwagen erfahren hat, und bei der außerordentlichen Bedeutung, die einem schnellen und zuverlässigen Verkehrsmittel im Kriege zukommt, war es selbstverständlich, daß die Heeresleitungen aller Nationen sich auf das angelegentlichste mit der Frage beschäftigten, inwieweit das Automobil als ein brauchbares Verkehrs- und Transportmittel für militärische Zwecke anzusprechen sei.

Natürlich konnte es sich dabei nur um einen Vergleich mit den bisher durch Pferdekraft bewegten Fahrzeugen handeln, und Vorzüge wie Nachteile lagen von vornherein ziemlich offen zutage.

Die Benützung des Motorwagens bedeutet eine erhebliche Ersparnis an Zeit, Mannschaft und Pferde-

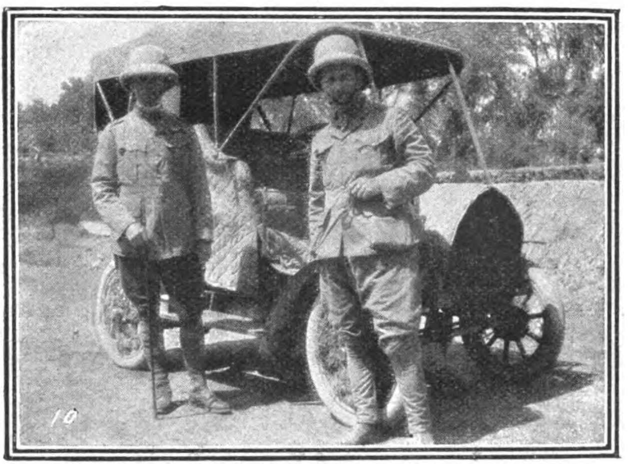
material, und sie stellt wesentlich geringere Anforderungen an die geistigen und körperlichen Kräfte des beteiligten Personals. Diesen Vorteilen stehen als Schattenseiten gegenüber eigentlich nur die allerdings beträchtlich höheren Anschaffungskosten und die Abhängigkeit von der Beschaffenheit der Wege, die auch bei sinnreichster Konstruktion des Kraftwagens immer bis zu einem gewissen Grade bestehen bleibt. Namentlich aus diesem letzten Grunde ist an eine vollständige Verdrängung des Zugpferdes durch den Motor im Kriege nicht zu denken, wohl aber ist mit Sicherheit anzunehmen, daß man sich in künftigen Feldzügen des Kraftwagens überall da, wo die Geländeverhältnisse es gestatten, in sehr ausgedehntem Maße bedienen wird.

Zwei Verwendungsarten sind es, die dabei vornehmlich in Betracht kommen, nämlich der Gebrauch für den Meldedienst und die Benützung für den Lastentransport.

Wo es sich bei der Übermittlung von Meldungen und Befehlen um kleinere Verhältnisse handelt, genügt das schnelle und leicht zu behandelnde Motorzweirad dem Bedürfnis am besten. Aber es reicht nicht mehr aus für den Meldeverkehr zwischen den Hauptkommandostellen, der beinahe immer eine gleichzeitige Beförderung mehrerer Personen zur Voraussetzung hat. Hier sind leichte, kleine Motorwagen von möglichst großer Beweglichkeit und Schnelligkeit vorzüglich am Platze, und es liegt seit der Erfindung des wenig gewichtigen Maschinengewehrs kein Hindernis vor, diese flinken kleinen Automobile zum Schutz gegen feindliche Angriffe mit einer wirksamen Verteidigungswaffe zu versehen.

Unsere erste Abbildung zeigt ein für den Gebrauch von Offizieren bestimmtes, winziges Automobil der

anglo-indischen Armee. Für die Konstruktion und äußere Gestaltung desselben ist vor allem das Bestreben maßgebend gewesen, die Sichtbarkeit des Fahrzeuges auf größere Entfernung hin nach Möglichkeit einzuschränken. Jeder metallische Glanz und jede auffallende Färbung ist sorgfältig vermieden, und über die Insassen spannt sich ein Schutzdach aus jenem

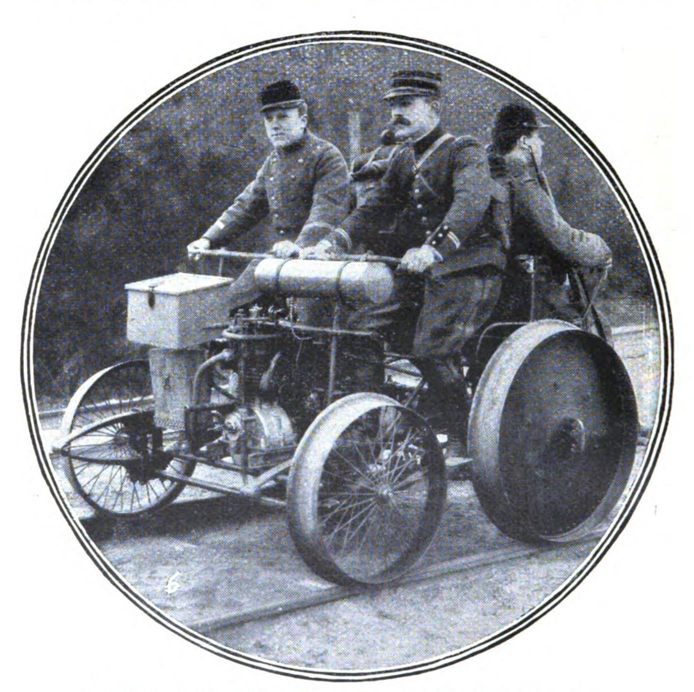


Leichter Motorwagen für anglo-indische Offiziere.

Kakistoff, der, wie seine Verwendung zu Felduniformen hinlänglich erwiesen hat, ein Erkennen bewegter Gegenstände im Gelände durch seine indifferente Farbe besonders schwierig macht.

Wenn dieser Wagentyp nichts weiter als ein Beförderungsmittel sein soll, das auf jedem nicht gar zu schwierigen Gelände verwendbar ist, dient das auf dem zweiten Bilde dargestellte Gefährt den Zwecken schnellster Nachrichtenübermittlung auf solchen Strecken, die von Anfang bis zu Ende eine Benützung

vorhandener Schienengeleise gestatten. Es ist, wie man sieht, eine sinnreiche Verbindung zweier Motorzweiräder, deren zweipferdige Maschine bei der Geringfügigkeit des zu überwindenden Reibungswider-

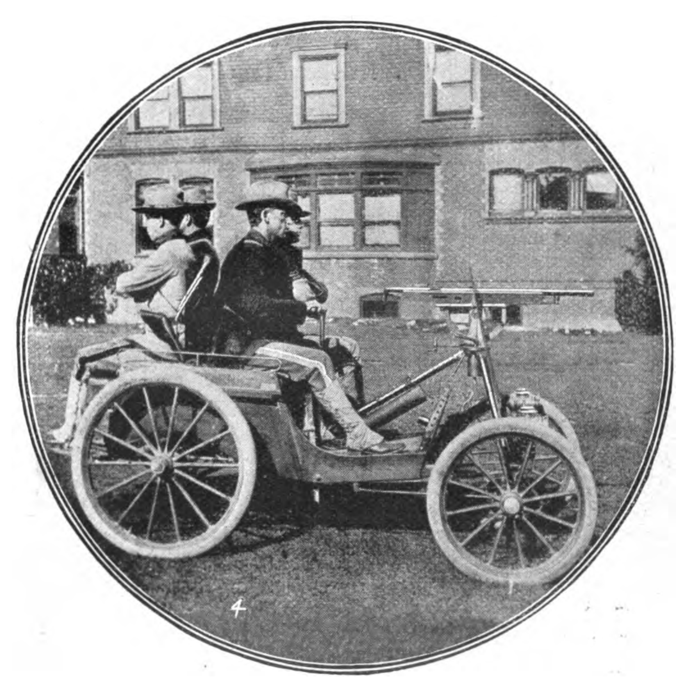


Motorrad für den Gebrauch auf Eisenbahnschienen.

standes genügt, eine Bewegungsgeschwindigkeit von 30 Kilometer in der Stunde zu erzielen.

Eines der bisher nur versuchsweise und in kleiner Anzahl gebauten, durch motorische Kraft fortbewegten Schnellfeuergeschütze zeigt unsere nächste Abbildung. Es ist in der Armee der Vereinigten Staaten von

Amerika versucht worden, und die Ergebnisse sollen durchaus zufriedenstellend gewesen sein. Man hat mit dem leichten Wagen Geschwindigkeiten bis zu 45 Kilometer in der Stunde erreicht, und es kann

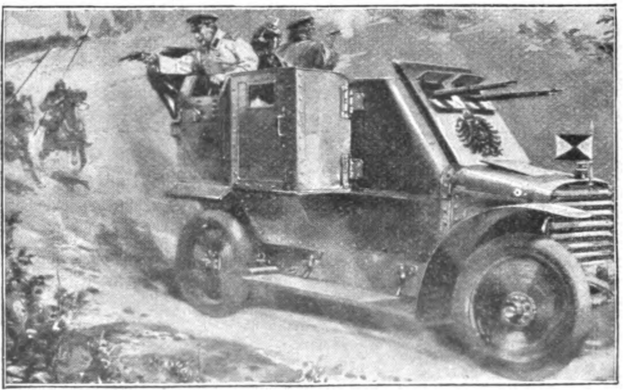


Leichter Motorwagen mit Schnellfeuergeschütz.
(Amerikanische Armee.)

nicht zweifelhaft sein, daß für gewisse Fälle, wie sie namentlich in Kolonialkriegen häufig eintreten, ein mit solcher Raschheit auch an entferntere Punkte zu bringendes Schnellfeuergeschütz sehr wichtige Dienste zu leisten vermag.

Wesentlich anderer Bestimmung dient das ge-

panzerte Automobil auf dem nächsten Bilde. Es ist für Erkundungszwecke durch Offizierspatrouillen bestimmt und würde im Ernstfall voraussichtlich nur bei besonders gefährlichen Unternehmungen Verwendung finden. Die Art der Armierung ist aus dem Bilde leicht ersichtlich; es muß jedoch bemerkt werden, daß für den Gebrauch im Kriege der völlige Verschluß



Panzerautomobil für Offiziere.
(Deutsche Armee.)

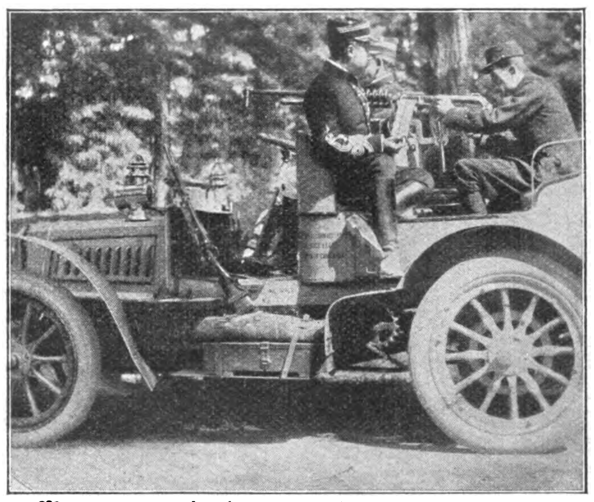
des Gefährts durch eine Kuppel möglich ist, die gleich den Wagenwandungen durch Panzerplatten von 6 Millimeter Stärke gebildet wird.

Etwas abweichend von diesem in der deutschen Armee versuchten Panzerautomobil ist ein von den Daimlerwerken für das österreichische Heer konstruierter Typ, bei dem das Schnellfeuergeschütz nicht im Vorderteil des Wagens, sondern in einer erhöhten Kuppel auf seinem hinteren Teile untergebracht ist.

Vollständig offen und ungeschützt ist dagegen das französische Kriegsautomobil, auf dem ein Hotchkiß-

Schnellfeuergeschütz derart angebracht ist, daß es die Fahrbahn des Wagens nach beiden Richtungen hin bestreichen kann.

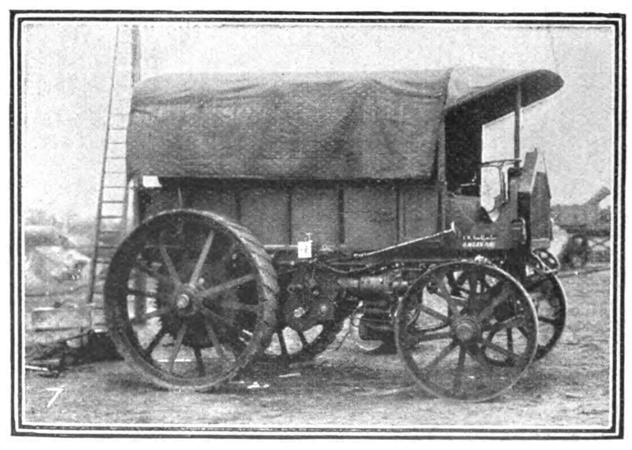
Einen Versuch, das Automobil zur Fortbewegung ganzer Batterien zu benützen, hat man unseres Wissens bisher nur in Portugal unternommen, wo man für



Motorwagen mit einer Hotchkiß-Schnellfeuerkanone.
(Französische Armee.)

Zwecke des Festungskrieges, das heißt der Verteidigung von Lissabon, einen Motorwagen bauen ließ, der imstande ist, eine Batterie von vier 15 Zentimeter-Haubitzen auf einmal zu ziehen. Daß man dies Beispiel auch in anderen Armeen und namentlich bei der Feldartillerie nachahmen werde, kann, für die nächste Zukunft wenigstens, wohl als ausgeschlossen gelten. Es müßte dazu eben erst gelungen sein, Motorwagen zu bauen, für die es unüberwindliche Geländeschwierigkeiten überhaupt nicht mehr gibt.

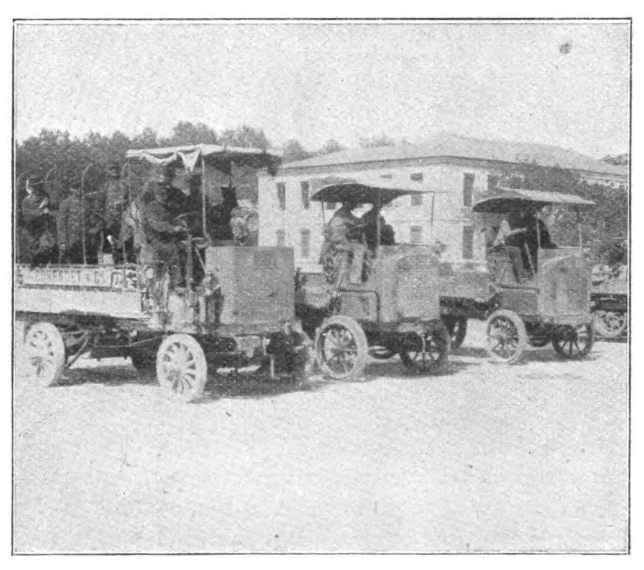
Dem eigentlichen Gefechtszweck vermag der Selbstfahrer in seiner bisherigen Gestalt naturgemäß nur innerhalb der sehr beschränkten Grenzen zu dienen, die durch die oben beschriebenen Versuchsmodelle be-



Leichter Transportwagen.

zeichnet werden. Ungleich wichtiger aber wird er in jedem künftigen Kriege als Beförderungsmittel für Mannschaften und Lasten werden, und diese Art der Verwendung ist es denn auch, der die Heeresleitungen ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Überall da, wo die Eisenbahn als Transportmittel nicht mehr in Betracht kommen kann, ergeben sich als einleuchtende und in vielen Lagen gewiß geradezu unschätzbare Vorzüge des Motorwagens gegenüber dem von Pferden gezogenen Gefährt neben der ungleich größeren Ladefähigkeit die Möglichkeit, Munition, Proviant und alles sonstige Kriegsmaterial rascher heranzuschaffen und einen schnelleren Abschub der Verwundeten und Kranken zu bewirken.

Wenn trotzdem bisher noch keine europäische Armee zur Aufstellung einer größeren Anzahl von Transportautomobilen schon in Friedenszeiten übergegangen ist, so liegen die Gründe dafür nicht so sehr in dem erforderlichen Kostenaufwande, der selbstverständlich kein ausschlaggebendes Hindernis bilden würde, als in dem Umstande, daß beinahe jeder Tag neue Verbesserungen und Fortschritte auf dem Gebiete des Motorwagenbaus zu verzeichnen hat, Forlschritte, die möglicherweise allen kostspieligen Anschaffungen mit einem

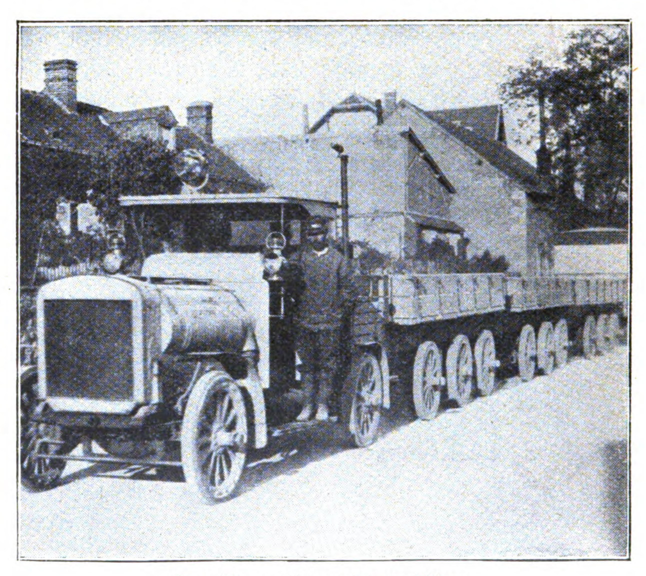


Transportautomobile für Truppen und Kriegsmaterial.

Schlage den Charakter nutzloser Verschwendung aufdrücken könnten. Die Heeresleitungen müssen sich deshalb vorderhand wohl oder übel mit der aufmerksamen Verfolgung aller Vervollkommnungen und

mit der Beschaffung solcher Fahrzeuge begnügen, die beim Ausbruch eines Krieges nicht schnell genug zu erlangen sein würden.

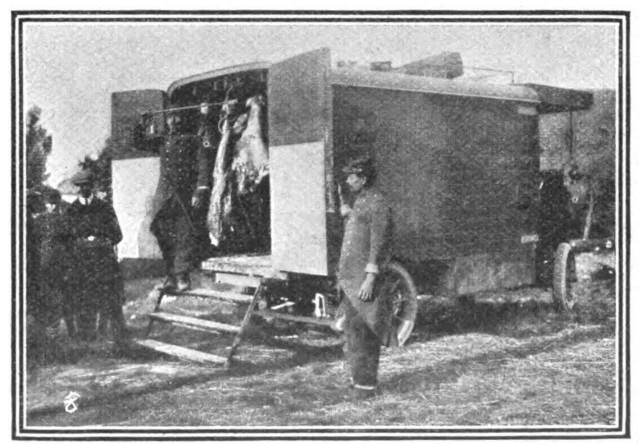
Um trotzdem nicht unvorbereitet zu sein, hat man



Der Renardsche Automobilzug.

beinahe überall zu einem Auskunftsmittel gegriffen, das durchaus geeignet erscheint, wenigstens dem ersten Bedürfnis im Ernstfall Genüge zu tun. Man gewährt Privatpersonen unter gewissen Voraussetzungen eine finanzielle Beihilfe zur Beschaffung eines bestimmten Typs von Lastautomobilen, über die man sich ein Verfügungsrecht im Kriegsfall sichert, und man errichtet Freiwilligenkorps, die beim Beginn eines Feldzuges ihre Wagen und sich selbst in den Dienst des Heeres stellen.

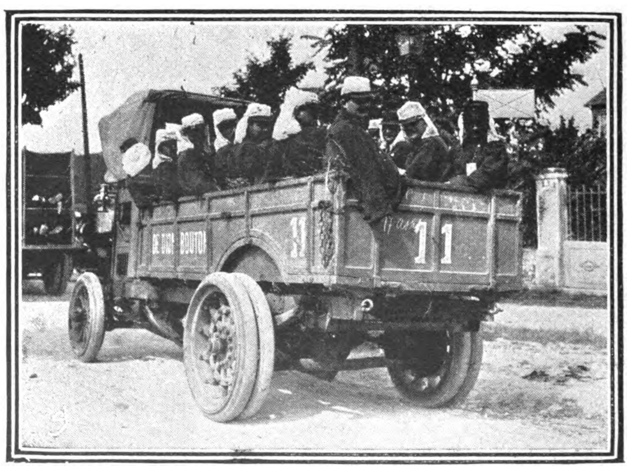
Daneben werden, wie gesagt, alle neuen Erfindungen und alle anscheinend wichtigen Verbesserungen eingehender Prüfung unterzogen. Bei der deutschen Armee werden von der Versuchsabteilung der Verkehrstruppen, die eine vollständige Versuchskompanie in sich schließt, unausgesetzt Proben mit Lastautomobilen und mit Lokomobilen für den Lastentransport angestellt. In anderen Ländern, wie namentlich in Frankreich und England, ist die Ausführung solcher Versuche sogar noch umfassender organisiert worden. England zum Beispiel hat zwei Trainkompanien für den Motorwagendienst, ein Selbstfahrerkorps und einen Selbstfahrerzug bei den irischen Yeomanry.



Transportables Fleischmagazin.
(Französische Armee.)

Größe und Form der Lastautomobile sind natürlich je nach der Art ihrer besonderen Bestimmung von größter Verschiedenheit. Von dem leichten Transportwagen bis zu dem aus vier oder mehr Fahrzeugen

bestehenden Automobilzug sind die mannigfachsten Arten vertreten. Man hat fahrbare Proviantmagazine gebaut, die imstande sind, größere Truppenabteilungen schnellstens mit frischem Fleisch usw. zu versorgen, und es ist anzunehmen, daß gerade diese Verwendung des Motorwagens sich im Felde als besonders nutzbringend erweisen wird.

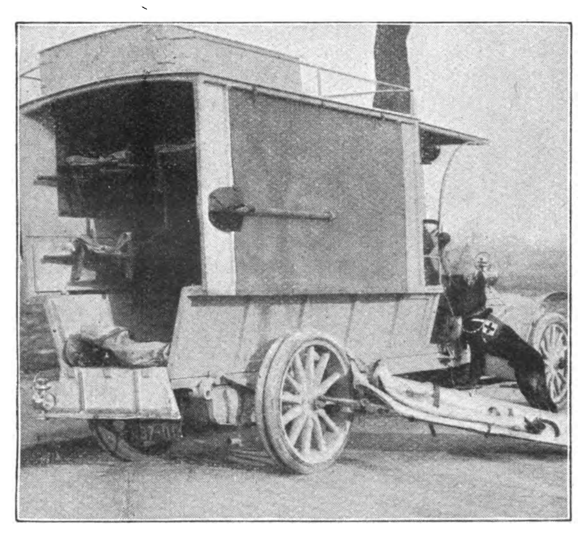


Automobiltransportwagen für Leichtverwundete.

Was die erwähnten Automobilzüge betrifft, so ist der Renardsche mit seinen vier sechsräderigen Wagen nur für Vorwärtsfahrt eingerichtet, während ein in der deutschen Armee erprobter Typ den großen Vorzug hat, mit derselben Leichtigkeit rückwärts wie vorwärts fahren zu können. Der Motorwagen selbst ist bei diesem Modell so leicht gehalten, daß er ohne Gefahr selbst schwache Brücken passieren kann; die Lastwagen aber bestehen aus vier zweiräderigen Karren, die mit wenig Griffen in zwei Fahrzeuge

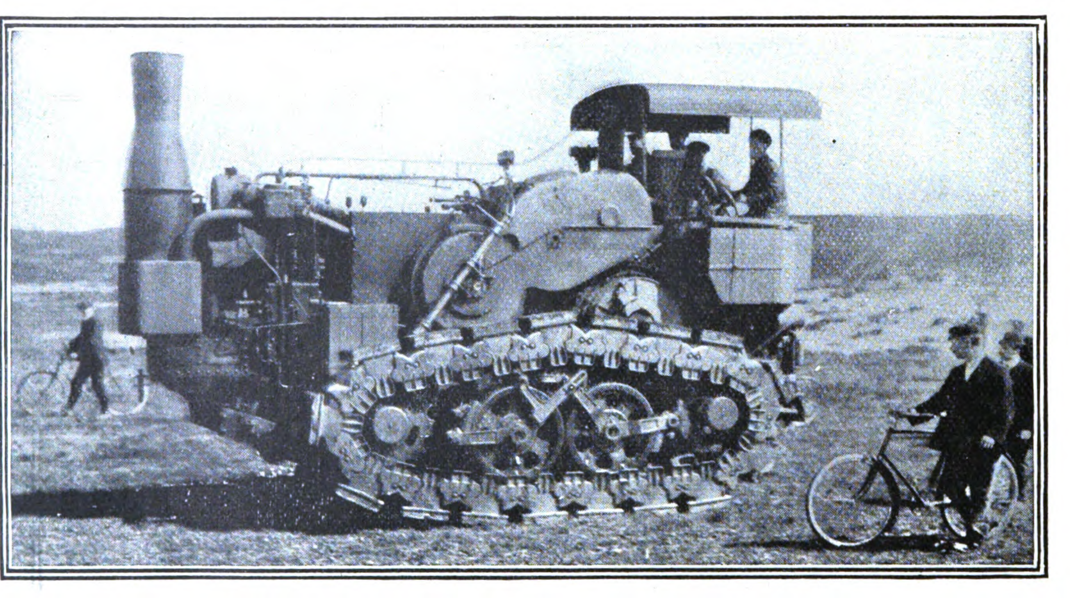
mit je vier Rädern umgewandelt werden können. Die Sicherheit der Rückwärtsbewegung aber wird dadurch gewährleistet, daß jedes Karrenpaar seine eigene, von je einem Fahrer zu lenkende Steuerung besitzt.

Für den Mannschaftstransport muß man sich in



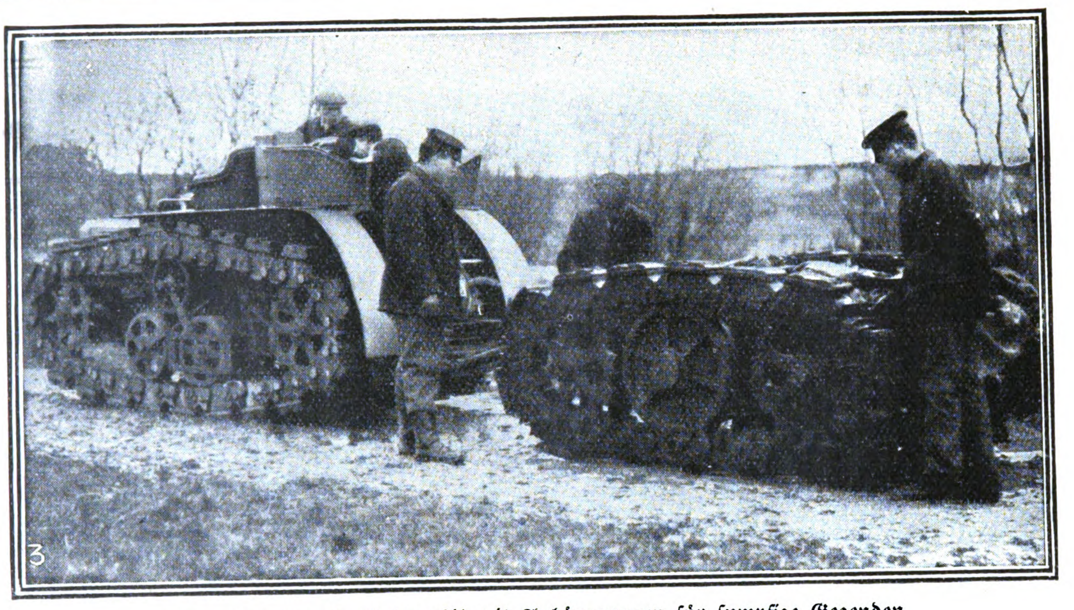
Motorwagen für den Transport von Verwundeten.
(Französische Armee.)

der Hauptsache auf die im Kriegsfall einzustellenden und auf die bei den oben erwähnten Freiwilligenkorps zur Verfügung stehenden Automobile verlassen. Eine interessante Probe nach dieser Richtung hin hat man im März dieses Jahres in England angestellt. Es wurde nämlich einer größeren Übung die Idee zugrunde gelegt, daß die jedem Briten als fürchterliches Schreckgespenst vorschwebende Landung eines feind-



Lokomotive für Fortbewegung auf schwierigem Gelände.

Lokomotive für Fortbewegung auf schwierigem Gelände.

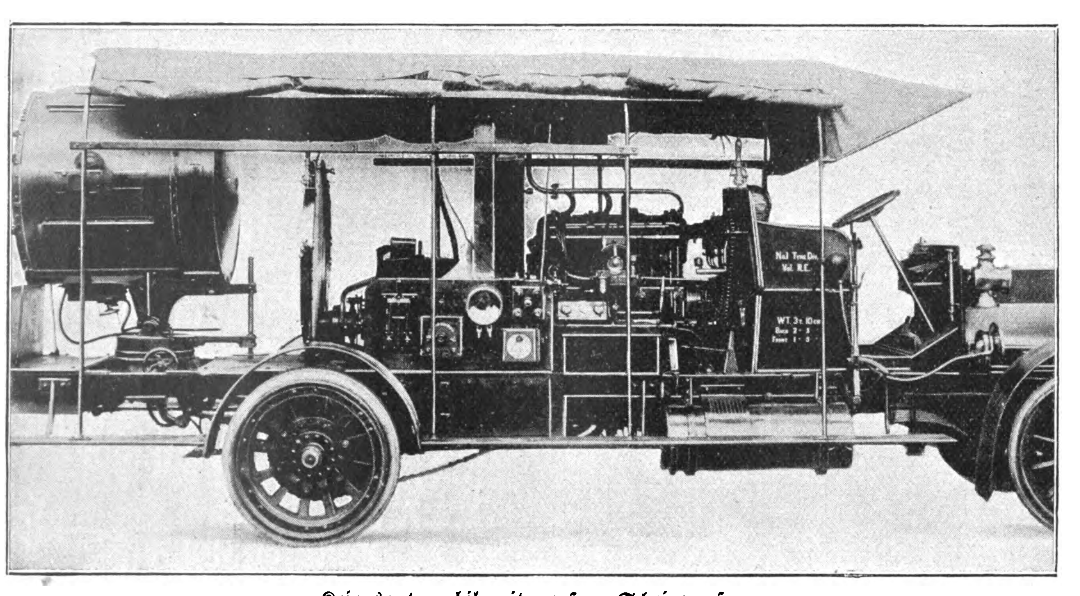


Die „Raupe", ein Automobil mit Anhängewagen für sumpfige Gegenden.

lichen Heeres wirklich erfolgt, und daß der Gegner bei Hastings gelandet sei. Ein Gardebataillon sollte zur Verstärkung der Streitkräfte schleunigst von London aus nach dem gefährdeten Punkte geworfen werden, aber es wurde angenommen, daß die Eisenbahnlinie zum großen Teil vom Feinde zerstört worden sei, und die Beförderung der Mannschaften deshalb in Automobilen erfolgen müsse. Wenn die Berichte der englischen Presse zuverlässig sind, woran man wohl nicht zu zweifeln braucht, ist das Manöver glänzend gelungen. Die erforderliche Anzahl von Wagen war rasch zur Stelle, und es gelang vollkommen, innerhalb der vorgesehenen Zeit das Bataillon nebst allem Zubehör an Munition, Proviant, Wasser, Decken und dem ganzen Sanitätsapparat auf das „Schlachtfeld" zu bringen. Man ist jenseits des Kanals nun natürlich fest überzeugt, daß England einen zweiten Tag von Hastings nicht mehr zu befürchten habe.

Kann ein Transport größerer Truppenabteilungen durch Motorwagen nur ausnahmsweise in Frage kommen, wie zum Beispiel wenn es sich um die rasche Besetzung eines strategisch wichtigen Punktes handelt, so wird man sich dieses Beförderungsmittels um so häufiger für die Weiterschaffung von Verwundeten und Kranken zu bedienen haben. Wir führen zwei der besonders für diesen Zweck erbauten Gefährte vor, einen offenen Wagen für Leichtverwundete und einen geschlossenen Motorwagen. Auf letzterem Bilde sehen wir auch einen der für den Dienst des Roten Kreuzes ausgebildeten Kriegshunde, von denen man sich wertvolle Hilfe bei der Auffindung von Verwundeten verspricht, die aber nicht überall den in sie gesetzten Erwartungen voll entsprochen haben.

Die Zahl der durch motorische Kraft bewegten



Kriegsautomobil mit großem Scheinwerfer.

Gefährte, deren man sich im künftigen Kriege zu bedienen gedenkt, ist mit den hier aufgezählten natürlich nicht erschöpft. Mehr der Merkwürdigkeit halber, als weil man sich einen hervorragenden Nutzen von ihnen versprechen dürfte, mögen schließlich noch die neuartigen, sowohl durch Dampf wie durch einen Explosionsmotor betriebenen Fahrzeuge Erwähnung finden, die sich zum Zwecke des Vorwärtskommens auf unebenem oder morastigem Boden ihr Schienengeleise im Fahren selber legen und deren Bewegung infolge der merkwürdigen Räderkonstruktion große Ähnlichkeit mit dem Kriechen einer Raupe gewinnt. Es soll angeblich möglich sein, mittels dieser Maschinen schwere Lasten selbst über das ungünstigste Gelände zu befördern, einstweilen aber muß es uns gestattet bleiben, erhebliche Zweifel in ihre Brauchbarkeit für militärische Zwecke zu setzen.

Nicht überall, sondern infolge seiner Schwere und seiner gewaltigen Abmessungen nur unter besonderen Voraussetzungen und Verhältnissen, dann aber sicherlich mit größtem Nutzen, wird endlich der auf unserem letzten Bilde veranschaulichte, auf einen Motorwagen montierte große elektrische Scheinwerfer zu praktischer Verwendung gelangen. Seine Wichtigkeit für den Aufklärungsdienst zur Nachtzeit leuchtet ohne weiteres ein, eine schönere und humanere Aufgabe aber wird er da zu erfüllen haben, wo es sich darum handelt, nach geschlagener Schlacht die Aufsuchung der unglücklichen Verwundeten zu erleichtern.



Die alten Stiefel.

Humoreske von Wilhelm Braun.

In Rom kaufte ich mir ein Paar neue Stiefel. Eigentlich hatte ich es schon zu Hause vor unserer Abreise tun wollen, aber ein Sachverständiger hatte mir erzählt, daß die Stiefel in Italien besonders gut und elegant wären, und so hatte ich meinen Einkauf bis zu unserer Ankunft in Rom verschoben.

Die abgelegten Stiefel wünschte ich nun möglichst rasch loszuwerden. Zu diesem Behufe warf ich sie am nächsten Morgen in eine Ecke unseres Hotelzimmers und trampelte einige Male darauf herum, um anzudeuten, daß sie nach ehrenvoller Dienstzeit in den wohlverdienten Ruhestand versetzt seien.

Als wir mittags das Zimmer wieder betraten, machte meine Frau mich in lobendem Tone darauf aufmerksam, daß zum ersten Male ein Paar Stiefel ordentlich geputzt wäre. Dabei deutete sie auf den Teppich am unteren Ende meines Bettes. Da standen meine alten Stiefel, wohl ausgerichtet und in festlichem Glanze. Ich sagte: „Hm!" und erklärte meiner Frau den Sachverhalt. Darauf sagte sie auch: „Hm!"

Am folgenden Morgen warf ich die Stiefel wiederum in die Zimmerecke. Ich gab ihnen eine möglichst abenteuerliche Stellung und umgab sie mit zerrissenen Papieren, einer leeren Streichholzschachtel, Obstschalen und ähnlichen Zeichen des Verfalls. Dadurch meinte

ich meine Absicht deutlich genug kundgegeben zu haben. Bei unserer Rückkehr fand sich, daß diese sinnigen Symbole in der Tat fortgeräumt waren, daß sogar ein noch recht brauchbares Paar Handschuhe und zwei Freimarken, die auf dem Tische gelegen hatten, unverdientermaßen ihr Schicksal geteilt hatten, daß dagegen die zur Deportation verurteilten Stiefel in siegreicher Selbstverständlichkeit frisch gewichst auf dem gewohnten Platze prangten.

Meine Frau und ich sahen uns an, und jedes las in des anderen erbleichtem Gesichte den Gedanken: „So pocht das Schicksal an die Pforten!" Nachdem wir eine eingehende Beratung gehalten hatten, beriefen wir das Zimmermädchen und den Hausknecht in unser Zimmer. Ich stellte mich vor ihnen auf und hielt eine längere Ansprache an sie, in welcher ich die an sich ihnen vielleicht nicht neue Beseitigung von abgetragenen Stiefeln in einer so erschöpfenden und eindringlichen Art behandelte, wie es nach dem Urteil aller Sachverständigen bisher in der Weltliteratur nicht geschehen ist. Ohne mich rühmen zu wollen, meine Rede war ein kleines Meisterwerk, und es erhebt das Gemüt, sich vorzustellen, welche Wirkung auf die Zuhörer sie hätte haben können, wenn nicht zwei sonst sicherlich harmlose Umstände hier in häßlicher und beklagenswerter Weise zusammengetroffen wären: daß nämlich erstens meine Rede — aus guten Gründen — in deutscher Sprache gehalten wurde, und daß zweitens meine Zuhörer nur Italienisch verstanden.

Das hinderte sie übrigens nicht, mir mit anerkennenswerter Höflichkeit zu lauschen. Am Schluß jedoch gaben sie durch einen unbeschreiblich sprechenden Gesichtsausdruck zu erkennen, daß sie nicht die mindeste Ahnung von der Bedeutung meiner Worte hatten.

Nun nahmen wir unsere Zuflucht zu einer Pantomime. Ich tauschte mit meiner Frau rasch einige szenische Bemerkungen aus, und dann begannen wir eine Art von Kriegstanz auf den Stiefeln aufzuführen. Wir stießen nach ihnen mit den Füßen unter teils wütenden, teils verächtlichen Gebärden und bemühten uns eine leidenschaftliche Abneigung gegen sie zu bekunden. Darauf ergriffen wir jedes einen Stiefel und schleuderten ihn heftig zur Tür hinaus.

Jetzt kam Leben in die beiden Bediensteten. Sie erhoben beteuernd ihre Hände und schrieen mit lebhaft versichernden Gebärden durcheinander. Bald wurde uns klar, daß sie unsere mimische Aufführung für eine Beschuldigung, sie wären derart mit den Stiefeln umgegangen, ansahen und sich gegen diesen Vorwurf wehrten.

Meine Frau und ich sahen uns sehr niedergeschlagen an, und da wir uns weiter keinen Rat wußten, so entließen wir die Berufenen. Sie schieden unter pantomimischen Versicherungen, daß sie die Stiefel stets mit aller nur erdenklichen Sorgfalt behandeln würden.

Die folgende Nacht verbrachten wir schlaflos, da wir mit Anschlägen gegen die verhaßten Stiefel beschäftigt waren. Erst gegen Morgen schlief ich ein und träumte, daß die Stiefel als lenkbare Luftschiffe emporstiegen und auf Nimmerwiedersehen aus meinen Augen entschwanden. Ich würde diesen Traum nicht erwähnen, wenn er sich nicht von sämtlichen in Erzählungen und Dramen jemals erwähnten Träumen durchaus unterschiede. Er ging nämlich weder nachher in Erfüllung, noch bezog er sich auf Tatsachen der Vergangenheit, noch hatte er überhaupt irgendwelche Bedeutung.

In der zweiten Nacht hatte ich eine Idee. Ich

erhob mich früh, ging ans Werk, und als meine Frau erwachte, zeigte ich ihr triumphierend die alten Stiefel, in deren jeden ich mit meinem Federmesser einen gewaltigen Schnitt über das Oberleder gezogen hatte.

Meine Frau beglückwünschte mich aufrichtig, und als die tückischen Dinger mittags wirklich verschwunden waren, fiel uns ein Stein vom Herzen. Wir verbrachten die Woche, welche uns noch in Rom blieb, in gehobener Stimmung und hatten wieder Sinn für Bilder, Statuen und Ruinen.

Am Abend vor unserer Abreise jedoch trat der Hausdiener in unser Zimmer und überreichte uns freudestrahlend die wiederauferstandenen Stiefel. Sie waren von ihm zu einem Schuhmacher gebracht und von diesem jener Operation unterzogen worden, welche man in Deutschland als „vorschuhen" bezeichnet. Das kostete zwölf Lire. Dafür waren sie wieder ganz stattlich und den Augen wohlgefällig. Ich meine hier die gewöhnlichen, dem Sehen dienenden Augen. Denn den Hühneraugen waren die Stiefel nichts weniger als wohlgefällig — im Gegenteil, sie drückten entsetzlich, und den Abdruck der Nahtstellen trug ich noch lange Zeit als reizendes Ornament auf meinen Füßen.

Dergestalt vom Himmel belehrt, daß der Fluch noch nicht, wie wir eine wundervolle Woche hindurch gehofft hatten, von unserem Haupte genommen war, packten wir die Stiefel mit bebenden Fingern in den Koffer und ergaben uns in das Schicksal, sie wieder mit nach Hause nehmen zu müssen.

Leider wurde hierdurch die Gewichtsgrenze überschritten, so daß ich bei der Abreise fünf Lire mehr für die Beförderung des Koffers nach Pisa bezahlen mußte, als es ohne diese Zugabe nötig gewesen wäre.

Ich rechnete mir aus, wieviel auf diese Weise die volle Heimreise der Stiefel kosten würde, und kam zu dem verzweifelten Entschluß, sie unter allen Umständen noch unterwegs loszuwerden.

Daher betrat ich das Hotel in Pisa nicht eher, bis ich mich vergewissert hatte, daß es Deutsch sprechende Angestellte besäße. Trotzdem konnten wir uns während unseres ganzen Aufenthalts dort einer gewissen Niedergeschlagenheit nicht erwehren. Als der Augenblick der Weiterreise gekommen war, richtete ich an das Zimmermädchen und den Hausdiener eine flehentliche und wahrhaft zu Herzen gehende Ansprache des Inhalts, sie möchten mein Vorhaben, den unseligen Stiefeln zu entfliehen, nach Kräften unterstützen. Ein reichliches Trinkgeld folgte. Sodann schloß ich das Zimmer zu, behielt den Schlüssel krampfhaft in der Hand, händigte ihn erst, als wir im Wagen saßen, und das Gepäck aufgeladen war, dem Portier ein und schrie dem Kutscher zu, er solle eilends davonjagen.

Wie atmeten wir auf, als wir, unserer Last ledig, im dahinbrausenden Zuge saßen! Wie fröhlich gaben wir uns in Florenz dem Genuß der herrlichen Renaissanceschätze hin!

Wer aber beschreibt unser Entsetzen, als uns am dritten Tage ein mit drei Lire belastetes Nachnahmepaket überbracht wurde, und nach seiner Öffnung die unglückseligen Stiefel uns entgegenstarrten! Das Haupt der Medusa wäre gegen sie ein herzerquickender Anblick gewesen.

Die Sendung kam von dem Besitzer unseres Pisaer Hotels. Er schrieb, daß er die Stiefel nach unserer Abreise auf unserem Zimmer entdeckt, daß er selbstverständlich der Angabe des Zimmermädchens und des Hausknechts, ich hätte sie absichtlich zurückgelassen,

angesichts ihrer soeben erst stattgehabten Ausbesserung keinen Glauben geschenkt habe und mir beifolgend mein Eigentum übersende. Aus dem Briefe sprach ein berechtigter Stolz auf die Umsicht und Gewissenhaftigkeit der Hotelführung.

Meine Frau und ich sanken, von kaltem Schauer gepackt, auf das Sofa. Wir fühlten eine Gemütsdepression sich mit wuchtenden Schwingen immer tiefer auf uns senken.

Nach einer halben Stunde machte meine Frau mit leiser Stimme den Vorschlag, einen gerichtlich vereidigten Dolmetscher kommen zu lassen und durch ihn die Stiefel an einen gerichtlich vereidigten Lumpensammler übergeben zu lassen. Aber ich wies ihren Rat finster zurück und warf wilde Blicke um mich. Ich hatte beschlossen, den Weg der Selbsthilfe zu beschreiten.

Es war um Mitternacht, als ich mich aus dem Hotel an dem schlafenden Portier vorüber ins Freie schlich. Unter dem Mantel hielt ich ein Paket verborgen. Mit hastigen Schritten erreichte ich die Dreieinigkeitsbrücke. Ich blieb am Geländer stehen und griff unter den Mantel. Aber ich schämte mich. Der Mond schien gerade in die vielen kleinen Fenster der käfigartigen Häuschen auf dem Ponte vecchio, so daß es aussah, als blicke diese ehrwürdige Brücke, die wahrlich des Unerhörten schon genug erlebt hatte, mit hundert glänzenden, verwunderten Augen auf mein selbst ihr neues und sensationelles Beginnen. Schließlich faßte ich jedoch Mut, ergriff mein Paket und schleuderte es in die Fluten des Arno hinab.

In diesem Moment legte sich eine Hand schwer auf meine Schulter. Ich wandte mich um. Hinter mir stand ein Wächter der öffentlichen Ordnung, einer von jenen, die niemals auffindbar gewesen waren, wenn

ein Kutscher uns zu prellen versuchte. Jetzt war er natürlich pünktlich zur Stelle.

Er fragte mich etwas. Ich will ein chinesisches Wörterbuch auswendig lernen, wenn ich ein Wort davon verstand. Aber mit einem mehr als gewöhnlichen Scharfsinn erriet ich, daß er zu wissen wünschte, was ich in den Fluß geworfen hätte. Ich deutete auf meine Stiefel. Er starrte mich verständnislos an. Offenbar besaß er weit weniger Scharfsinn als ich. Darauf begannen wir uns zu ereifern und uns gegenseitig Erklärungen ins Gesicht zu schreien. Ich wünschte, es wären Staatsgeheimnisse gewesen, die wir voreinander zu verbergen hatten. Sie wären nirgends so sicher gewesen wie in diesem Dialog.

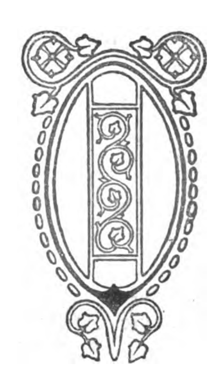
Das Ende vom Liede war, daß der Mann mich sorglich zu einer Polizeiwache geleitete, sorglich und — was der Sache einen ernsten Anstrich gab — unentgeltlich. Auf diese Weise lernte ich eine Örtlichkeit kennen, welche von den meisten Besuchern der schönen Arnostadt unbeachtet gelassen wird. So sind die Menschen! Vor lauter Begeisterung für die Mediceerzeit verschließen sie sich den doch gleichfalls berechtigten Regungen des modernen Lebens.

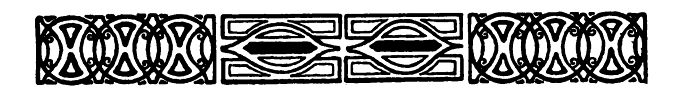
Meine Frau brachte die Nacht in Angst und Sorge zu, weil sie nicht wußte, wo ich hingekommen war, denn wir hatten sonst die Gewohnheit, die Sehenswürdigkeiten bei Tage aufzusuchen. Bis zum frühen Morgen blieb ich auf der Wache — denn ich reiße mich von großen Eindrücken nur schwer los. Dann aber gelang es mir, mich mit meinen Gastfreunden so weit zu verständigen, daß man den deutschen Konsul benachrichtigte.

Er kam alsbald und lachte herzlich über meinen Roman, auch überzeugte er die Obrigkeit von der

Wahrheit meiner Erzählung. Ich brauchte nicht einmal so lange zu warten, bis man den Arno abgeleitet und das Strombett nach meinen Stiefeln durchsucht hatte. Man entließ mich vielmehr mit freundlichen Entschuldigungen. Allerdings mußte ich für den Stempelbogen, auf dem mir meine Unschuld bescheinigt wurde, zwei Lire hinterlegen.

Wenn ich aber je wieder nach Italien reise, so will ich erstens Italienisch lernen, zweitens meinen Koffer so packen, daß bis zur nächsten Gewichtsgrenze ein hinreichender Spielraum bleibt, und wenn ich dergestalt vorbereitet bin — mir neue Stiefel noch zu Hause kaufen.





Eine Hummerzuchtanstalt.

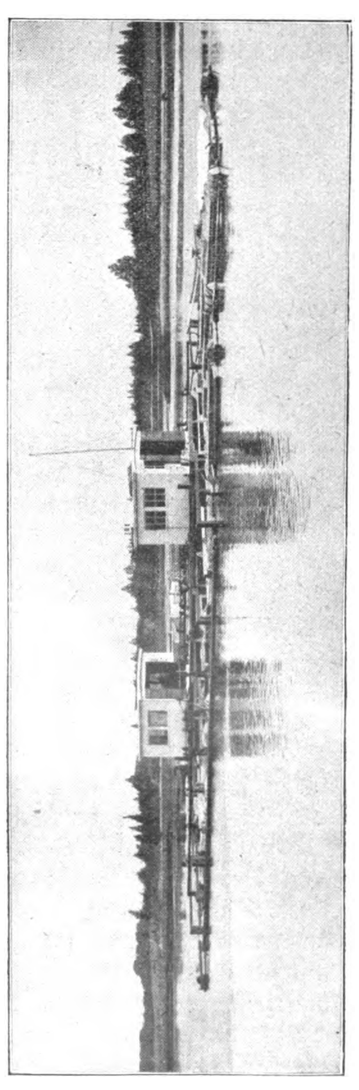
Von Th. Seelmann.

Mit 10 Bildern.

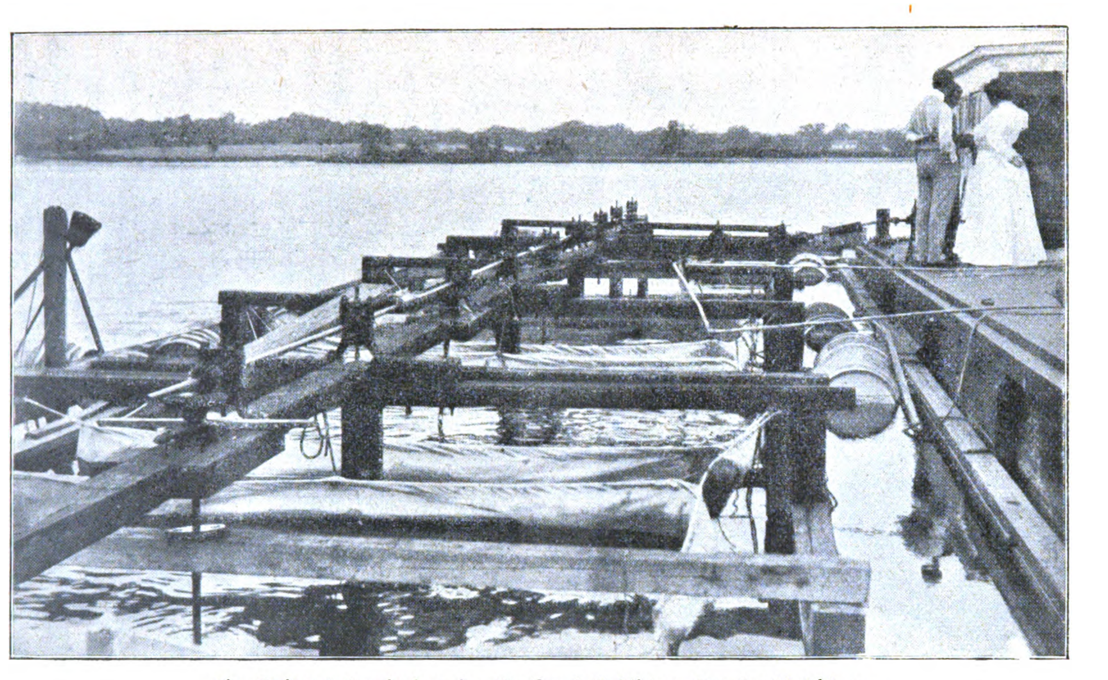
Während bei uns noch große Mengen Hummern gefangen werden — die Ausbeute der Helgoländer Fischer beläuft sich beispielsweise auf 60,000 bis 70,000 Stück im Jahr — hat der Ertrag an der englischen und nordamerikanischen Küste außerordentlich abgenommen, obgleich die Nachfrage nach diesem schmackhaften Meerkrebs in England und den Vereinigten Staaten bei weitem größer ist als in Deutschland. So verbraucht allein Boston jährlich gegen eine Million Hummern.

Der Grund für den Zurückgang des Hummerfanges an den genannten Küsten liegt also hauptsächlich in der Überfischung, das heißt in der rücksichtslosen Ausraubung der Hummergründe, wodurch nicht nur die Zahl der erwachsenen Hummern stark gemindert, sondern auch die Vermehrung in erschreckender Weise beeinträchtigt wurde. Daher sah man sich einerseits gezwungen, Schutzmaßregeln gegen eine weitere Vernichtung des Hummerbestandes zu ergreifen, anderseits suchte man durch die Errichtung einer Hummerzuchtanstalt die Lebensbedingungen der Hummern genau zu erforschen, um so den Fischern einen Fingerzeig geben zu können, wie sich die Vermehrung der Hummer wieder steigern, und damit der Ertrag ihres Fanges von neuem gewinnreich gestalten läßt.

Die Schutzmaßregeln, die man zur Anwendung brachte, bestanden darin, daß man in einigen Staaten der Union ein Mindestmaß festsetzte. Hummern, die kleiner als dieses Mindestmaß waren, mußten ihrem Element zurückgegeben werden. Außerdem wurden für die weiblichen, eiertragenden Tiere Schonzeiten vorgeschrieben. Zuwiderhandlungen wurden mit schwerer Strafe belegt. Jedoch es zeigte sich bald, daß diese Verordnungen allein der Vernichtung der Hummergründe keinen Einhalt zu tun vermochten, denn wenn auch die Fischer die erlassenen Vorschriften befolgten, so legten sie dafür desto mehr Hummerfangkörbe aus, wodurch dann notwendigerweise die Reihen der



Die Hummerzuchtanstalt.



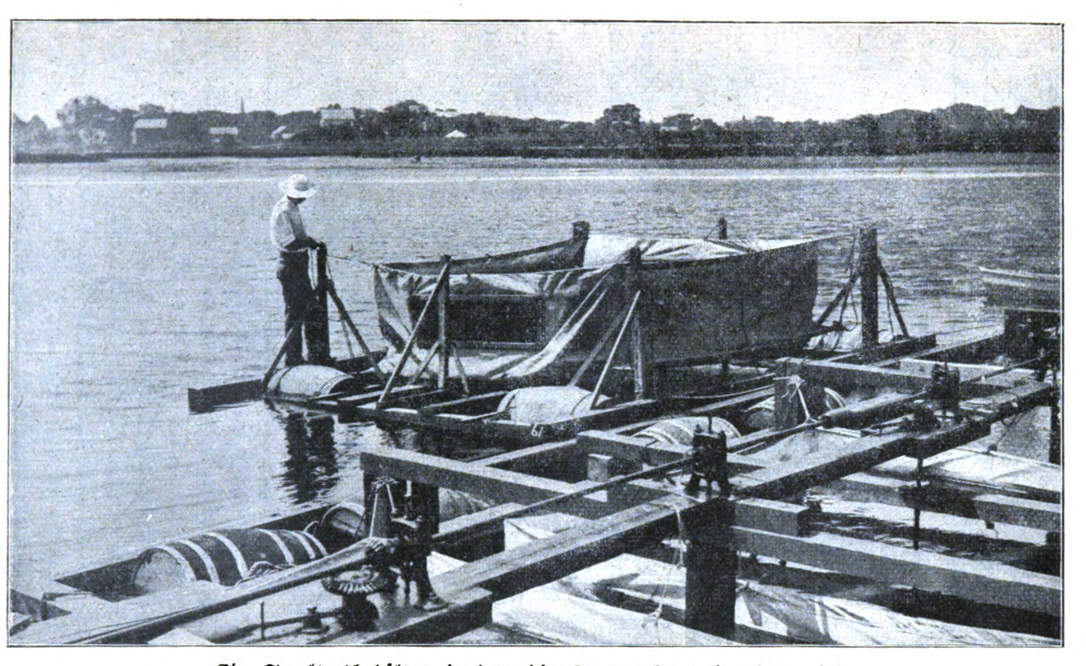
Ein Seitenfloß mit den im Wasser befindlichen Segeltuchbehältern.

erwachsenen Hummern noch stärker gelichtet wurden. Daher entschloß man sich in Nordamerika, von den bloßen Abwehrmaßregeln zu einer praktischen Hebung des Hummerbestandes überzugehen, indem man, wie schon angedeutet, eine Hummerzuchtanstalt gründete, zu deren wissenschaftlichem Leiter ein bekannter Biologe, Dr. A. D. Mead von der Brown-Universität, berufen wurde.

Sollte aber dieses Unternehmen den erhofften Erfolg haben, so mußten erst eingehende Untersuchungen über den noch vielfach dunkeln Entwicklungsgang der Hummerbrut, ihre Lebensbedürfnisse, ihren Schutz gegen Feinde und andere für ihr Gedeihen wichtige Fragen angestellt werden, damit so eine gesicherte Grundlage für die Aufzucht in großen Mengen geschaffen wurde.

Dieser Hummerzuchtanstalt wollen wir einen Besuch abstatten. Sie liegt an der Küste des Atlantischen Ozeans unweit der Stadt Wickford im Staate Rhode Island, der von den Staaten Connecticut und Massachusetts umfaßt wird. Stößt man im Boote vom Festland ab, um zu der Anstalt hinzurudern, so gleicht sie aus der Ferne auf den ersten Blick einem hohen Floß. Beim Näherkommen erkennt man, daß sie aus einem großen Ponton besteht, der auf allen Seiten von einem im Wasser liegenden Stangengerüst umgeben ist und an seinen äußersten Enden zwei kleine feste Hütten trägt.

Wir sind bei dem schwimmenden Laboratorium Dr. Meads gelandet. Der Ponton ist gegen 50 Fuß lang, und eine jede der beiden kleinen Holzhütten an den Enden mißt 10 Fuß im Geviert. Sie dienen als Schlafräume, Laboratorium und Magazin für das Zubehör. Zwischen den beiden Hütten befindet



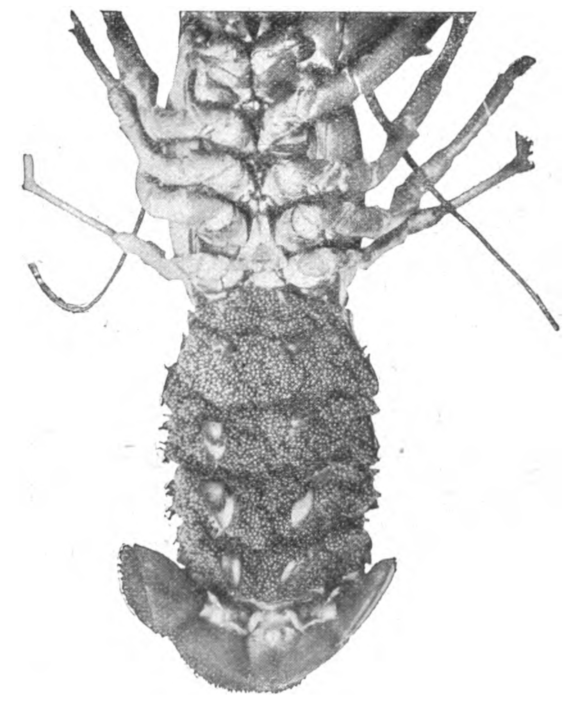
Ein Segeltuchbehälter, in den die Hummerbrut eingesetzt wird.

sich ein Fischbehälter von 20 Fuß Länge, während an jeder Seite des Pontons zwei große Flöße liegen, die die wesentlichen Bedarfsmittel für die Ausbrütung und Aufzucht der jungen Hummern enthalten. Überhaupt stellen diese Flöße den interessantesten und wichtigsten Teil der ganzen Einrichtung dar, und ihre zweckmäßige Anlage ist das Ergebnis zahlloser Versuche.

Zwischen diesen Flößen sind nämlich dauerhafte Segeltuchbehälter von etwa 12 Quadratfuß Fläche angebracht, die bis zu 4 Fuß Tiefe im Wasser versenkt werden. In sie wird die junge Hummerbrut eingesetzt. Die Segeltuchwandungen verhindern das Entkommen der Brut und schützen sie vor dem Eindringen ihrer Feinde im Wasser, denen sie sonst zu einer leichten und leckeren Beute wird.

Eine der größten Schwierigkeiten, auf die man zuerst stieß, war die Aufrechterhaltung des Wasserumflusses innerhalb der Segeltuchbehälter, da hiervon die gesunde Entwicklung der Hummerlarven abhängt. Bei den früheren Versuchen, bei denen man die Behälter einfach in das Wasser versenkte, sanken die jungen Hummern infolge des Wasserstillstandes zu Boden, so daß eine große Anzahl erstickte oder auch von den Kameraden verschlungen wurde. Denn der Hummer besitzt eine ausgesprochene Kannibalennatur, die kleineren und schwächeren werden begierig von ihren stärkeren und gesünderen Brüdern aufgefressen. Außerdem aber sind die Hummerlarven in ihrer Jugend den Verheerungen durch Schmarotzer unterworfen, die sich zahlreich an ihnen ansetzen. Diese Schmarotzer hindern die Larven nicht nur beträchtlich an ihren Bewegungen, sondern sie machen auch oft die Futteraufnahme und die Häutung unmöglich, so daß die Tierchen schließlich absterben.

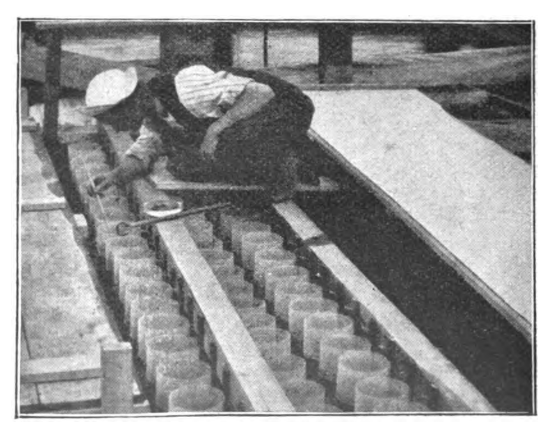
Um deshalb das Wasser in den Segeltuchbehältern in eine beständige Bewegung zu bringen, erfand Dr. Mead eine besondere Schraubenart, die wie die Schiffsschraube Flügel von 4 Fuß Länge hat und von



Hinterleib eines Hummerweibchens mit Eiern.

einem Petroleummotor in Umdrehung versetzt wird. So wird der ganze Inhalt der Behälter mit seinen Tausenden von Hummerlarven zugleich mit dem Futter, das im Wasser schwebt und auf diese Weise leicht erreicht werden kann, in beständigem Umfluß

erhalten. Der genannte Biologe entdeckte ferner, daß ein stetiger Wasserwechsel von größter Bedeutung für die Wohlfahrt der Brut ist. Aus diesem Grunde brachte er „Fenster“ am Boden und an den Seiten der Behälter an. Diese Fenster sind mit Kupferdrahtnetzen überzogen. Am Boden sind sie 75 Zentimeter lang und 30 Zentimeter breit, an den Seitenwänden



Hummerbrut in Glasgefäßen.

dagegen 25 Zentimeter lang und 12,5 Zentimeter breit. Infolge dieser Anordnung führt die Schraube bei ihren Umdrehungen einen Wasserstrom durch die Bodenfenster herauf, der dann durch die Seitenfenster abfließt. Es bewegt sich demzemäß beständig ein Strom von frischem Wasser durch die Behälter. Damit aber die jungen Hummern nicht das Drahtgeflecht verstopfen, ist dieses auf der Innenseite mit durchlässiger Leinwand umkleidet.

Die Eier, die in der Zuchtanstalt verwendet werden sollen, werden weiblichen Hummern entnommen,

Fütterung der Hummerbrut in den Segeltuchbehältern.

welche von den Fischern gefangen und während des Julis und Augusts nach der Station gebracht werden. Im Winter und Frühling trägt das Weibchen die Eier zwischen den Anhängseln des Hinterleibs. Das Ausschlüpfen der graublauen Larven aus den Eiern beginnt Anfang Mai und endet Mitte Juli. Die Zahl der Eier wechselt nach der Größe des Weibchens. Im Durchschnitt bringt ein Weibchen 40,000 Eier hervor. Bei der Ankunft eines eiertragenden Weibchens werden die Eier sorgsam abgestreift und in den großen Behälter gesetzt, der sich zwischen den beiden Kabinen befindet. Sind die Jungen ausgekrochen, so werden sie sofort in die Segeltuchbehälter der Flöße übertragen und dort mit einer Sorgfalt gepflegt, die unendlich größer ist als die der Mutter unter natürlichen Bedingungen, denn dem Hummerweibchen fehlt völlig der gewöhnliche Mutterinstinkt.

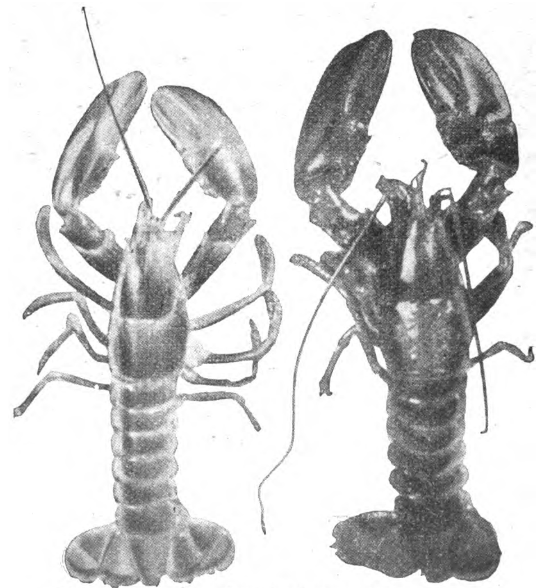
Sind nämlich die Jungen ausgekrochen, so überlassen sie die Weibchen gänzlich unbekümmert ihrem eigenen Geschick. Die Folge davon ist, daß die hilflosen Jungen, die der Gewalt des Windes und der Gezeiten preisgegeben sind und hierhin und dorthin verschlagen werden, zu einem guten Teil den räuberischen Bewohnern der Tiefe zum Opfer fallen, die stets auf ein leckeres Mahl lauern.

Ganz anders aber wird für sie auf der Station und in den Segeltuchbehältern gesorgt. Lange Zeit hindurch hat man mit ausgeschlüpfter Hummerbrut Fütterungsversuche in Glasgefäßen angestellt, so daß man nun über die Ernährung genau unterrichtet ist. Man verfüttert jetzt an die Jungen in den Segeltuchbehältern Eidotter, zerkleinerte Fischleber und Mehl. Aber auch sonst geschieht für die Gesunderhaltung der Tierchen alles Mögliche. So werden die Segeltuch-

Waschen der Segeltuchbehälter.

behälter von Zeit zu Zeit gereinigt, um etwa anhaftende Krankheitskeime oder Schmarotzer zu entfernen.

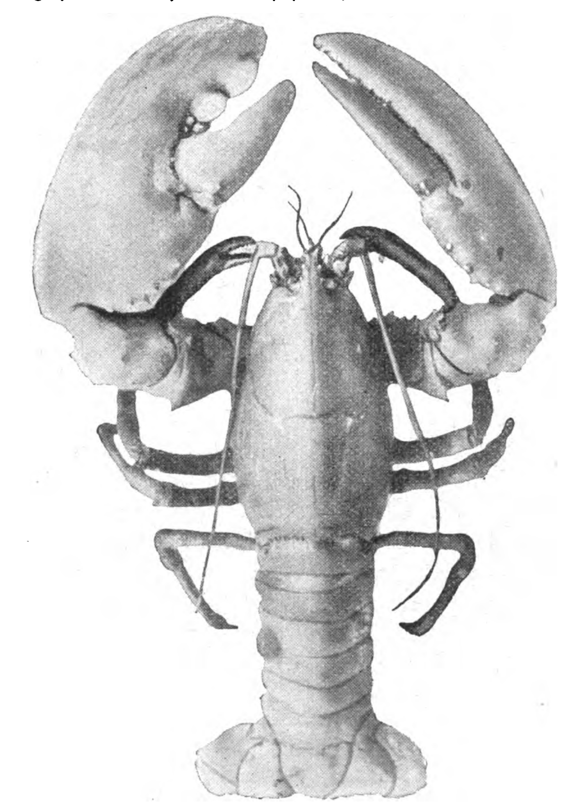
Die ersten vier Wochen sind bei der Aufzucht besonders gefürchtet, denn während dieser Periode unterliegen die ausgeschlüpften Larven vier verschiedenen Häutungen, nach denen sie dann ein hummerähnliches



Junge Hummern im Wachstum (vor und nach der Häutung).

Aussehen erhalten. Am empfindlichsten aber sind sie in den ersten vierzehn Tagen. Hier muß bei ihrem Aufenthalt in den Segeltuchbehältern die äußerste Sorgfalt aufgewendet werden, damit sie nicht ersticken, verhungern, durch Schmarotzer vernichtet, durch mechanische Stöße getötet oder auch durch ihre eigenen kannibalischen Neigungen allzusehr vermindert werden.

Ungeachtet aller Fürsorge und unablässigen Wachsamkeit geht dennoch ein ansehnlicher Teil an der einen



Ein Riesenhummer (35 Zentimeter Länge).

oder anderen Ursache zugrunde, bevor die vierte Entwicklungsstufe erreicht wird.

Die Schwierigkeit der Aufzucht ist namentlich deshalb so groß, weil eine so bedeutende Anzahl von Jungen auf einen so geringen Raum, wie ihn ein

Segeltuchbehälter umfaßt, beschränkt werden muß. Bei einer Reihe von Versuchen Dr. Meads, bei denen die Brut gezählt wurde, als sie in die Behälter eingesetzt war, und sodann nochmals, als die übrig gebliebenen die vierte Entwicklungsstufe erreicht hatten, belief sich die Anzahl derer, die durch die kritische Periode durchgebracht worden waren, auf 16 bis 50 Prozent. Dieses letztere Ergebnis wurde erzielt, wenn tausend Stück in einem Behälter gesondert gehalten wurden. Der Prozentsatz nimmt gradweise ab, je mehr die Zahl der eingesetzten Tiere gesteigert wird; und wenn selbst die größte Sorgfalt, die aufgewendet wurde, um unter den günstigsten Umständen einen glücklichen Erfolg zu sichern, dennoch in einigen Fällen nicht einen Verlust von mehr als 70 Prozent verhindern konnte, dann kann man sich eine Vorstellung von den Verheerungen unter den Hummern bilden, welche in der freien Natur aufwachsen. Nach den Untersuchungen Dr. Meads erreicht denn auch nur eine einzige von 38,000 Hummerlarven die Reife oder, mit anderen Worten, auf ein jedes eiertragende Weibchen entfällt nur ein einziger erwachsener Hummer. Das ist in der Tat ein erschreckend geringer Prozentsatz.

Im ersten Jahr wirft der Hummer seinen Panzer zu bestimmten Zeiten ab. Der Vorgang wird damit eingeleitet, daß der untere Brustpanzer erweicht. Infolge einer Auftreibung des Rumpfes platzt darauf die verbindende Haut an der Oberseite des Panzers zwischen dem Kopfbruststück und dem Schwanzstück, und es entsteht ein schmaler Spalt, durch den sich das Tier unter stoßweisen Bewegungen mit seinen Weichteilen hindurchdrängt. Auf diese Weise streift es den alten Panzer von sich ab. Nun nehmen die Weichteile an Umfang zu. Ist ihr Wachstum wieder zum Still-

stand gekommen, so bildet sich rings um sie herum ein neuer Panzer, der in etwa zwei Wochen fest und hart wird.

In den ersten drei Monaten wachsen die Jungen bis zu einer Länge von 3,5 Zentimeter heran und in den nächsten sieben Monaten nehmen sie noch um 2 Zentimeter zu. Am Ende des ersten Jahres mißt ein Hummer gegen 6 Zentimeter, und wenn er zwei



Aussetzung der jungen Hummern.

Jahr alt ist, ungefähr 10 Zentimeter. Je älter das Tier wird, desto größer werden die Zwischenpausen, die zwischen den einzelnen Häutungen liegen. Die Reife und damit der Abschluß des Wachstums wird gewöhnlich mit fünf Jahren erreicht. Dann ist der Hummer 24 bis 25 Zentimeter lang. Doch dauert zuweilen die Zunahme noch länger an. So hat man schon Riesen von 35 Zentimeter Länge und von sechs Pfund Gewicht gefangen.

In der Hummerzuchtanstalt erfolgt das Aussetzen

der Jungen, sobald sie sich selbständig im Kampf ums Dasein zu behaupten vermögen.

Es ist klar, daß eine einzige Zuchtanstalt nicht dauernd den Rückgang des Hummerfanges aufzuhalten imstande ist. Dieser Erwartung gibt sich aber der Stationsleiter auch gar nicht hin. Vielmehr hofft er nur, daß jetzt, wo sichere Methoden zur Aufzucht der Brut gefunden worden sind, von privater Seite, also von Fischervereinigungen, ähnliche Zuchtanstalten errichtet werden, die die Aufzucht und Aussetzung von jungen Hummern in großem Maßstabe betreiben und so wieder eine reichere Bevölkerung der Hummergründe herbeiführen.

Um einem Verfall des Hummerfanges an den deutschen Küsten vorzubeugen, hat man übrigens bei uns schon seit längerer Zeit ein Mindestmaß vorgeschrieben. Hummern unter 9 Zentimeter, von der Spitze des Stirnhornes bis zum Hinterrand des Brustpanzers gemessen, dürfen nicht auf den Markt gebracht werden. Außerdem ist eine Schonzeit von Mitte Juli bis Mitte September festgesetzt worden. Endlich hat auch die Biologische Anstalt auf Helgoland die Lebensbedingungen der Hummern in den Kreis ihrer Untersuchungen gezogen.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wie ein Millionär seine Schuld bezahlt. — Bei einem Bankett amerikanischer Eisenbahnkönige brachte einer der Teilnehmer einen launigen Trinkspruch aus auf den größten Wohltäter seines Lebens, den Begründer seiner Laufbahn, den er leider aus dem Gesichte verloren habe, so daß er ihm nicht persönlich seinen Dank abstatten könne.

Die Tischgenossen lachten herzlich über die scherzhafte Rede, die nur leider zu voll von Andeutungen war, für welche den Zuhörern der Schlüssel fehlte.

„Erzählen!“ — „Ausführlich erzählen!“ riefen viele Stimmen, als der Redner geendigt hatte.

„Nun,“ meinte dieser, „es wird den meisten von Ihnen bekannt sein, daß ich nicht mit einem silbernen Löffel im Munde auf die Welt gekommen bin. Meine Eltern waren wie ihre Vorfahren arme Handwerker. Mein Sinn aber stand nach Höherem. Es behagte mir nicht, mein kärgliches Stückchen Brot so mühsam wie sie verdienen zu sollen. Trotz ihres Widerstandes verließ ich also als blutjunger Mensch das Haus und ging in die weite Welt, um mein Glück zu versuchen.

Es machte aber leider nicht die leiseste Miene, sich mir günstig zu zeigen. Ich mochte anfangen, was ich wollte, es mißlang mir. Ich kam zu nichts, ich konnte kaum das nackte Leben fristen, und als gar ein scharfer Winter einsetzte, da verlor ich auch das kümmerliche bißchen Landarbeit, mit dem ich mich durchbrachte, und mußte, um nur den wütenden Hunger zu stillen, ein Stück nach dem anderen von der armseligen Ausstattung verkaufen, die ich mitbekommen hatte.

Lange konnte ich mich nicht zu dem Entschluß aufraffen, gescheitert ins Elternhaus zurückzukehren, das ich mit so hoch-

fliegenden Plänen verlassen hatte. Endlich war aber dennoch mein Stolz gebrochen — der Hunger war ein zu unerbittlicher Mahner.

Ich hatte aber kein Geld, um die ziemlich weite Heimfahrt zu bezahlen, und zu einer langen Fußwanderung mangelte mir die Kraft. Da stahl ich mich bei einbrechender Dunkelheit in den Gepäckwagen eines zur Abfahrt bereitstehenden Zuges, dessen Ziel meine Heimatstadt war. Halb verhungert und bitterlich frierend kroch ich hinter die aufgetürmten Gepäckstücke. Der Zug fuhr ab, ich hörte auf, aus Angst vor Entdeckung zu zittern, eine wohltuende Ermattung kam über mich, und ich schlief in meinem dunklen Versteck ein.

Wie viele Stunden ich so zugebracht hatte, weiß ich nicht. Unsanft wurde ich plötzlich aus meinen Träumen aufgeschreckt, indem eine kräftige Hand mich am Arme rüttelte und eine rauhe Stimme mir aufzustehen befahl. Ich riß die Augen auf, schloß sie aber schleunigst wieder, weil das grelle Licht einer Blendlaterne hineinfiel. Der Mann, der sie hielt und mir ins Gesicht leuchtete, ein großer, baumstarker Mensch, trug den Anzug eines Schaffners und hatte sich offenbar mit Branntwein gegen die Kälte ausreichend gesichert. ‚O weh,‘ dachte ich bei mir, ‚nun ist's um mich geschehen!‘

Der Mann mit der Blendlaterne zerrte mich unter Schimpfen und Fluchen aus meiner Ecke hervor und stieß mich zwischen den Gepäckstücken mit den Füßen bis an die Öffnung, durch die ich mich in den Wagen hineingeschlichen hatte. Mit einem letzten wohlgezielten Fußstoße beförderte er mich aus dem Wagen hinaus ins Freie. Ich flog aus dem dahinrollenden Zuge und stürzte auf die Landstraße. Es hätte mich meine heilen Glieder, ja mein Leben kosten können. Doch die dichte, weiche Schneedecke, auf die ich fiel, brach die Gewalt des Sturzes. Ich verlor zwar die Besinnung, aber sonst war mir nichts geschehen.

Allerdings hätte ich in meinem bewußtlosen Zustand mit der größten Leichtigkeit erfrieren können. Indes auch dies wurde mir erspart. Ein Schlitten kam noch spät des Weges gefahren und brachte einen der Direktoren jener Bahn von

einem Festessen, wie wir es jetzt feiern, meine Herren, nach Hause zurück. Der gute Wein, das reichliche Mahl hatten ihn milde gestimmt. Als sein Kutscher sich herabbeugte und ihm zurief: ‚Hier liegt ein Mensch am Wege,‘ sagte er nicht einfach: ‚Laß ihn liegen,‘ sondern er ließ halten, stieg aus und sah sich den Menschen am Wege an. Da er fand, daß es sich nicht um einen Betrunkenen handelte, hieß er den Kutscher absteigen, trug mich mit seiner Hilfe in den Schlitten und nahm mich sogar mit in seine Wohnung. Durch Einflößen von heißem Wein wurde ich ins Leben zurückgerufen, und als ich in meiner Schwäche lallte: ‚Hunger — essen!‘ päppelte der edle Mann mich auf wie ein verschmachtendes Kind. Später, als er mir meine Geschichte abgefragt und gesehen hatte, daß ich ein arbeitswilliger Mensch sei, verschaffte er mir einen bescheidenen Posten an seiner Bahn und gab mir so Gelegenheit, mich emporzuarbeiten.“

„Ah,“ fragte man, „das war also der edle Menschenfreund, auf dessen Wohl wir vorhin getrunken haben?“

„Bewahre! Ihm habe ich meinen Dank persönlich abstatten können. Der andere ist's, den ich meinen Wohltäter nenne, und dem ich nie habe meine Dankbarkeit beweisen können, wie ich's mir doch zugeschworen habe,“ lautete die überraschende Antwort.

„Welcher andere?“ fragten die Zuhörer.

„Nun der, der mich aus dem Gepäckwagen befördert hat. Hätte jener edle Menschenfreund Gelegenheit gehabt, sich meiner anzunehmen, wenn er mich nicht im Schnee gefunden hätte? Wäre ich unentdeckt nach meiner Heimat gelangt als blinder Passagier, so wäre ich als verlorener Sohn ins Elternhaus zurückgekehrt und hätte höchst wahrscheinlich ein ärmliches Leben in tiefster Verborgenheit geführt. Mein eigentlicher Wohltäter ist also der, der mich daran verhinderte und mich wider meinen Willen auf die unterste Sprosse der Leiter stellte, die ich dann nach und nach erklommen habe. Daß ich ihm noch nicht meine Dankesschuld abtragen konnte, ist der große Kummer meines Lebens. Ich schlage vor, daß wir wenigstens auf sein Wohl noch einmal trinken, denn mir ist von dem langen Reden die Kehle trocken geworden.“



Dieser Aufforderung Folge zu leisten, ließ sich die Gesellschaft nicht lange bitten, und in heiterster Stimmung blieb man danach noch bis zum Morgen beisammen. —

Am anderen Tage stand nicht nur die genaue Beschreibung des Banketts in den Zeitungen zu lesen, sondern auch die oben angeführte Rede des dankbaren Millionärs. Auf diese Weise kam sie denn auch in die Hand des Mannes, dem er so gern seinen Dank abstatten wollte.

„Nun, dem Manne kann geholfen werden,“ sagte sich erfreut der ehemalige Bahnbeamte, der sich jetzt aber längst um Amt und Stellung getrunken hatte. „Ein paar hundert Dollar werden ja dabei für dich abfallen, und die kämen eben recht.“

Er fuhr also unverzüglich nach der Stadt, in welcher der Eisenbahnkönig wohnte, und ließ sich bei ihm melden.

„Was wünschen Sie von mir, mein Freund?“ redete ihn der Hausherr etwas kühl an, denn der Name, der ihm genannt worden, war ihm unbekannt, und an das Gesicht seines Gegenübers konnte er sich nicht erinnern.

„Ich bin der Mann, den Sie so gern sehen wollten, wie ich in der Zeitung gelesen habe,“ stellte der Besucher sich vor, „der Eisenbahnbeamte, der Ihnen den Weg zu Ihren Erfolgen gebahnt hat.“

„Ah, nun verstehe ich! Sie sind es, der mich damals aus dem Gepäckwagen auf die Straße befördert hat?“

„Jawohl, und der Ihnen dadurch Gelegenheit gab, sich auf die unterste Sprosse der Leiter zu stellen, die Sie dann erklommen haben,“ fuhr der Besucher mit Stolz und Befriedigung fort. Bediente er sich doch sehr geschickt der eigenen Worte des Millionärs.

„Ah, sehr gut, mein Freund,“ erwiderte dieser mit ebenso unverkennbarer Befriedigung. „Sie ahnen nicht, wie ich mich nach diesem Wiedersehen gesehnt habe, wie mich das Verlangen geradezu verzehrt hat, Ihnen das Heldenstück zu vergelten, das Sie an mir ausgeübt haben. Schade nur, daß wir nicht in jeder Beziehung die Rollen getauscht haben. Weder bin ich der angetrunkene Schaffner, der Sie damals waren, noch sind Sie der halbverhungerte, ungenügend bekleidete arme

Bursche, der ich damals war. Auch befinden wir uns nicht in einer trostlosen Winternacht wie damals. Indes wird sich eine einigermaßen ausgleichende Gerechtigkeit herbeiführen lassen. Für den Dienst, den Sie mir für meine Laufbahn durch Ihr tatkräftiges Eingreifen erzeigt haben, nehmen Sie diesen Hundertdollarschein. Stecken Sie ihn, bitte, sogleich ein. — So, damit sind wir quitt. Für die vortreffliche Gesinnung nämlich, die Sie dabei gegen einen wehrlosen, dem Hungertode nahen Menschen bewiesen haben, folgt jetzt der zweite Teil meines Dankes nach, den ich ebenso gewissenhaft zu bezahlen gedenke wie den ersten."

Damit zog er zum nicht geringen Erstaunen seines Besuchers den Rock aus und öffnete die Tür des Zimmers.

„So, Mann, nun kann der Tanz beginnen." Mit derber Faust zog er den erschrockenen Gast bis zur Tür und stieß ihn mit einem wohlgezielten Fußtritt aus dem eleganten Zimmer auf die Vorhalle. Ehe der Mann wußte, wie ihm geschah, hatte ein zweiter Fußstoß ihn die Treppe hinab befördert, so daß er in weitem Bogen und zum Schrecken der Vorübergehenden auf dem Straßendamm landete.

„So, nun sind wir quitt, mein Dank ist ausgezahlt, nun wissen Sie, wie solche Behandlung tut," rief der Hausherr ihm noch nach, ehe er zurücktrat.

In den nächsten Tagen lief natürlich auch dies Ereignis mit allen Einzelheiten durch die amerikanischen Zeitungen und erregte allgemeine Heiterkeit und Genugtuung, denn der Eisenbahnkrösus hatte in diesem Falle durchaus die Volksmeinung auf seiner Seite. C. D.

Neue Erfindungen: I. Der Odorophor. — Zur Verbesserung der Zimmerluft ist unter dem Namen „Odorophor" von der Deutschen Patentbank in Berlin W 57, Potsdamerstraße 60, ein Apparat in den Handel gebracht worden. Er ist äußerst sinnreich konstruiert, seine Handhabung die denkbar einfachste, denn um ihn in Funktion zu setzen, ist nur ein Umstecken der oberen Kapsel erforderlich. Diese Kapsel wird nämlich mit Holzgeist durchfeuchtet und läßt sich luftdicht auf den oberen Teil des Odorophors einsetzen. Im unteren Teile

des Apparates befindet sich ein Glühkörper aus Platinmasse. Wird nun die Kapsel unten eingesteckt, so verdunstet der Holzgeist, und die vergasenden Dämpfe bringen die Platinmasse zum Glühen; dadurch wird der Apparat erwärmt, und die Füllung zum Verdunsten gebracht, wodurch die Zimmerluft verbessert beziehungsweise wohlduftend gemacht wird, je nach Wahl der Flüssigkeit, welche zum Verdunsten gebracht wird. Hierzu können verwendet werden: Lavendelodorozon zur Erzeugung eines aromatischen Lavendelduftes, Kiefernnadelodorozon zur Herstellung eines erfrischenden, ozonreichen Kiefernnadelduftes, Mentholodorozon als Mittel gegen Schnupfen, Migräne und Heiserkeit, da es auf die Nasen- und Halsschleimhäute wirkt, Formalodorozon zur Desinfektion von Krankenzimmern usw.



Der Odorophor.

Der Apparat „Odorophor" muß als hervorragend nützlich bezeichnet werden, denn er reinigt und verbessert die Zimmerluft, er vernichtet die Bakterien und Krankheitserreger und stellt so eine außergewöhnlich praktische Erfindung auf dem Gebiete der Gesundheitspflege dar.

II. Eine automatische Mäuse- und Rattenfalle. — Die Falle „Bona" hat nicht wie andere automatische Fallen eine Wippe, vor welcher das Tier, besonders bei Metall, leicht zurückschreckt, sondern einen ebenen, festen Holzboden, den das Tier ohne jede Ängstlichkeit betritt. Um an den hinten in der Falle liegenden Köder zu gelangen, betritt das Tier

den vor diesem liegenden Querbalken des Stellhebels, welcher schon bei der leisesten Berührung die Falltür zum Zuklappen bringt. Infolge des dadurch entstehenden Geräusches wendet sich das Tier, um auf dem Wege, den es gekommen, wieder zurückzugehen. Während aber der Eingang selbst geschlossen ist, ist unmittelbar über ihm eine Öffnung entstanden, durch welche das Tier läuft, um ins Freie zu gelangen, statt dessen aber in den Kanal und durch diesen auf die über dem Wasserbehälter befindliche Wippe kommt, die sich senkt, sobald das Tier sie betreten hat. Das Tier stürzt in das Wasser, und die Falle wird gleichzeitig wieder zu neuem Fang geöffnet.



Automatische Mäuse- und Rattenfalle.

Die Falle „Bona" besitzt große Vorteile, da sie bei absoluter Fangsicherheit ein geschützt liegendes Gestänge und bei wenig Raumeinnahme ein geringes Gewicht besitzt und eine sehr leichte Reinigung ermöglicht. Fabrikant der interessanten Neuheit ist die Firma Gustav Wilmking in Gütersloh in Westfalen.

Gesetzliche Ungeheuerlichkeiten sind nicht so selten, wie man wohl glauben möchte. Schon Kleist wußte in seinen „Berliner Abendblättern" vor hundert Jahren die drollige Anekdote jenes Stadtsoldaten zu erzählen, welcher ohne Erlaubnis seinen Posten verließ. Auf dieses Vergehen war die Todesstrafe gesetzt, aber seit Menschengedenken war es keinem Richter mehr eingefallen, sie praktisch in Anwendung zu bringen, sondern die betreffenden Stadtsoldaten wurden um einen Gulden gebüßt. In jenem Falle nun weigerte sich der Stadtsoldat den Gulden zu bezahlen und versteifte sich darauf, erschossen zu werden, wie es das Gesetz vorschreibe. Er brachte dadurch den Magistrat in nicht geringe Verlegenheit, aus welcher man sich nur dadurch zu ziehen wußte, daß der Magistrat dem Sünder die Strafe ganz erließ; mußte er doch froh sein, daß der verschmitzte Schwerverbrecher sich damit einverstanden erklärte und nicht auf seinem Schein, das heißt auf seiner

Hinrichtung bestand. — In der Strafprozeßordnung eines mitteleuropäischen Staates heißt es wörtlich in Artikel 145: „Niemand kann in Haft gebracht oder darin gelassen werden, es sei denn infolge eines motivierten Beschlusses des Untersuchungsrichters. Derselbe ist ohne weiteres zu vollziehen und den Akten beizufügen.“ Nun erinnern sich die ältesten Juristen jenes Staates nicht, je einen „vollzogenen“ oder „den Akten beigefügten“ Untersuchungsrichter gesehen zu haben.

Eine andere fröhliche Gesetzesbestimmung versteht unter „Nacht“ die Zeit zwischen neun Uhr abends und sechs Uhr morgens. Da nun ein Eigentumsvergehen, welches zu nachtschlafender Zeit begangen wird, nach englischem Recht weit härter bestraft wird, als wenn es am Tage begangen wird, so muß ein Dieb, der eine Minute nach neun Uhr einen Einbruch begeht, entsprechend härter bestraft werden, als wenn er seine segensreiche Tätigkeit zwei Minuten früher beendet hätte. Ähnliche Formelreitereien finden sich zwar in den meisten Gesetzgebungen; wir erinnern nur an das „Strafmündigkeitsalter“, bei welchem es in der Praxis oft auf einen Tag, mitunter sogar nur auf Stunden ankommt, und wonach der Fehlende entweder ganz leicht, oder, ist er zwei bis drei Stunden älter, oft recht schwer bestraft wird. Selbstredend ist der Kern des Gesetzes gut, und seine Absicht durchaus gerechtfertigt, allein es sollte in solchen Fällen dem Ermessen der Richter anheimgestellt sein, je nach den Umständen ihr Urteil zu fällen.

Eine andere hübsche Bestimmung der englischen Gesetzgebung will, daß Betrunkene verhaftet werden, vorausgesetzt daß sie an öffentlichen Orten betrunken sind. Nun aber erkennt die englische Gesetzgebung die Eisenbahn nicht als einen öffentlichen Ort an, infolgedessen kommt es oft vor, daß Betrunkene, um der Verhaftung zu entgehen, sich einfach auf den Bahnkörper legen.

Freilich muß man auch wissen, wie in England oft die Gesetze zustande kommen. Anläßlich der Beratung einer Novelle zum Strafrecht geschah folgendes. Im Entwurf hieß es nämlich: „— und ist zu verurteilen zu einer Buße von hundert

Pfund Sterling, wovon die Hälfte dem Angeber und die andere Hälfte dem König (dem staatlichen Fiskus) zufällt". In letzter Stunde beantragte ein Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, es sei an Stelle der Geldstrafe eine Freiheitstrafe von sechs Wochen zu setzen, und reichte seinen Antrag schriftlich ein. Der Antrag wurde ohne nähere Kontrolle angenommen, und als das Gesetz gedruckt war, lautete der fragliche Artikel: „— und ist zu verurteilen zu sechs Wochen Gefängnis, wovon die Hälfte dem Angeber und die andere Hälfte dem König zufällt". C. A. L.

Die Erziehung des Säuglings. — Die Erziehung des Kindes soll schon am Tage seiner Geburt beginnen. Das wird vielleicht vielen Müttern lächerlich erscheinen, aber es ist durchaus nicht der Fall. Gewiß, das Neugeborene gleicht in vieler Beziehung einem unbeschriebenen Blatte oder, weniger poetisch, aber mehr medizinisch ausgedrückt, seine Sinne und sein Verstand schlummern noch, und nur das Automatische, das Triebhafte beherrscht sein junges Dasein. Aber nicht lange. Das Kind lernt überraschend schnell, lernt schon in den ersten Tagen und Wochen unendlich vieles. Dies geschieht freilich ohne jeden Lehrer, ganz von selbst. Aber das schließt die Beeinflussung von anderer Seite nicht aus, im Gegenteil. Gerade in diesem Zustande wird das Kind am leichtesten durch die Art und Weise, wie man es behandelt, beeinflußt, im Guten und im Bösen.

Der erste verhängnisvolle Fehler, der zumeist gemacht wird, ist das Wiegen und Schaukeln. Kaum erhebt das Neugeborene seine Stimme, gleich ist die besorgte Großmutter oder die Tante oder die Wärterin bei der Hand, um es von seinem Lager aufzureißen und unter allerhand beruhigenden Worten oder Liedern im Zimmer herumzuschleppen. Ist zufälligerweise kein weibliches Wesen bei der Hand, welches diese Funktion übernimmt, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß der junge Vater, nachdem er vergeblich seine Stimme mit der seines Sprößlings vereinigt hat, um Hilfe herbeizuholen, sich schließlich selbst zu dem Dienste bequemt, so unmännlich er ihm auch erscheinen mag.



Ich will annehmen, daß es nicht etwa das eigene Ruhebedürfnis ist, welches sich gegen das Schreien des Säuglings auflehnt, sondern tatsächlich Zärtlichkeit und Elternliebe. Aber auch diese ist hier auf falschem Wege und läuft Gefahr, gerade das Gegenteil von dem zu erzielen, was sie wünscht. Ich will nicht das schon oft Gesagte wiederholen, daß nämlich beim Kinde das Schreien durchaus nicht immer, wie die Eltern glauben, ein Zeichen von Schmerz oder Unlust ist, sondern oft genug nur eine Form des Betätigungsdranges, und daß übrigens das Schreien keinerlei gesundheitliche Gefahren mit sich bringen kann, vielmehr in mancherlei Beziehung günstig auf den Körper einwirkt. Es ist also absolut kein Grund vorhanden, sich jedesmal aufzuregen, wenn das Kind längere Zeit schreit, ohne daß eine Ursache hierfür gefunden wird.

Doch nicht davon wollte ich diesmal sprechen, sondern von der eigentlichen Erziehung des Säuglings. Es ist wirklich überraschend, wie schnell ein solches kleines Ding den Zusammenhang zwischen Schreien und Schaukeln begreift. Eine besondere Klugheit gehört ja nicht dazu, dasselbe versteht jeder Papagei, der auch nur deshalb „bitte“ krächzt, weil er weiß, daß es jedesmal nachher Zucker gibt. Der Zusammenhang zweier solcher, zeitlich stets aufeinander folgender Handlungen erfordert zu seinem Begreifen keine höhere Hirntätigkeit, als sie das kleine Kind tatsächlich aufbringen kann.

Damit ist aber auch schon der erste Schritt von der Erziehung zur Verziehung getan. Es wird sich schwer feststellen lassen, wann das Kind zu schreien beginnt aus keinem anderen Grunde, als um aufgehoben und umhergetragen zu werden; aber daß dieser Zeitpunkt einmal kommt, das ist gewiß. Und er kommt früher, als man glaubt. Schon mit drei Monaten ist das normale Kind so weit. Dann freilich ist es meistens zu spät, und das Abgewöhnen dieser Unart geht nicht ohne Strafe ab, welche das Kind trifft, trotzdem eigentlich die Eltern die Strafe verdienen würden.

Bei diesem Punkte sehe ich die jungen Mütter wiederum erstaunt oder gar entrüstet. Strafe für ein dreimonatiges Kind — welche Barbarei! Nun, ich denke natürlich nicht daran,

daß man etwa den armen Wurm über das Knie legen soll, was übrigens auch bei älteren Kindern die unvernünftigste und unwirksamste Form der Strafe ist. Aber eine Strafe für das Kind ist es eben schon, wenn seiner Forderung, die es durch Schreien ausdrückt, wie man es ihn gelehrt hat, nicht stattgegeben wird. Es bedarf keiner besonderen psychologischen Kenntnisse, um zu begreifen, daß der Verzicht dem drei Monate alten Kinde oder dem halbjährigen viel schwerer fällt als dem neugeborenen.

Übrigens lernt das Kind bald, schon in den ersten Lebensmonaten, seine Pfleger beobachten und die verschiedenen Äußerungen ihrer Zufriedenheit oder Unzufriedenheit würdigen. Ein normales Kind weiß ganz gut, wann seine Amme liebkosend zu ihm spricht, und wann sie schilt, kann es ganz gut unterscheiden, ob die Mutter ein freundliches oder ein böses Gesicht macht. Eine vernünftige Erziehung wird es sich angelegen sein lassen, schon den Säugling in dieser Richtung zu beeinflussen, ihn durch eine Liebkosung, ein freundliches Wort, eine lächelnde Miene zu belohnen, und wenn es nötig wäre, ihn durch ein Scheltwort zu strafen. Natürlich kommt es hier mehr auf den Ton, auf die Klangfarbe an, welche das Kind zu deuten versteht, als auf die Worte selbst, deren Sinn es ja noch nicht begreift.

Übrigens, wie schon gesagt, die Sünden der Säuglinge sind in vielen Fällen eigentlich Fehler der Eltern. Alle Verstöße gegen eine vernünftige Erziehung aufzuzählen, welche hier gemacht werden, ist unmöglich. Nur einiges sei erwähnt.

Beim Erwachsenen erscheint es jedermann selbstverständlich, daß zur richtigen Ernährung eine bestimmte Regelmäßigkeit bei Einnahme der Mahlzeiten nötig ist. Wie zankt das liebe Frauchen, wenn der Mann einmal mittags eine Stunde später zum Essen kommt! Bei dem Säugling aber wird — o unbegreifliche Wege der weiblichen Logik! — eine jede Ordnung für überflüssig gehalten. Wie oft habe ich auf meine Frage, wann das Kind Nahrung erhalte, die Antwort bekommen: „Selbstverständlich sofort, wenn es schreit oder aus dem Schlaf aufwacht.“ Und die Mütter waren sehr erstaunt,

als ich diese Art der Ernährung nicht billigte und die Richtigkeit des so oft gehörten Satzes bestritt: Das Kind weiß doch selbst, wann es Nahrung braucht!

Nein, das weiß das Kind nicht, wenigstens nicht in den ersten Tagen. In dieser Zeit ist die Nahrungsaufnahme, das Geschäft des Saugens, ein rein automatischer Akt. Dagegen sollte die Mutter wissen, daß Ordnung und Pünktlichkeit schon in den ersten Lebenstagen ein dringendes Bedürfnis für die Gesundheit sind. Nicht nur, daß das Kind selbst allmählich an die Regelmäßigkeit gewöhnt wird, wenn zum Beispiel nach dem Schlage der Uhr alle drei Stunden Nahrung gereicht wird, auch der Magen lernt es, sich dieser Einteilung anzubequemen und seine Verdauungsarbeit danach einzurichten.

Ausdrücklich erwähnen möchte ich, weil nach meiner ärztlichen Erfahrung der Berater hier auf den stärksten Widerstand von seiten der Mütter stößt, daß der Schlaf keine Entschuldigung für eine etwaige Abweichung von dieser Ordnung ist. Der Schlaf des Säuglings, besonders in den ersten Wochen, ist nicht nur der Länge nach, sondern auch dem Wesen nach sehr verschieden von dem des Erwachsenen oder des größeren Kindes, und es bedeutet keine Schädigung, den Säugling zur festgesetzten Stunde zu wecken, damit er seine Nahrung bekomme.

Je mehr sich der Verstand des Säuglings entwickelt, desto notwendiger wird das Erziehungswerk, und es ist nicht schwer, wenn nur methodisch vorgegangen wird. Der verhängnisvollste Fehler besteht in der mangelhaften Konsequenz der Eltern, welche heute so, morgen so handeln und durch ihr schwankendes Verhalten dem Kinde gerade das nicht bieten, was es braucht: eine Autorität, eine feste Stütze. Ist die Erziehung im ersten Lebensalter verpfuscht, dann darf man sich nicht wundern, wenn das größere Kind eigensinnig, trotzig, launisch oder rechthaberisch wird. Die Keime zu allen diesen Fehlern sind schon in einer Zeit in seine Seele gelegt worden, wo es noch nicht Recht von Unrecht zu unterscheiden wußte.

Dr. A. Stark.

Des Finanzministers Rache. — Als infolge der Thronstreitigkeiten, die im Jahre 1830 Spanien erschütterten, der damalige spanische Finanzminister Graf Toreno in die Verbannung gehen mußte, wandte er sich nach Frankreich und, fest entschlossen, der jungen Isabella, Tochter Ferdinands VII., mit allen Mitteln zu ihrem Recht zu verhelfen, bemühte er sich, zu Agitationszwecken beim Hause Rothschild in Paris eine Anleihe von 20,000 Frank aufzunehmen.

Rothschild aber mißtraute der Sache und lehnte daher das Gesuch ab.

Wenige Jahre darauf (29. September 1833) starb Ferdinand VII. und Graf Toreno wurde nun nicht nur ehrenvoll zurückberufen, sondern von der Regentin Maria Christine auch sofort wieder mit dem Amt des Finanzministers betraut. Eine seiner ersten Maßregeln, um der augenblicklichen Not des Landes abzuhelfen, war die Herabsetzung der spanischen Staatspapiere auf die Hälfte ihres Nennwertes, und diese Finanzoperation zog auf einen Schlag dem Pariser Hause Rothschild einen Verlust von dreizehn Millionen Frank zu. D. C.

Ehen zwischen Blutsverwandten. — Ob die Ehe zwischen Blutsverwandten gesundheitliche Schädigungen der Nachkommenschaft im Gefolge hat oder nicht, ist eine Frage, die für viele Personen von hoher Wichtigkeit ist. Daher hat ihr auch die Wissenschaft ein reges Interesse gewidmet, und das um so mehr, als man die Beobachtung gemacht zu haben glaubte, daß bei Kindern von Blutsverwandten sehr häufig Lebensschwäche, Anlage zu konstitutionellen Krankheiten, Mißbildungen, Taubstummheit und Neigung zu Geisteskrankheiten anzutreffen seien.

In neuerer Zeit haben sich indessen hierüber die Ansichten geklärt.

Für die Schädlichkeit von Verbindungen bei Blutsverwandtschaft schienen besonders die Erfahrungen zu sprechen, die man bei fortgesetzter Inzucht der Haustiere sammelte. Tiere, die einer längeren Inzucht entstammen, verlieren an Größe und Kraft. Allein man hat jetzt zweifellos erkannt, daß aus verschiedenen Gründen die Erfahrungen an Tieren

nicht ohne weiteres auf den Menschen übertragen werden können.

Außerdem haben aber auch eingehende Untersuchungen in der Vergangenheit und Gegenwart dargetan, daß die Ehe zwischen Blutsverwandten nicht durchaus zu verwerfen ist. So war zum Beispiel im ägyptischen Königsgeschlecht der Ptolemäer die eheliche Verbindung zwischen Bruder und Schwester die Regel, und doch weist diese Dynastie viele körperlich und geistig vortrefflich entwickelte Herrscher auf. Ferner waren die alten Perser ein gesundes und kräftiges Volk, obwohl hier ebenfalls der Bruder die Schwester ehelichen konnte. Für die Inhaber gewisser Ämter war sogar die Abstammung aus einer solchen Ehe vorgeschrieben. Ebenso waren bei den alten Peruanern Ehen zwischen Geschwistern Brauch. Um das Blut rein zu erhalten, durfte der Herrscher stets nur eine seiner Schwestern heiraten. Aber dadurch wurde weder die Kraft des Volkes noch die des Königsgeschlechts geschwächt, was der energische Widerstand gegen die spanischen Eroberer und die beachtenswerte Blüte der Künste beweisen.

Zu demselben Ergebnis führen Beobachtungen aus der Gegenwart. Unter den dreitausenddreihundert Bewohnern der Halbinsel Batz vor der Loiremündung werden Ehen zwischen Vettern und Basen sehr häufig geschlossen. Keineswegs zeigt sich aber in der Bevölkerung eine Steigerung der Gebrechen und Krankheiten, die der Verwandtschaftsehe eigentümlich sein sollen. Ganz ebenso waren die Bewohner der ehemaligen Insel Schokland im Zuidersee, die gegen siebenhundert Köpfe stark waren, ein gesunder und zäher Menschenschlag, obgleich auch hier viele blutsverwandte Ehen bestanden.

In den Fischerdörfern an der schottischen Küste heiratet man so stark untereinander, daß es in manchen Orten nur zwei Familiennamen gibt, und deshalb die Mitglieder der Familien durch Spitznamen unterschieden werden müssen. Aber auch hier sind die Männer groß und breitschulterig, die Frauen schlank und anmutig, und die Kinder frisch und geweckt.

Aus diesen Wahrnehmungen darf daher der Schluß gezogen werden, daß Ehen zwischen Blutsverwandten, wie zwischen

Vetter und Base, Onkel und Nichte, Neffe und Tante, dann unbedenklich sind, wenn beide Teile körperlich und geistig gesund sind. Ist dagegen der eine Teil in der Weise belastet, wie es oben als vermeintliche Folge von blutsverwandten Ehen angegeben wurde, so ist von einer Verbindung abzusehen, da bei der schon bestehenden Gemeinsamkeit der allgemeinen Veranlagung eine Verschärfung der Gebreste bei den Kindern zu befürchten ist. Noch ungünstiger liegt natürlich der Fall, wenn beide Teile mit Leiden behaftet sind.

Ratsam ist es schließlich, bei der beabsichtigten Eingehung der Ehe nicht nur darauf zu achten, ob Braut oder Bräutigam gesund sind, sondern auch unter dem beiderseitigen Verwandtenkreis Umschau zu halten, da erfahrungsgemäß krankhafte Anlagen vielfach Glieder überspringen und erst in einem Seitenzweig oder einer späteren Generation wiederkehren. Th. S.

Der Hofphonograph. — „Die Musik der armen Leute“ hat Heinrich Seidel eine reizende kleine Dichtung betitelt, die mit



Berliner „Hofmusik“.

einer Notenbeilage und ähnlichen zum Vortrag sich eignenden humoristischen Gedichten vereinigt, vor kurzem erschienen ist.

„Der Herr Musikprofessor spricht;
Die Drehorgeln, die dulde man nicht!
Sie sind eine Plage und ein Skandal!“
Mein lieber Professor, nun hören Sie mal:
Ein enger Hof — kein Sonnenschein
Fällt dort das ganze Jahr hinein.
Da herrscht ein seltsam muffiger Duft,
Nach Armut riecht's und Kellerluft,
Da blüht keine Blume, da grünt kein Laub,
Die Kinder spielen in Müll und Staub.
Nun kommt ein Leiermann hervor
Und schleppt seinen Kasten durchs offene Tor.
Einen lustigen Walzer spielt er auf,
Da rennt es herbei in schnellem Lauf,
Da krabbeln aus ihren Höhlen heraus
Die Kinder in dem ganzen Haus,
Und über die blassen, ernsten Gesichter
Fliegt es dahin wie Sonnenlichter,
Sie tanzen und wiegen sich hin und her
Im Walzertakt — was will man mehr.“

So hebt Seidel seine poetische Verteidigungsrede für den alten Leierkasten an und führt mit treuherzigem Humor dann weiter aus, wie das übelbeleumundete Instrument mit seinen weiteren Musikstücken auch zum Wohltäter für die erwachsenen Bewohner der Hinterhausquartiere wird. Die alten Weisen „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!“, „Ich bitt' euch lieben Vögelein“ usw. bilden das Repertoire.

Gegenüber dieser altbewährten „Musik der armen Leute“ werden die modernen „Hofphonographen“, wie einen unser Bild zeigt, gewiß nicht aufkommen, wenn sie die Lehre des liebenswürdigen Volksdichters nicht beherzigen. Nicht Arien berühmter Sänger und Sängerinnen, sondern echt volkstümliche Melodien, durch welche selbst bei den Wenigstgebildeten ein warmes Gefühl geweckt wird, sind das Richtige für diese Art von „Hofmusik“. Eine solche Auswahl von Stücken wird auch der Vor-

teil der braven Leiermänner sein, denen der phonographische Apparat das mühselige Drehen des Leierkastens erspart. J. V.

Der tiefe Baß. — Im Winter 1823 saß der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar mit seinem Hofstaat im Theater zu Weimar und erfreute sich an den Klängen einer neueinstudierten Oper. Eben hatte der Bassist eine Arie mit dem tiefen „C“ geschlossen und das Publikum hob die Hände zum Beifallklatschen, da schlossen sich an die letzte Note des Bassisten in einer Weise, als ob so ein tiefes „C“ gar nichts wäre, plötzlich aus einem anderen Munde noch vier abwärts gehende Töne von so markiger und erschütternder Kraft an, daß das beabsichtigte Klatschen in ein wahres Toben überging.

Die Stimme gehörte einem Jenaer Studenten an, der, gemütlich im Parterre sitzend, der Arie aus eigener Machtvollkommenheit noch eine „tiefe Quart“ angehängt hatte.

Der gutgelaunte Fürst ließ die stattliche Biergestalt, welche sich im gewöhnlichen Leben Studiosus der Medizin Stein nannte, nach der Vorstellung in seine Loge rufen und ihm musikalische Ausbildung und Anstellung anbieten, da der Baß des jungen Mannes allerdings ganz außergewöhnlich war. Allein Stein, dem sein ungebundenes Studentenleben lieber war, schlug das Anerbieten aus und kehrte nach Jena zurück.

Doch die Weigerung rächte sich an dem Armen in härtester Weise. Er fiel beim Examen durch, verkam mehr und mehr und starb endlich im Jahre 1846 im Armenhause. O. v. B.

Wie man ehedem den Alkohol bekämpfte. — Die Gesetze des Altertums gegen den „Teufel Alkohol“ waren sehr strenge. Wenn im kunst- und schönheitsinnigen Athen die alten Griechen zur Zeit des weisen Solon (639—559 v. Chr.) einen gesetzgebenden Staatsbeamten zum Tode verurteilten, weil er es wagte, sich zu betrinken, so ging man bei den ernsten Spartanern sogar so weit, das Trinken von Wein überhaupt nicht zu gestatten, indem deren eisenfester Gesetzgeber Lykurg (840 v. Chr.) die gänzliche Ausrottung der Weinstöcke anordnete.

Als Rom noch Republik war, war der Jugend der Genuß des Weines verboten; erst nach dem dreißigsten Lebensjahre

durfte das männliche Geschlecht demselben zusprechen. Dabei galt die Trunksucht vernünftigerweise beim Begehen eines Verbrechens nicht als Milderungsgrund, sondern im Gegenteil als erschwerender Umstand. So erließ zu Mytilene einer der sieben Weisen Griechenlands, Pittakos (648—570 v. Chr.), die Verordnung, daß derjenige, welcher sich im Bann des Weins irgend etwas zuschulden kommen ließ, nicht etwa geringer wie im Zustande der Nüchternheit, sondern doppelt so hoch zu bestrafen sei.

Mohammed, der Stifter des Islams (570—632), verbot bekanntlich im „Koran“, seinem religiösen Gesetzbuch, das Trinken des Weines ganz und gar. Die Päpste erhoben ihre Warnerstimmen, und auch Kaiser Karl der Große (768—814) ermahnte seine Hofbeamten sehr oft und sehr streng, nüchtern zu bleiben.

Als die neuere Zeit anbrach, nahm die „Alkoholbewegung“ nur andere Formen an. Besonders trat dabei hervor der ritterliche König von Frankreich Franz I., indem er 1536 eine sehr scharfe Maßregelung der Trunkenbolde ins Werk setzte durch den Erlaß, daß jeder, der zum ersten Male betrunken angetroffen werde, durch Einsperren bei Wasser und Brot zu strafen sei, das zweite Mal aber „mit Ruten gestrichen“ und beim dritten Male gegeißelt werden solle. War der Trinker unverbesserlich, so wurde ihm erst eine Zehe abgeschnitten, sodann ein Brandmal aufgedrückt, und schließlich entfernte man ihn für immer durch Verbannung aus dem Vaterlande. In anderen Ländern wendete man in der neueren Zeit eine ganz originelle Strafmethode an, um Trunkenbolde wenigstens vorübergehend zu kurieren — durch Gegengift. In Einzelhaft gebracht, erhielten sie nämlich nur solche Kost, die mit Branntwein vermischt wurde, bis der Ekel sie erfaßte, und sie sich weigerten, diese Nahrung zu genießen. Oder man sperrte einfach alle ein, die betrunken auf der Straße angetroffen wurden, und sobald sie wieder nüchtern waren, mußten sie die Gassen kehren, ganz gleich, ob es Millionäre oder Holzhacker waren. K. R.

Sonderbare Ehescheidung. — Seit zwei Jahren bereits warteten Herr und Frau Aarup in Chikago auf die gerichtliche

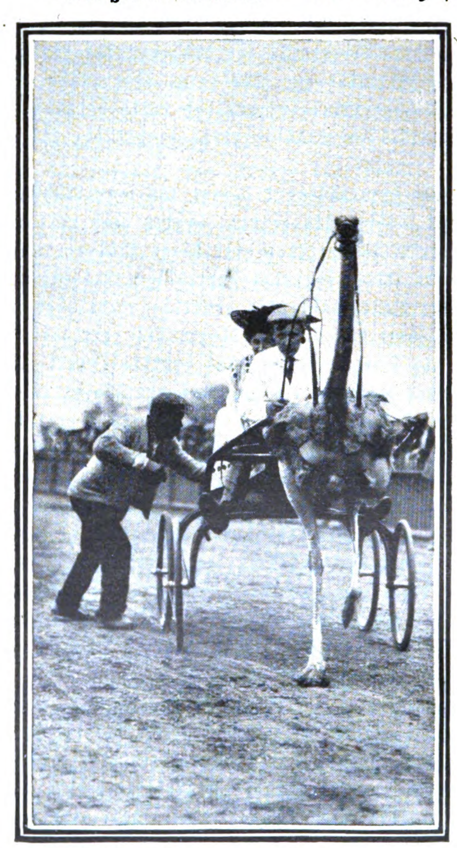
Trennung ihrer Ehe. Die Scheidung konnte deshalb nicht mit der sonst im Yankeelande üblichen Fixigkeit ausgesprochen werden, weil keines der beiden Eheleute auf das ihnen gemeinsam gehörende Wohnhaus verzichten wollte. Um die drei Kinder im Alter von zwei bis acht Jahren stritt man sich nicht lange. Die Mutter beanspruchte sie alle drei, und der Vater überließ sie ihr ohne Widerspruch. Das Haus aber wollte er nicht hergeben, weil seine Bureauräume sich darin befanden, und er durch den Wechsel der Lokalität große geschäftliche Verluste befürchtete.

Dieser Grund war schwerwiegend genug, um vom Richter anerkannt zu werden. Hingegen erschien es ihm auch wieder ungerecht, die reizende junge Frau mit ihren Kindern aus dem Hause zu treiben, das seit vielen Jahren ihre Heimstätte war. Da nun beide Teile einstimmig erklärten, nicht wieder heiraten zu wollen, kam der sich für diesen Fall sehr interessierende Richter auf den Gedanken, das strittige Objekt zu teilen. Er sah sich das Haus an und entwarf eigenhändig den Plan zu einer inneren Veränderung, die es den geschiedenen Gatten ermöglichte, nebeneinander zu hausen, ohne sich begegnen zu müssen. Die dem Manne für seine Geschäftszwecke dienenden Räumlichkeiten und ein darüber gelegenes Zimmer sollten durch eine Wendeltreppe verbunden, und alle zu den übrigen Zimmern führenden Türen zugemauert werden. Der Mann konnte dann nur den Geschäftseingang benützen, während das Hauptportal allein für die von ihm getrennte Familie und die Mieter einer Vorderwohnung zugänglich blieb.

Das Seltsamste an der ganzen Sache aber ist nun, daß die Frau sich verpflichten mußte, als Gegenleistung für die ihr vom Manne zu zahlenden Gelder seine Verpflegung und Beköstigung weiter zu übernehmen. Von der Küche zum Bureau mußte ein Speisenaufzug eingerichtet werden, dem der geschiedene Gatte die Mahlzeiten zu festgesetzten Stunden fertig angerichtet entnehmen kann. Zur Reinigung der von ihm benützten Räume muß er selbst einen dienstbaren Geist anstellen, doch für Instandhaltung seiner Wäsche hat Frau Aarup

nach wie vor zu sorgen. Ein kleines Schiebetürchen in der Scheidewand dient dazu, Wäsche und andere Gegenstände hin und her zu reichen. M. R.

Straußentrabrennen. — Der Strauß ist ein außerordentlich schnelles Tier, was am besten aus den Schwierigkeiten hervorgeht, die mit der Jagd auf ihn verknüpft sind. Die Beduinen in der nördlichen Sahara suchen sich stets, wenn sie auf die Straußenjagd ausziehen, um einen Edlim, einen Tiefschwarzen, wie man den erwachsenen männlichen Vogel nach den kleinen kohlschwarzen Federn des Rumpfes nennt, zu erlegen, die schnellsten und ausdauerndsten Pferde aus. Trotzdem nun drei Jäger hinter dem flüchtigen Edlim in gestrecktem Galopp einherstürmen und stets die Krümmungen, die der



Ein Strauß vor einem Traberwagen.

Vogel auf seinem Weg beschreibt, abschneiden, vergehen doch mehrere Stunden, und sind die höchsten Anstrengungen der Pferde nötig, bis man den Strauß erreicht und ihn mit einem Knüttel durch einen Schlag auf den Kopf niederstrecken kann.

Diese Schnelligkeit im Verein mit der beträchtlichen Körperkraft hat nun erfinderische amerikanische Köpfe auf den Gedanken gebracht, Strauße zu Trabern abzurichten und mit ihnen Trabrennen zu veranstalten. Obwohl der Strauß ziemlich eigensinnig und störrisch ist, gelingt die Zähmung und Abrichtung doch verhältnismäßig leicht. In Kordofan und anderen Gegenden Afrikas werden auf vielen Höfen gezähmte Strauße gehalten, die man mit den Schafen zur Weide gehen läßt. Sobald der erste heftige Widerstand des Straußes gebrochen ist, ist er willig und folgsam, läßt sich das Geschirr anlegen und gehorcht dann auch, nachdem er eingefahren ist, regelrecht dem Zug der Zügel, wie die verschiedenen Trabrennen, die man auf einer Rennbahn New Yorks abgehalten hat, wiederholt bewiesen haben. Man benützt dazu dasselbe leichte Geschirr und dieselbe leichte Wagenart, wie sie für die Trabrennen von Ponys üblich sind. Ein Strauß vermag nicht nur den Kutscher, sondern auch noch eine zweite Person zu ziehen und entwickelt gleichwohl eine bedeutende Schnelligkeit. Die Strauße, die man zu den Rennen verwendet, stammen aus Südkalifornien, wo seit Jahren große Zuchtfarmen zur Gewinnung der kostbaren Federn bestehen. Th. S.

Eine Kriegslist. — Im Jahre 1836 war eine Militärstation im Dakotaterritorium bereits mehrere Wochen hindurch von Indianern eingeschlossen und dem Untergange nahe. Die Munition bestand nur noch aus wenigen Patronen, die Lebensmittel waren aufgezehrt, und ein Entsatz schien ausgeschlossen. Die Verteidiger der Station sahen einen furchtbaren Tod vor sich.

Da ergriff der Kommandant Custer als letztes Rettungsmittel eine sonderbare List. Er ließ zwei gefangene Indianer vor sich bringen und zeigte ihnen eine leere, gut verkorkte Flasche, die vordem Lederöl enthalten hatte. „Seht her, ihr roten

Schufte, an dieser Flasche hängt euer und eures ganzen Stammes Leben, denn hier habe ich Menschenpocken gefangen und eingesperrt. Ihr wißt, wie es den Pani ergangen ist, ihre Knochen bleichen auf der Prärie. Macht ihr nun nicht, daß ihr mit eurer ganzen Bande bis Sonnenuntergang verschwunden seid und jede Feindseligkeit eingestellt habt, so öffne ich die Flasche und lasse die Pocken über das Land dahinfahren. Und nun macht, daß ihr verschwindet!"

Dies ließen sich die beiden Indianer nicht zum zweiten Male sagen, sie rannten zu den Ihrigen, denen sie das Gehörte erzählten.

Die Indianer besaßen alle aus Erfahrung eine unerhörte Furcht vor den Pocken, und es dauerte nicht lange, da war keine Spur von den Feinden mehr zu erblicken, und die Station gerettet. Custer wurde sein Lebtag hindurch von den Indianern „der große Pockenhäuptling" genannt. M. L—l.

Ein fürstliches Preisausschreiben. — Landgraf Wilhelm IX. von Hessen-Kassel, der spätere Kurfürst Wilhelm I., blieb, trotzdem die Nachbarstaaten die Zöpfe in ihren Armeen schon längst abgeschafft hatten, der alten Sitte mit einer Zähigkeit treu, die ihm nicht wenig den Spott seiner Zeitgenossen eintrug. Um echte und schöne Zöpfe zu erzeugen, setzte er eines Tages sogar einen Preis für eine den Haarwuchs befördernde Salbe aus. Dieser merkwürdige Erlaß, der in dem ganzen Kurfürstentum verbreitet wurde, ist in einigen Exemplaren noch vorhanden.

Natürlich benützten die verschiedensten Schwindler diese Gelegenheit, um ihren Beutel zu füllen. So ließ sich auch einst im Schlosse zu Wilhelmshöhe bei dem Landgrafen ein Mann melden, der ein unfehlbares Haarwuchsmittel erfunden haben wollte. Aufgefordert, einen Beweis für die Güte seiner Salbe zu erbringen, erschien der Schwindler am folgenden Tage mit einem Menschen im Schlosse, der nur über ein recht dünnes und kurzes Haupthaar verfügte. — „Kurfürstliche Gnaden," begann der Gauner, „ich werde diesen Mann nach vierzehn Tagen wieder vorstellen, und er wird infolge der Behandlung mit meiner Salbe eine wahre Löwenmähne haben."

Wirklich stellte sich der Betrüger nach zwei Wochen wieder im Schlosse ein, und zum Erstaunen des Kurfürsten hatte das Versuchsobjekt jetzt das prächtigste, dichteste und längste Haar, wie man es nur selten zu sehen bekam. Eine genaue Untersuchung stellte fest, daß es echt war. Trotzdem wünschte der mißtrauische Kurfürst eine weitere Probe, bevor er das Mittel ankaufen wollte; doch der Erfinder wußte durch schlaue Andeutungen, daß ihm schon von anderer Seite hohe Summen für die Salbe geboten seien, alle weiteren Bedenken zu zerstreuen und erreichte es, daß ihm noch an demselben Tage ein bedeutender Geldbetrag für das Haarwuchsmittel ausbezahlt wurde, worauf er natürlich auf Nimmerwiedersehen verschwand.

Die Salbe aber, deren Zusammensetzung nichts als ein unglaublicher Mischmasch aller möglichen Mixturen war, wirkte bei keinem Soldaten, so eifrig man auch damit deren Köpfe bestrich.

Ein Zufall brachte dann auch die Lösung des Rätsels. Der Schwindler hatte die Ähnlichkeit zweier Männer, von denen der eine über sehr üppiges und langes, der andere über gleichfarbiges, aber sehr spärliches Kopfhaar verfügte, zu der Täuschung benützt, die wohl nie erklärt worden wäre, wenn nicht einer der Gehilfen des Betrügers die Sache später in der Betrunkenheit erzählt hätte.

Als der Kurfürst im Jahre 1821 starb, und sein Sohn an die Regierung kam, war der erste Akt des neuen Regenten das — Zopfabschneiden. Die Soldaten warfen die abgeschnittenen Zöpfe in Menge in die Fulda, und der Spiegel des Stromes war längere Zeit mit diesen schwimmenden Zeichen eines veralteten Brauches bedeckt. W. K.

Die Wanderlust der Moleküle. — Eine höchst seltsame Erscheinung ist es, daß die Moleküle, jene kleinsten Teile, aus welchen alle Stoffe zusammengesetzt sind, vielfach eine unaufhaltsame Wanderlust offenbaren. Stets gelangt sie zum Ausdruck, wenn wir Flüssigkeiten von verschiedener Dichtigkeit miteinander mischen. Doch macht sie sich hier nicht so auffällig wie bei festen Stoffen.

Besonders wanderlustig ist vermöge seiner Löslichkeit in anderen Elementen und Verbindungen sowie infolge seines

hohen spezifischen Gewichtes das Gold. Legt man beispielsweise ein Stückchen Gold in Quecksilber, so gibt das Gold seinen Zusammenhang alsbald auf, und seine kleinsten Teile durchdringen nach allen Seiten hin das Quecksilber. Aber seine Wanderlust betätigt sich noch viel stärker. Setzt man einen Zylinder aus Blei auf einen Zylinder aus Gold und erwärmt beide mäßig, ohne daß auch nur annähernd der Schmelzpunkt des Bleies erreicht wird, so beginnen die Goldmoleküle in die Bleisäule hinaufzukriechen und durchsetzen sie allmählich völlig, wobei sich allerdings der größte Goldgehalt im Fuße der Bleisäule und der geringste in ihrer Spitze anhäuft. Umgekehrt steigen die Bleimoleküle in den Goldzylinder hinab.

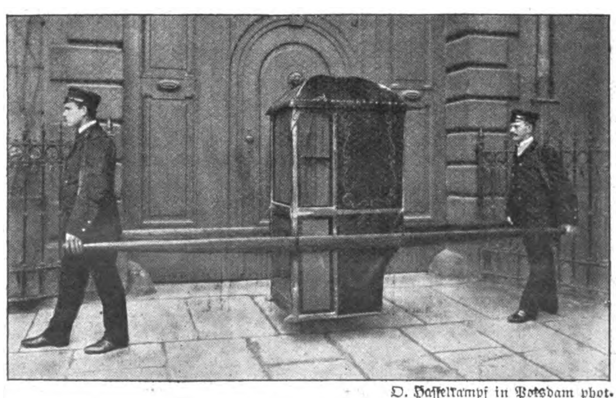
Diesen regen Wandertrieb zeigt das Gold auch in der freien Natur. Es ist nichts Seltenes, daß man in verlassenen Goldbergwerken auf Holzzimmerungen stößt, die reichlich mit Goldteilchen durchsetzt sind. Ferner ist in Bächen und Flüssen, die Gold führen, auf dem Grunde lagerndes Holz zuweilen so stark goldhaltig, daß man aus einer Tonne Holz schon mehrere Unzen Gold gewonnen hat. Es ist ein wissenschaftlicher Grundsatz, daß das Urgestein kein Gold aufweist. Und doch wurde vor einigen Jahren in dem Granit der Steinbrüche von Crippl Creek in Kolorado ein beträchtlicher Goldgehalt festgestellt. Weitere Untersuchungen bestätigten das Vorhandensein in dem Granit, so daß jetzt der Kubikmeter für sechshundert Mark verkauft wird, um in den Schmelzwerken von Denver auf die Goldgewinnung verarbeitet zu werden. Die Goldmoleküle verstehen es also, sogar in das feste Urgestein einzuwandern.

Ebenfalls recht wanderlustig sind die Moleküle des Silbers und Platins. Erhitzt man einen Klumpen silberhaltigen Schwefelkieses längere Zeit hindurch tief unter dem Schmelzpunkt des Erzes oder des Silbers, so bahnen sich die Silberteilchen den Weg nach außen und lagern sich in einer gediegenen Schicht auf der Oberfläche des Erzklumpens ab. Obwohl das Platin zu den schwersten und festesten Metallen gehört, so wandern dennoch bei einer gelinden Erwärmung seine Moleküle in ein Bleistück hinauf, das auf ein Platinstück gelegt worden ist.

Noch wunderbarer sind aber die Wanderungen des Kohlenstoffs. Wird ein erhitztes Eisenstück mit Kohlenstoff umgeben, so dringen die Kohlenmoleküle in das glühende Metall ein und hören erst auf zu wandern, wenn das Erhitzen eingestellt wird. Auf diesem Wandertrieb des Kohlenstoffes beruht das in den Eisenwerken geübte Verfahren des Zementierens des Eisens, das auf eine Sättigung des Eisens mit Kohlenstoff abzielt.

Endlich sei noch folgendes merkwürdige Beispiel von der Wanderlust des Kohlenstoffs erwähnt. Legt man zwei glatte Eisenstücke von verschiedenem Kohlenstoffgehalt aufeinander, wie ein Stück Gußeisen und ein Stück Schmiedeisen, und erwärmt sie unter Druck, so beginnt der Kohlenstoffüberschuß des Gußeisens so lange über die Trennungsfuge hinweg in das Schmiedeisen hineinzuwandern, bis beide Eisenstücke den gleichen Kohlenstoffgehalt besitzen. Th. S.

Hofchaisenträger in Dresden. — Es ist noch gar nicht lange her, da war für das Straßenleben in Dresden der Chaisen-



O. Hasselkampf in Potsdam phot.

Hofchaisenträger in Dresden.

träger im kanariengelben Frack mit blauen Aufschlägen, mit seinen Kniehosen und Gamaschen namentlich zur Zeit des Konzert- und Theaterbeginns eine typische Erscheinung, die

sofort dem Fremden auffiel. Auch die Sänften, „Chaisen“ genannt, waren gelb von Farbe, und das Chaisenträgerhäuschen auf dem Altmarkt wie die Chaisenträgerhalle im Königlichen Schloß wurde gern von den Kindern umgafft, weil die urgemütlichen Chaisenträger in ihren Mußestunden wie brave alte Großmütter Strümpfe zu stricken pflegten. Die alte Sitte stammte aus derselben Zeit, der die sächsische Residenzstadt ihre berühmte Terrasse, ihre kostbaren Kunst- und Porzellansammlungen, ihren Zwinger, dieses Kleinod deutscher Rokokobaukunst, verdankt. Diese Zeit kannte noch keine Automobile, und die Rücksicht auf „hohe“ Kranke, denen das Zipperlein im Bein saß, wird wohl diese sanfte Art des Transports für kurze Besuche am Königshofe Frankreichs aufgebracht haben, den Kurfürst August der Starke, König von Polen, mit so vielem Glanz nachzuahmen beflissen war. In Dresden war die Einrichtung aus einer Hofsitte eine Sitte der vornehmen Gesellschaft geworden, die sich, ohne gerade stark in Brauch zu sein, bis in unsere Zeit erhielt. Unser Bild mit den ihre Chaise sanft und manierlich dahertragenden wackeren Chaisenträgern, welche zum Hofdienst gehören, gemahnt an dies alte Überbleibsel aus dem Zeitalter der Galanterie, der Puder- und Zopfperücken, der mit Perlen und Edelsteinen besetzten emailbemalten Schnupftabaksdosen, der buntseidenen großen Taschentücher und hohen Bambusstöcke mit Goldknöpfen. B. H.

Künstlerneid. — In Italien und Frankreich waren zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zwei Komponisten, Paisiello und Zingarelli, sehr beliebt. Als jedoch Rossinis Opern immer größeren Anklang fanden, stand man den Kompositionen der erstgenannten Künstler bald interesselos gegenüber. Zingarelli als Direktor des Konservatoriums für Musik in Neapel untersagte aus Neid seinen Schülern bei schwerer Strafe das Studium Rossinischer Partituren. Wer bei diesem Studium betroffen wurde, durfte das Konservatorium nicht mehr besuchen. Nur durch einen königlichen Befehl konnte Zingarelli schließlich dazu gebracht werden, dieses Verbot aufzuheben.

Da traf eines Tages Zingarelli mit Rossini zusammen. Rossini kannte die Abneigung Zingarellis gegen seine Opern-

werke. Zingarelli wurde von einem seiner Schüler begleitet und versuchte, Rossini dadurch zu demütigen, daß er dem Meister seinen Schüler mit den Worten vorstellte: „Sehen Sie, lieber Rossini, dieser junge Mann ist auch so ein Nachahmer Ihrer Musik. Wollen Sie ihm nicht einmal ins Gewissen reden, daß er das unterläßt?"

Rossini sah seinen eifersüchtigen Kollegen lächelnd an und sagte zu ihm mit vergnügter Miene: „Sie verlangen von mir Unnötiges, verehrter Direktor. Ich meine, Sie besorgen das bereits so gründlich, daß für mich nichts mehr zu sagen übrigbleibt." A. M.

Blitzschlag im Kaukasus. — Im Kaukasus haben die Bewohner eine ganz besondere Art von Respekt vor dem Gewitter. Wenn jemand vom Blitz getötet wird, so sagen sie, der Prophet Elias habe ihn geholt, der Herrgott ihn dadurch besonders ausgezeichnet. Man erhebt ein Freudengeschrei, man tanzt und springt um den Leichnam herum. Von allen Seiten laufen die Nachbarn herbei, um die Wohltat zu preisen. Ist das Gewitter vorüber, so wird der Tote umgekleidet, auf ein Lager in die Stellung gebracht, wie man ihn im Tode gefunden hatte, und nun geht der Lärm von neuem los. Die nächsten Verwandten sind so frohgesinnt und lustig wie die anderen, denn wer eine Miene verzöge, versündigte sich am Propheten Elias. W. B.

Das Erinnerungsfrühstück. — Von einem Amerikaner, der durch umsichtige Ausnützung seiner mühsam erworbenen Kapitalien jedes Jahr soundsoviele Millionen den bereits vorhandenen hinzufügt, wird die folgende hübsche, echt menschliche Geschichte erzählt. Der alte Herr schritt eines Morgens inspizierend seine Geschäftsräume ab, als er im Packzimmer auf einem Gestell ein Frühstückspaket erblickte, das ein neu eingetretener Laufbursche vor Antritt einer Besorgung soeben dort niedergelegt hatte. Eine halbvergessene Erinnerung an die Frühstückspäckchen aus den Anfängen seiner eigenen Laufbahn stieg in ihm auf, und neugierig, wie wohl bei der jetzigen Jugend solch ein Mitgebrachtes beschaffen sei, griff er danach und wickelte es auseinander. Es enthielt zwei wurstbelegte Brötchen und ein Stück Käse.



Leise lächelte der greise Krösus vor sich hin. Mit greifbarer Deutlichkeit stieg seine frühe Jugend vor ihm auf. Er sah sich wieder als kleinen Laufburschen, und das Päckchen, das er in der Hand hielt, war sein eigenes Frühstück, wie es ihm vor mehr als einem halben Jahrhundert die geliebte Mutter zurechtgemacht hatte. Unmöglich konnte er der Versuchung widerstehen, dies Erinnerungsfrühstück nun auch zu kosten. Mit dem glücklichen Mutwillen seines heraufbeschworenen zwölften oder dreizehnten Jahres biß er tief hinein, und lächelnd stellte er fest, daß sich diesem Göttermahle gegenüber bei ihm auch der damalige köstliche Appetit wieder einzustellen schien.

Der Besitzer des Frühstückpakets kam zurück, und sein Gesicht beim Anblick des schmausenden Chefs wäre für einen Charakterzeichner eine dankbare Studie gewesen.

„Herr, das ist mein Frühstück, das Sie da verzehren!“ rief er vorwurfsvoll.

„Ich weiß, mein Junge,“ antwortete der alte Herr, noch immer lächelnd. „Jetzt mußt du mir's schon überlassen. Da hast du eine Hundertdollarnote, kaufe dir ein neues Frühstück dafür. So gut wie dies hier wird es freilich nicht schmecken,“ fügte er mit einem lustigen Augenzwinkern hinzu. C. D.

Der heilige Floh. — Den Kamtschadalen gilt der Floh als heiliges Tier. In ihren Göttersagen spielt er eine hervorragende Rolle. Zwar versuchen auch die Leute auf Kamtschatka sich dieser angenehmen Tiere zu erwehren; wenn sie jedoch einem dieser Blutsauger den Garaus machen, so tun sie dies nur unter gewissen Zeremonien.

Die Flöhe sollen nämlich nach der Sage der Bevölkerung die Erdbeben verursachen. Der Höllengott Tuil fährt nach ihrer Meinung mit einem Hundeschlitten in der Unterwelt umher; hält der ziehende Hund inne, um sich eines ungebetenen Gastes durch Schütteln zu entledigen, so gerät die Erde in Bewegung, es gibt ein Erdbeben.

Die Kamtschadalen glauben auch, daß die Flöhe das Heulen des Sturmes verursachen. Die Windsbraut, die Göttin Uschachtscht, wird als ein häßliches, keifendes Weib geschildert, das ein Kind auf dem Rücken trägt. Kommen dem kleinen

Kinde die heiligen Flöhe zu nahe, so bricht es in ein lautes Weinen aus. Aus der Stärke des Sturmes glauben die Kamtschadalen entnehmen zu können, ob das Kind wenig oder stark von den heiligen Tieren geplagt wird. O. v. B.

Der unheimliche Name. — Wilhelm Tóth, der vor längeren Jahren verstorbene Vorsitzende des ungarischen Magnatenhauses, war seit Jahren Gast des Bades Gastein, welches auch König Wilhelm von Holland öfters zu seiner Kur benützte. Aus jener Zeit pflegte Tóth folgende Erinnerung zu erzählen: „Alle höheren Würdenträger, die dort waren, stellten sich stets dem alten Herrn vor. So verlangte es die Schicklichkeit. Der König aber hatte kein gutes Gedächtnis mehr, so daß man sich ihm immer von neuem vorstellen lassen mußte. Nun hatte er, wie das ja bei alten Herren ziemlich häufig vorkommt, eine unbändige Scheu vor dem Tode. Er konnte das Wort nicht einmal hören, und man durfte in seiner Gegenwart niemals vom Sterben sprechen. Man kann sich also denken, welche Wirkung es auf ihn machte, als ich ihm vorgestellt wurde. Als man mich ihm mit den Worten präsentierte: ‚Wilhelm Tóth!‘ zuckte er sichtlich zusammen. Ich konnte mir zuerst den sichtlich peinlichen Eindruck, den er bei meiner Vorstellung erhalten, nicht erklären, bei der Vorstellung im nächsten Jahre aber, als man ihm wieder meinen Namen: ‚Wilhelm Tóth‘ nannte, trat er einen Schritt zurück und sagte dann zu mir: ‚Haben Sie aber einen unheimlichen Namen!‘ Nun war es mir klar, woher der Wind wehte.“ C. A. L.

Von der Essenszeit. — Es ist nicht uninteressant, zu beobachten, wie stark sich im Laufe der Jahrhunderte der Zeitpunkt verschoben hat, an welchem man die Mittagsmahlzeit einzunehmen pflegte. Im vierzehnten Jahrhundert noch pflegte der König von Frankreich, wie uns Chronisten berichten, bereits um zehn Uhr morgens zur Mittagstafel zu gehen. Heinrich IV. und Ludwig XIV. speisten um elf Uhr, und erst Ludwig XV. setzte die Tischzeit auf zwei Uhr fest, ein Brauch, an welchem man bis zum Beginn der Revolution festhielt. Auch in den übrigen europäischen Staaten ist der Zeitpunkt der Einnahme des Mittagsmahles einem großen Wechsel

unterworfen gewesen. Die Könige von Spanien pflegten noch im achtzehnten Jahrhundert um zwölf Uhr zu Mittag zu essen, in England aber setzte man sich unter der Herrschaft Heinrichs VIII., nachdem man um sieben Uhr gefrühstückt hatte, bereits um zehn Uhr zu Tisch.

Auch während der Regierung der Königin Elisabeth nahm man um elf Uhr das Mittagsmahl ein, wenngleich es namentlich den Hofdamen der jungfräulichen Königin um diese Zeit oft recht schwer gefallen sein mag, schon wieder Trank und Speise zu genießen, denn das Frühstück, das die jungen Ladys in der Umgebung der Königin zu jener Zeit um acht Uhr vorgesetzt erhielten, war bereits ein sehr solides und bestand zumeist aus einem Stück derben Pökelfleisches und einer Kanne Bier.

Im Deutschen Reiche ist die Stunde der Mittagsmahlzeit heute noch eine sehr verschiedene. Während man in Mittel- und Süddeutschland sich in der Zeit zwischen zwölf und ein Uhr zu Tische setzt, nimmt man im nördlichen Deutschland das Mittagsmahl meist weit später ein. O. L.

Ein Blick in die Zukunft. — In New Orleans kam die schwarze Dienstmagd der Gattin des Gouverneurs eines Tages zu ihrer Herrin.

„Nun, Jenny, was wollen Sie?“ fragte diese, die sofort sah, daß die brave Negerin etwas auf dem Herzen habe.

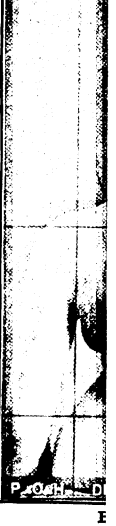
„Ach, bitte, Missis, kann ich wohl Mittwoch über drei Wochen den Nachmittag frei bekommen? Ich möchte gern zur Beerdigung meines Bräutigams.“

„Was?“ rief die Herrin erstaunt. „Zur Beerdigung Ihres Bräutigams wollen Sie? Aber Sie wissen ja noch gar nicht, ob er bis dahin sterben wird! Das ist doch etwas, das wir nie sicher voraussagen können.“

„Ja, Missis,“ sagte das Mädchen mit triumphierender Stimme, „bei ihm bin ich sicher, weil er an diesem Tage gehängt werden soll.“ O. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Pas ... orthopädische Heilanstalt



E

Erfolgreic

Oh

✦✦ Union

Die

Ein

52 er

Unive

herau

Dr.

und 6

bunde

Ein

erster A

eine Ge

aus die

soll und

geschaffe

nen wi

lernen,

nur mö

ten Ge

bestimm

derart

stattet

DATE DUE			

